

ENGELHORN'S allgemeine ROMAN-BIBLIOTHEK.



Vollmondzauber.

Von

Ossip Schubin.



Engelhorns

Allgemeine

R... ...hek.

der ... Völker.

Preis je ... . 75 Pf.

(26 Bänd ... 19 M. 50 Pf.)

Ueb ... eß" schreibt das „P ...

Die ... Jahren ihres Bestandes ... Weise Eingang zu versch ... in dem nicht auch die ... Billigkeit im Vereine ... en, aber doch nicht engl ... en Erfolg begreiflich e ... Engelhornsche Unterneh ... nd schädlichen Litteratur ... des deutschen Mittelstan ... worden. An Stelle jen ... enden Lektüre gute geist ... eisen das Bedürfnis ... ngelhornschen Romanbi ... – wie bereits erwähnt ... toren in vortrefflichen ... Werken englischer, amerikanischer und französischer Autoren finden wir in den bisherigen Jahrgängen auch die italienische, polnische, russische, skandinavische, spanische und ungarische Romanlitteratur durch hervorragende Werke vertreten.

All' dies berechtigt zu dem Wunsche, daß das Unternehmen sich auch weiterhin von demselben Streben leiten lassen möge; dann werden die beliebten „Rotröcke" zu den vielen alten Freunden gewiß noch manchen neuen erwerben.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 **Pf.** für den broschierten und 75 **Pf.** für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Band
1. 2. Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
3. Conway, Aus Nacht zum Licht.
4. Praed, Zéro.
5. 6. Gréville, Wassilissa.
7. Aïdé, Vornehme Gesellschaft.
8. 9. Ohnet, Gräfin Sarah.
10. Braddon, Unter der roten Fahne.
11. Halévy, Abbé Constantin.
12. Verga, Ihr Gatte.
13. 14. Reade, Ein gefährliches Geheimnis.
15. Theuriet, Gérards Heirat.
16. Gréville, Dosia.
17. Kraszewski, Ein heroisches Weib.
18. 19. Norris, Eheglück.
20. Kielland, Schiffer Worse.
21. Colombi, Ein Ideal.
22. Conway, Dunkle Tage.
23. Boyesen-Spielhagen, Novellen.
24. Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin.
25. 26. Delpit, Ein Mutterherz.

Zweiter Jahrgang.

Band
1. 2. Ohnet, Der Steinbruch.
3. Lindau, Helene Jung.
4. Bret Harte, Maruja.
5. Die Sozialisten.
6. Halévy, Criquette.
7. Wilbrandt, Der Wille zum Leben. — Untrennbar.
8. Valera, Die Illusionen des Dr. Faustino.
9. 10. Sarjeant, Zu fein gesponnen.
11. Kielland, Gift.
12. — Fortuna.
13. 14. Ohnet, Lise Fleuron.
15. Sarina, Aus des Meeres Schaum.
16. Frey, Auf der Woge des Glücks.
17. 18. Croker, Die hübsche Miß Neville.
19. Feuillet, Die Verstorbene.
20. Hopfen, Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten.
21. 22. Alexander, Ihr ärgster Feind.
23. v. Glümer, Ein Fürstensohn — Zerline.
24. Bret Harte, Von der Grenze.
25. 26. Conway, Eine Familiengeschichte.

Dritter Jahrgang.

Band
1. 2. Yemin, Die Versaillerin.
3. Braddon, In Acht und Bann.
4. Schjörring, Die Tochter des Meeres.
5. 6. Malot, Lieutenant Bonnet.
7. About, Pariser Ehen.
8. Marrat, Hanna Warners Herz.
9. 10. Boyesen, Eine Tochter der Philister.
11. Gréville, Savelis Büßung.
12. 13. Ohnet, Die Damen von Croix-Mort.
14. Pasqué, Die Glocken von Plurs.
15. 16. Daudet, Fromont jun. und Risler sen.
17. Hopfen, Der Genius und sein Erbe.
18. Reade, Ein einfach Herz.
19. 20. Malot, Baccarat.
21. Norris, Mein Freund Jim.
22. Sienkiewicz, Hanna.
23. de Tinseau, Das beste Teil.
24. 25. Conway, Lebend oder tot.
26. de Bonnières, Die Familie Monach.

Vierter Jahrgang.

Band
1. 2. Haggard, Eine neue Judith.
3. Ohnet, Schwarz und Rosig.
4. Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
5. 6. Yemin, Jahre des Gärens.
7. Lafontaine, Gute Kameraden.
8. Lie, Die Töchter des Commandeurs.
9. 10. Malot, Zita.
11. Gréville, Die Erbschaft Xenias.
12. Voß, Kinder des Südens.
13. 14. Fogazzaro, Daniele Cortis.
15. Sarjeant, Die Herz-Neune.
16. 17. Ohnet, Sie will.
18. v. Wolzogen, Die Kinder der Excellenz.
19. Sarina, Um den Glanz des Ruhmes.
20-22. Daudet, Der Nabob.
23. Burnett, Der kleine Lord.
24. Theuriet, Der Prozeß Froideville.
25. 26. Braddon, Stella.

Fünfter Jahrgang.

Band
1. 2. Hopfen, Robert Leichtfuß.
3. Daudet, Der Unsterbliche.
4. Ouida, Lady Dorotheas Gäste.
5. 6. Memini, Marchesa d'Arcello.
7. Was der heilige Joseph vermag.
8. v. Glümer, Alessa. — Keine Illusionen.
9. 10. Philips, Wie in einem Spiegel.
11. Kielland, Schnee.
12. Claretie, Jean Mornas.
13. 14. Wood, Auf der Fährte.
15. v. Roberts, Satisfaktion.
16. Gravière, Die Scheinheilige.
17. 18. Ohnet, Doktor Rameau.
19. Peschkau, Frau Regine.
20. de Maupassant, Zwei Brüder.
21. 22. Farina, Mein Sohn.
23. Gréville, Dosias Tochter.
24. Lie, Der Lotse und sein Weib.
25. 26. Daudet; Numa Roumestan.

Sechster Jahrgang.

Band
1. 2. v. Wolzogen, Die tolle Komteß.
3. de Tinseau, Eine Sirene.
4. Philips, Jack und seine drei Flammen.
5. 6. Gunter, Mr. Barnes von New York.
7. Theuriet, Gertruds Geheimnis.
8. Conway, Wunderbare Gaben.
9. 10. Ohnet Letzte Liebe.
11. Voß, Die Sabinerin.
12. Memini, Mia.
13. 14. Croker, Diana Barrington.
15. v. Heigel, Der reine Thor.
16. Pontoppidan, Ein Kirchenraub.
17. 18. Daudet, Die Könige im Exil.
19. Philips, Die verhängnisvolle Phryne.
20. 21. Ohnet, Sergius Panin.
22. Serao, Achtung Schildwache.
23. Rabusson, Salonidylle.
24. 25. Gunter, Mr. Potter aus Texas.
26. Murray, Ein gefährliches Werkzeug.

Siebenter Jahrgang.

Band
1. 2. v. Roberts, Preisgekrönt.
3. Ohnet, Die Seele Pierres.
4. Theuriet, Zum Kinderparades.
5. 6. Aïdé, Imogen.
7. Daudet, Port Tarascon.
8. Hope, Ein Mann von Bedeutung.
9. 10. Galitzin, Ohne Liebe.
11. Norris, Die Erbin.
12. 13. v. Wolzogen, Die kühle Blonde.
14. de la Brète, Mein Pfarrer und mein Onkel.
15. Voß, Der Mönch von Berchtesgaden.
16. 17. Haggard, Oberst Quaritch.
18. Peschkau, Noras Roman.
19. de Renzis, Auf Vorposten und andere Geschichten.
20. 21. de Tinseau, Versiegelte Lippen.
22. Jeffery, Aus den Papieren eines Wanderers.
23. Theuriet, Mein Onkel Scipio.
24. 25. Delpit, Wie's im Leben geht.
26. de Renzis, Verhängnis.

Achter Jahrgang.

Band
1. 2. Croker, Irgend ein Anderer.
3. Gordon, Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge.
4. Feuillet, Künstlerehre.
5. 6. Böhlau, In frischem Wasser.
7. Norris, Die geprellten Verschwörer.
8. Gordon, Daphne. Deutsch von F. Spielhagen.
9. 10. Remin, Ein Genie der That.
11. Poradowska, Mischa.
12. 13. v. Wolzogen, Der Thronfolger.
14. Colombi, Im Reisfeld. — Ohne Liebe.
15. Mairet, Eine Künstlerin.
16. 17. Gunter, Miß Niemand.
18. Heyse, Das Marienkind.
19. Villinger, Schwarzwaldgeschichten.
20-22. Daudet, Jack.
23. Der schwarze Koffer.
24. Mairet, Der Affenmaler.
25. 26. Masterman, Schwer geprüft.

Forts. siehe 4. Seite d. Umschlags.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Fünfzehnter Jahrgang. Band 17.

Vollmondzauber.

Roman

von

Ossip Schubin.

Erster Band.



Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1899.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Ihrer Durchlaucht

der Frau

Prinzessin Marie von Thurn-Taxis

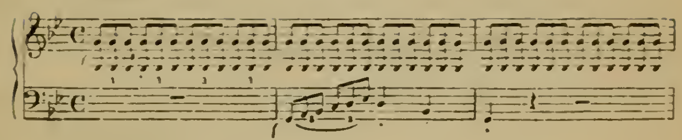
geb. Prinzessin zu Hohenlohe

in herzlicher Verehrung zugeeignet.



Bonrepos, 14. August 1898.

Motto.



Erstes Kapitel.

Der Oberst des 32. Dragonerregiments, Baron Stahl, war soeben von einer Inspektion nach Breznitz zurückgekehrt. Die Inspektion hatte in Zdibitz stattgefunden, einem Städtchen, das von Breznitz volle anderthalb Reitstunden entfernt lag, und in dem die vierte Eskadron dieses Regiments garnisoniert war.

Es war ein kalter, windiger Oktobernachmittag. Die Sonne schien zwar hell, aber sie wärmte nicht, und auf den Straßen lag ein dicker, brauner Brei, in dem die Pferde bis über die Hufe versanken. Der lange Ritt hatte nicht zu den erquicklichsten gehört. Der Oberst fühlte sich, wenn auch nicht müde — welcher flotte Reitersmann würde so etwas zugestehen? — doch immerhin froh, unter Dach zu kommen. Er forderte die ihn begleitenden Offiziere auf, eine Tasse Thee bei ihm zu trinken.

In seiner Wohnung fand er alles genau, wie es sein sollte: die Oefen geheizt, die Lampen angezündet. Er hieß seinen Diener das Theezeug in das Rauchzimmer bringen und sprach die Hoffnung aus, daß seine Gäste sich recht zu Hause bei ihm fühlen möchten. Dies schien ihnen nicht schwer zu fallen, und da nun einer nach dem andern dem Obersten die Behaglichkeit seines Heims rühmte, bemerkte er triumphierend: „Nicht wahr, meine Herren, der Mangel einer Hausfrau macht sich entschieden nicht — unangenehm fühlbar?“ Das „Nicht“ betonte er mit der Verbissenheit eines alten Junggesellen, dem einmal etwas quer gegangen ist.

Die meisten Herren lachten über das „Nicht“ und die Kunstpause wie über einen sehr guten Witz. Ueber die Witze des Obersten lachen seine Offiziere immer.

„Nicht . . . unangenehm . . . nein, nicht . . . unangenehm fühlbar macht sich der Hausfrauenmangel,“ wiederholte einer nach dem andern, und dann setzten sie hinzu: „Freilich, wenn der Hausherr so vorzüglich ist!“

Nur ein Oberstlieutenant Baron Drewinsky brummte: „Laß gut sein, alter Kamerad, es ist sehr gemütlich bei dir — aber schade ist's doch!“

Der Oberst fand diesen Ausspruch taktlos und ärgerte sich darüber. Eben wollte er dem Waffenbruder etwas recht Uebellauniges erwidern, da bemerkte er einen Brief, der knapp neben dem Fuß der Lampe in der Mitte eines Tisches lag. Die Schrift

einer Dame mußte es sein, das war klar; undisziplіniert und kühn, großmächtig und steil füllte sie fast die ganze Fläche des Umschlags aus, obwohl die Adresse sich, alle offiziellen Floskeln weglassend, knapp auf Titel und Namen des Obersten beschränkte. Postmarke und Stempel fehlten, der Brief mochte persönlich abgegeben worden sein.

„Wo kommt der Brief her?" fragte der Oberst etwas unwirsch seinen Diener, der soeben frisch gestopfte Tschibuks für die Herren hereintrug.

„Ich bitte, Herr Oberst, der Herr Graf Swoyschin haben den Brief gebracht."

Dem Obersten sagte der Name nichts, er schüttelte den Kopf, stierte ärgerlich vor sich hin, bis einer seiner Majore ihm ins Gedächtnis zu rufen wagte: „Der neue Oberlieutenant."

„Ach richtig . . . der, der von den Windischgrätz-Dragonern herversetzt worden ist," murmelte der Oberst. „Den hatte ich ganz vergessen. Ja, ja, er sollte heute eintreffen — der Wind hatte mir ihn aus dem Kopfe geblasen. Aber was fällt denn dem ein, mir gleich mit so einer Epistel ins Haus zu fallen?"

„Hm, der Brief enthält gewiß eine warme Empfehlung des jungen Mannes von einer nahen Anverwandten," bemerkte der Oberstlieutenant von Drewinsky, derselbe, der soeben das Junggesellentum des Hausherrn bedauert hatte. Er war ein famoser

Soldat, schneidiger Reiter, vorzüglicher Kamerad und hatte nur eine unangenehme Eigenschaft: er fühlte sich bei jeder halbwegs möglichen Gelegenheit verpflichtet, den Demokraten herauszukehren, obzwar er es eigentlich nicht nötig gehabt hätte, da er aus einer sehr anständigen Militäradelsfamilie stammte. Im Herzen hatte er eigentlich nichts gegen die Aristokraten, er that nur so, vielleicht um den Strebern eine Lektion zu geben, von denen sich einige unter die Zweiunddreißiger verirrt hatten. Diese Streber haßte er nämlich wirklich.

„Unsre Hocharistokraten," fuhr er fort, „sind meistens so verwöhnte Muttersöhnlein, daß ihr Eintritt ins Regiment immer mit einem halben Dutzend um Schonung bittender Petitionen einbegleitet wird, damit man sie beileibe nicht zu hart anfaßt."

„Ich glaube nicht, daß Swoyschin darum zu thun sein wird, sich besonders zart anfassen zu lassen," bemerkte einer der jüngeren Offiziere, ein Rittmeister Gerhart, der infolge einer Erkrankung des Adjutanten zeitweilig dessen Stelle vertrat.

„Kennst du ihn?" fragte der Oberst. Er nannte den Rittmeister „du", und dieser ihn auch — natürlich „du, Herr Oberst", des Respekts wegen.

„Ja," erwiderte der Rittmeister, „er ist ein famoser Mensch! Er wird dir gefallen, Herr Oberst. Das ganze Regiment wird stolz auf ihn sein!"

„Na, 's ist immerhin gut, wenn wir wieder ein paar junge Leute von Familie ins Regiment bekommen," sagte, sich mit gezierter Vorsichtigkeit nach unbefugten Zuhörern umsehend, ein Oberlieutenant. Er hieß Hermann von Märzfeld, war der Sohn eines neugeadelten Ofenfabrikanten. „Ganz gut, daß wir ein paar Leute von Familie ins Regiment bekommen, wir haben uns letzterer Zeit ohnehin zu stark demokratisiert!" Einer verjährten Mode gemäß näselte er wie der Graf im Lustspiel auf einer Provinzbühne — der wohlbekannte junge Graf mit der strohgelben Perücke, der immer ein Trottel sein muß. „Da rühm' ich mir die preußischen Einrichtungen," näselte er weiter, „nicht ein Bürgerlicher in einem anständigen Offizierscorps! Haben doch was für sich — sehr viel für sich — die wirklich vornehmen Leute!"

„Haben gewöhnlich das eine vor den minder vornehmen voraus," unterbrach ihn Drewinsky, „daß sie es nicht nötig haben, vornehm zu thun!"

Das war scharf, aber es prallte an dem Hochmut des Einfaltspinsels ab, denn während die andern Herren sich vielsagend ansahen, ließ er nur nachlässig die Enden seines Schnurrbarts durch die Finger gleiten und versicherte: „Sehr gut, Herr Oberstlieutenant — famos!" Und dann setzte er hinzu: „Es gibt so viele Swoyschins, was für eine Geborene ist denn die Mutter dieses Swoyschin?"

„Eine Sensenheim," erwiderte ihm ein lustiger Lieutenant — Graf Bärenburg —, und halblaut, so daß die neben ihm sitzenden Kameraden es hören konnten, murmelte er vor sich hin: „Den Kerl kauf' ich mir noch einmal — der Kerl muß 'raus!"

Damit meinte er: heraus aus dem Offiziercorps, und die Kameraden gaben ihm im stillen recht.

Indessen fragte Märzfeld, der sich trotz all seiner aristokratischen Prätensionen im „Gotha" nicht auskannte: „Eine — Komtesse Sensenheim?"

„Ja, entschiedene Komtesse ... Komtesse Theres Sensenheim — kannst dich beruhigen!" versicherte Bärenburg. „Mutter eine Donnersberg. ... Ich sollt's wissen, da sie und meine Mama Schwestern sind."

Theres Sensenheim! Bei dem Namen zuckte der Oberst zusammen. Wieder griff er nach dem Brief und hielt ihn diesmal etwas näher an sein Gesicht. Ein schwacher, aber sehr eigenartiger Wohlgeruch entströmte dem dicken Papier. Die Schrift kannte der alte Reitersmann nicht, aber den Duft. Mit einemmal war's ihm, als ob der Herbstwind den Weg ins Zimmer gefunden hätte durch unsichtbare Ritzen in der Wand.

„Hm! Weshalb hat er sich eigentlich von den Windischgrätzern versetzen lassen? Bei den Kaiserhusaren war er auch schon," brummte der dicke Major Falb.

„Schulden!“ mutmaßte lakonisch Drewinsky.

„Zdenko und Schulden!“ rief halb lachend, halb empört der Vetter des Besprochenen, Graf Bärenburg, „nicht einen Kreuzer! Zdenko weiß, daß sein Alter die Schulden bezahlen müßte, und das thäte ihm leid.“

„Also, warum dieser Wankelmut?“ fragte mit seiner krächzenden Stimme der Major. „Einen Grund muß es doch haben, daß ein Mensch von vierundzwanzig Jahren schon zum zweitenmal das Regiment wechselt. Ist er unverträglich?“

„Der beste Kerl von der Welt,“ beteuerte Bärenburg.

Und der Rittmeister Gerhart fügte hinzu: „Ein famoser Kamerad.“

„Also, wo hapert's?“ fragte jetzt aus seinem langen Schweigen heraus der Oberst.

„Du wirst schon selber darauf kommen, Herr Oberst,“ erwiderte mit einem diskreten Lächeln Rittmeister Gerhart.

Worauf der Oberst etwas heiser: „Wenn er seiner Mutter ähnlich sieht, muß es ein hübscher Mensch sein!“ Und fragend setzte er hinzu: „Weiber?“

Bärenburg und der Rittmeister sahen einander an.

„Na, das kommt mir aber verflucht ungelegen,“ ereiferte sich der Oberst. „Jemand, den ich nicht mit Namen nennen will“ — mit einem Blick auf Bären=

burg —, „gibt mir nach der Richtung hin gerade genug zu thun! Ein zweiter Don Juan im Regiment paßt mir gar nicht.“

Bärenburg kratzte sich hinter dem Ohr, und der Rittmeister rief: „O! das ist etwas ganz andres — eine sehr komplizierte Abart des Urtypus. Bei Swoyschin fängt es gewöhnlich mit Gutmütigkeit an.“

„So, und hört auch mit Gutmütigkeit auf?“ fragte der Oberst kurz. Bärenburg und der Rittmeister lächelten.

„Hol ihn der Teufel!“ grollte der Oberst.

„Wenn du ihn einmal kennen gelernt hast, wirst du's nicht mehr sagen, Herr Oberst!“ behauptete der Rittmeister Gerhart.

Der Oberst verfiel von neuem in tiefes Schweigen. Er hatte eine Falte zwischen den Augenbrauen, hielt den Tschibuk auf Armeslänge von sich gestreckt, ohne zu rauchen, und schien über etwas nachzudenken.

Mit der Gemütlichkeit war's vorbei, die Konversation erlosch. Die Konversation ist wie ein Kaminfeuer, sie stirbt, wenn man nicht von Zeit zu Zeit ein neues Scheit Holz nachlegt. Der Oberst hatte vergessen, nachzulegen, in weniger als einer Viertelstunde war das Zimmer leer. —

Jetzt saß er allein neben der Lampe mit dem roten Schirm. Theres! Theres Sensenheim! . . . Er hatte sie geliebt — und hatte vor sechsundzwanzig

Jahren einen Korb von ihr bekommen! Aus dem Grunde war er Junggeselle geblieben. Kennen gelernt hatte er sie in dem Schloß ihrer Eltern, das an der mährisch-ungarischen Grenze, gerade dort gelegen war, wo die Karpathen ihren Wald- und Wasserzauber am malerischsten ausbreiten.

Mit seinem Zug in dem Dorf einquartiert, wohnte er im Schloß. Die Sensenheims bewiesen ihm große Freundlichkeiten, besonders die Komtesse Theres. Ehe zwei Tage vergangen waren, hatte er sich über Hals und Kopf in sie verliebt.

Machte es ihrer Eitelkeit Spaß, rührte es sie, kokettierte sie einfach mit ihm, that er ihr leid oder — gefiel er ihr wirklich? Er war sich nicht klar geworden darüber, und vielleicht mochte sie's selber nicht gewußt haben! . . . Jedenfalls munterte ihn ihr Wesen zu den unsinnigsten Hoffnungen auf.

Wenn er jetzt daran zurückdachte, sagte er sich, daß er sich damals nicht nur als Grünspecht, sondern als Gimpel gezeigt, indem er sich eingebildet hatte, die Komtesse Theres Sensenheim könnte sich entschließen, so einen armen Freiherrn und schlecht besoldeten Lieutenant, wie er es war, zu heiraten. Aber mit dreiundzwanzig Jahren glaubt man an Wunder.

Später sagte er sich oft, daß hinter all ihrer berückenden Lieblichkeit nicht viel Tiefes gesteckt habe; aber er gestand sich's ungern und fand immer noch

beschönigende Entschuldigungen für sie. Sie hatte ihm den Korb, den sie ihm geben mußte, mit Thränen in den Augen gegeben. Das vergaß er ihr nie!

Am Allerseelentag verließ er das Schloß, ritt fort an der Spitze seines Zuges über die kotdurchweichten Straßen. Es war ein kalter, neblichter Morgen, durch die scharfe, graue Luft wehten die roten und gelben Herbstblätter, und schwarze Krähenzüge flatterten krächzend über die frisch geackerten Felder.

Am östlichen Horizont arbeitete sich eine müde, schwache Sonne aus den kalten Windwolken heraus. Er sagte sich, daß es seine Lebenssonne war, die da am Horizont aufstrebte, — eine Sonne, die weder Glanz noch Wärme mehr gab, nur ein wenig Licht — Licht genug, um ihm die eigene Thorheit zu zeigen!

Den Obersten überkam's noch immer, wenn er an jenen Morgen dachte.

Na, er hatte es überstanden, aber die Krankheit war schwer und lang gewesen, und etwas von der Kratzbürstigkeit, die ihn neben allen seinen wirklich vorzüglichen Eigenschaften auszeichnete, verdankte er jener Krankheit. Die Kratzbürstigkeit war nämlich eine Defensiveigenschaft, die er sich angearbeitet hatte, um sich nicht ein zweites Mal zum besten haben zu lassen.

Es gibt Menschen, die Dornenzweige auf ihre Blumenbeete legen, damit ihnen Hunde und Katzen

nicht darüber laufen. Zu denen gehörte der Oberst. Er war froh, die traurige und demütigende Geschichte vergessen zu haben. Der Brief, der sie ihm ins Gedächtnis zurückrief, machte ihm wenig Vergnügen. Er öffnete ihn widerwillig, vorsichtig, als ob er Angst gehabt hätte, ein Skorpion könne herauskriechen — ein Skorpion mit Thränen in den Augen —, aber es sprang nichts heraus.

Alles, was der Umschlag enthielt, war der Brief einer gutmütigen, etwas albernen Frau, die dem ehemaligen Anbeter im festen Vertrauen an seine unerschütterliche Anhänglichkeit ihren Sohn ans Herz legte.

Offenbar war sie davon überzeugt, daß er sie heute noch liebe. Und bis dahin war allerdings etwas von der alten Neigung in ihm übrig geblieben — das Gefühl einer großen Kränkung, das Gefühl eines schrecklichen Verlustes. Der Brief riß auch noch das Letzte mit sich fort — er bewies dem Obersten schonungslos, daß er nichts verloren hatte!

Von einem Augenblick zum andern wurde sein Herz leer, ganz leer, aber es war an die Last, die es jahrelang mit sich herumgetragen hatte, dermaßen gewöhnt, daß ihm nun die Last fehlte. Es sehnte sich nach den Gespenstern, die es gepeinigt und ihm dazwischen alte Märchen erzählt hatten. Das nüchterne Tageslicht war in das Herz gedrungen und hatte sie verscheucht!

Zweites Kapitel.

Die Nacht schlief der Oberst schlecht. Er ärgerte sich im voraus über den neuen Oberlieutenant. „Hm! hm! Wird ganz seiner Mutter nachgeraten sein," murmelte er vor sich hin, „bei der fing es auch immer mit Gutmütigkeit an!"

Trotz der freundlichen Dinge, die Bärenburg und der Rittmeister Gerhart über ihn geäußert hatten, brachte der Oberst dem neuen Offizier ein großes Mißtrauen entgegen. Seine feindseligen Gefühle wuchsen von einer Viertelstunde zur andern und hatten sich bereits zu einer Art Haß gesteigert, als am nächsten Tag gegen zwölf Uhr der Diener meldete: „Der Herr Graf Swoyschin!"

„Ich lasse bitten!"

Die Thür öffnete sich — der junge Mann trat ein. Der Oberst fuhr zusammen — er machte eine krampfhafte Anstrengung, um seinen entfliehenden Mißmut festzuhalten — aber vergebens. Der An=

blick des jungen Offiziers hatte ihn verscheucht! Die alten Erinnerungen tauchten von neuem in der Seele des Obersten auf, und zwar im schönsten, verklärtesten Lichte! Wie er ihr ähnlich sah — so ähnlich als ein Mann einer Frau überhaupt ähnlich sehen kann! Dieselbe hoch aufgeschossene Gestalt, dasselbe schmale Gesicht, dieselben leuchtenden dunklen Augen, dieselbe kurze, gerade Nase, derselbe volle, schöne Mund mit klassisch geschnittener Oberlippe.

Zdenko Swoyschin kam damals, wie schon erwähnt, von den Windischgrätz-Dragonern und hatte nicht Zeit gehabt, sich den Schnurrbart wachsen zu lassen*). Die Windischgrätz-Dragoner sehen immer entweder aus wie die Kammerdiener oder wie die Engel — und Swoyschin sah entschieden nicht wie ein Kammerdiener aus.

Die Schönheit seiner Erscheinung gewann noch sehr durch den liebenswürdigen Freimut des Ausdrucks, durch die sympathische Natürlichkeit des ganzen Auftretens. Es war die einschmeichelnde Natürlichkeit eines verwöhnten Kindes, das nie dazu gekommen ist, sich zu fürchten, und es nie nötig gehabt hat, sich zu verstellen, — eine spezifische Eigenschaft des jungen österreichischen Aristokraten, wenn er einschlägt.

Ehe der Oberst von dem neuen Oberlieutenant

---

*) Die Windischgrätz-Dragoner dürfen keinen Schnurrbart tragen.

schied, hatte er ihn aufgefordert, noch denselben Nachmittag mit ihm spazieren zu reiten; er wollte ihm die Honneurs der Gegend machen. —

Das Wetter hatte sich indessen geändert. Die Luft war feucht-weich, fast warm. Der Sonnenschein kämpfte mit dem Nebel. In den weiten Breznitzer Wäldern glitzerte und flimmerte alles von Tau, und ein schillernder bläulicher Dunst verwischte die Fernen. Gegen den Dunst hoben sich die Bäume in ungewöhnlich tiefen, satten Farben ab. Die Birken mit grellweißen Stämmen und goldig schimmerndem Laub, mit schwermütig-launiger Anmut dem Tod entgegenschauernd, mischten sich zwischen den großartigen Ernst der hohen alten Kiefern, die, unverändert schwarzgrün, sich von dem Wechsel der Jahreszeit nichts anhaben ließen. Die Eichen, von bronzefarbigen Blättern verhüllt, streckten ihre knorrigen Aeste in den Himmel, dann plötzlich sah man's hinter ihnen wie eine Feuersbrunst aufglühen. Es waren die Zweige eines Ahornbaumes. Das Moos, teilweise vom Nebel verwischt, leuchtete an andern Stellen smaragdgrün. Die rötlich verschwimmenden Strahlen der tiefstehenden Nachmittagssonne breiteten sich lang über den Boden aus, malten leuchtende Regenbogenfarben in die schleichenden Nebelschleier und verkrochen sich wohlig in das feuchte Moos. Es machte den Eindruck, als ob das Moos aus einem goldigen Untergrund herauswüchse.

Swoyschin, der offenbar ein empfängliches, angenehmen und unangenehmen Empfindungen gleichermaßen zugängliches Gemüt besaß, lobte die Schönheiten der Landschaft, und der Oberst freute sich daran, als ob ihm die Wälder von Breznitz gehört hätten. Anfangs hatte sich das Gespräch der beiden Männer nur um die edle Reitkunst gedreht; der Oberst bewunderte die Geschicklichkeit, zugleich auch den diplomatischen Takt, mit dem der junge Mann sein ungewöhnlich feuriges Pferd ritt. Er erteilte dem Oberlieutenant erst Lob, dann — ein Oberst muß doch etwas an Erfahrung voraus haben — gute Ratschläge. Für beides schien der jüngere Offizier gleich dankbar.

Sie ritten einen lustigen, gestreckten Galopp über die breiten Rasenstreifen, die sich die Waldränder entlang an der Straße hinziehen. Der Duft der Nadelbäume würzte die Luft, die Sonne wärmte liebkosend, ohne zu brennen, die Pferdehufe versanken weich im Gras.

„Es ist herrlich, wunderschönes Terrain, eine prachtvolle Luft und allem Anscheine nach" — Swoyschin legte die Hand an die Mütze — „ein eminent liebenswürdiger Oberst; ich wüßte nicht, was ich mir noch mehr wünschen sollte!" Dabei parierte er, dem Beispiel des Obersten folgend, sein Pferd.

Der Oberst lächelte gutmütig. Er war ein sympathisch aussehender Mann von fünfzig Jahren, dem

seine romantische Jugendschwärmerei noch immer aus den grauen Augen herausglänzte. „Freut mich, daß es Ihnen bei uns gefällt, 's ist wirklich nicht übel," sagte er, „und über den Obersten sollen Sie sich auch nicht zu beklagen haben! Das können Sie," fuhr er mit einem etwas maliziösen Lächeln fort, „Ihrer Frau Mutter versichern, die Sie mir so warm ans Herz gelegt hat."

Swoyschin wurde feuerrot.

„Ach, Herr Oberst!" rief er, „wenn Sie wüßten, wie ungern ich den Empfehlungsbrief abgab! Aber ich konnte es meiner Mutter doch nicht gut abschlagen."

„Ihre Mutter hatte ganz recht, mir zu schreiben," erklärte der Oberst, der sich gar nicht mehr zu erinnern schien, wie sehr ihn der Brief gestern geärgert hatte. „Ihre Mutter wußte, daß ich allezeit bereit sein würde, ihren Wünschen entgegenzukommen. Ich ... hm! ... ich war einmal ein großer Verehrer Ihrer Mutter."

Der junge Mann lächelte zutraulich. „Das weiß ich, Herr Oberst," versicherte er, „meine Mutter hat mir davon erzählt. Sie sagte mir gleich: wenn der Oberst gehalten hat, was der Lieutenant versprach, würde ich einen Freund an Ihnen haben im Regiment."

„Ah! ... Und hat Sie das ein wenig bestimmt, bei uns einzutreten?" fragte lächelnd der Oberst.

„Vielleicht . . . ein wenig,“ gestand Swoyschin, — „aber . . . Sie dürfen nicht fürchten, daß ich irgendwie daran dachte, auf Ihre Nachsicht zu sündigen oder Ihr Wohlwollen auszunützen.“

„Hüten Sie sich!“ Der Oberst drohte ihm mit dem Finger. „Sie werden keine überschüssige Nachsicht finden. Im Gegenteil, — ich nehme mir vor, sehr streng gegen Sie zu sein, so streng, wie vernünftige Väter nur gegen die Söhne sind, von denen sie viel halten und infolgedessen viel verlangen können.“

Sie lachten beide — sie waren sehr zufrieden miteinander. Das Gespräch nahm einen immer vertraulicheren Charakter an. Es schien Swoyschin Vergnügen zu machen, ungeniert von seinen Verhältnissen reden zu können. Sein Vater lebte noch, war aber seit zehn Jahren gelähmt. Zdenko war der zweite Sohn. Der Aelteste, dem nach des Vaters Ableben das Majorat zufallen sollte, war ein Verschwender. Kaum hatte Swoyschin das harte Wort fallen lassen, so nahm er es schon wieder zurück. Er schien sehr an dem Bruder zu hängen, verteidigte ihn gegen seine harte Anschuldigung.

Verschwender war nicht das richtige Wort — Konrad war eigentlich kein Verschwender, er brauchte für sich verhältnismäßig wenig, hatte nur ein zu gutes Herz, und — die Mama konnte nicht sparen. Ach, das Sparen sei eine so schauderhaft unästhetische

Sache, klagte er. Wenn man überhaupt keine Bedürfnisse und einen angeborenen Ordnungssinn besitze wie er, Zdenko, da ergab sich ja das Sparen von selbst, — aber von einer so verwöhnten Frau, wie seine Mutter es war, konnte man das nicht verlangen. Nur war leider das Majorat infolgedessen sehr verschuldet. Swoyschin hatte eigentlich Diplomat werden sollen — dazu langte es nun nicht. Er sprach von der Knappheit seiner Geldverhältnisse mit einem Freimut, den nur die jüngeren Söhne böhmischer Fideikommißbesitzer kennen.

So habe er sich denn die Gelüste aus dem Kopf geschlagen und sei Offizier geworden. Glücklicherweise sei der militärische Beruf auch seiner Natur angemessener, und dazu reiche seine Zulage prachtvoll. Bei der Armee, in den Nestern, in denen die Kavallerieregimenter gewöhnlich stationiert sind, da brauche man rein gar nichts. Für den armen Papa sei's wirklich von Wichtigkeit, daß er zum wenigsten einen Sohn habe, der nichts brauche, — denn jetzt stand es mit den Finanzen zu Hause recht schlecht. Ja, wenn der Papa den Prozeß gewinnen sollte, den großen Familienprozeß, — der Herr Oberst habe ja wohl davon gehört.

Der Oberst hatte von nichts gehört. . . . Wie es schien, handelte es sich um einen Erbschaftsprozeß mit einem Vetter — dem Rimitzer Swoyschin. Der Papa

müsse ihn gewinnen, wenn es noch eine Gerechtigkeit gäbe in Oesterreich, nun, dann hätte alle Not ein Ende. Hier in der Gegend müsse auch eines von den Schlössern gelegen sein, das zu der bestrittenen Erbschaft gehöre — Zdibitz heiße es.

„Man sieht die Fassade von hier aus; bei der nächsten Lichtung zeig' ich sie Ihnen," bemerkte der Oberst.

Und in der That, als sie die nächste Lichtung erreichten, zeigte der Oberst seinem jungen Begleiter ein weißes Schloß, das einen fernen Hügel krönte.

Wieder legte Swoyschin lustig salutierend die Hand an die Mütze. Dann gönnten sich die Herren noch einen schneidigen Galopp und ließen hierauf die Pferde verschnaufen, ritten ruhig nebeneinander, behaglich träg. Obzwar sie sich erst seit einigen Stunden kannten, fühlten sie sich als gute alte Freunde und benahmen sich als solche. Wenn ihnen nichts mehr zu sagen einfiel, schwiegen sie.

Es war nichts zu hören als das leise Versinken der Pferdehufe in dem weichen, kurzen Rasen, das leise Knistern des Herbstes in den Wäldern — ringsum nur ein großes, dem Schlaf entgegenträumendes Schweigen in Wald und Flur, — goldene Blätter fielen von den Zweigen der Linden, wiegten sich einen letzten Augenblick wie frühlingstrunkene Schmetterlinge in der von Nebelgewinden durchschwebten Luft

und sanken dann still zu Boden. Plötzlich veränderte sich das etwas eintönige landschaftliche Bild dadurch, daß die Hauptstraße von einer schmäleren Nebenallee durchquert wurde. Zwischen vielfarbigen, von dem schwärzlichen Grün der Kiefern unterbrochenen Laubbogen sah man in einen geheimnisvoll schillernden Dunst.

Auf der Erde lag zwischen den tief in die Straße hineinwachsenden Rasenrändern der Sonnenschein wie ein langsam in Licht zerfließender Goldklumpen.

Plötzlich, in die beklommene Herbststille hinein, langgezogen und schauerlich drangen die Töne von Trauerposaunen. Man hörte die unrhythmischen Schritte einer großen, nicht disziplinierten Menschenmenge. Aus einem der Seitenwege des Waldes trat ein Begräbnis. Voran der Priester im Trauerornat mit seinen Ministranten, mit Weihrauchfässern und Kreuzen und einem Muttergottesfähnlein. Dann die Musikanten mit ihren schrill jammernden Trompeten und endlich, von sechs Burschen getragen, mit Kränzen bedeckt, der Sarg. Vor dem Sarg hinschreitend ein weiß gekleidetes Mädchen, das einen Myrtenkranz auf weißem Seidenkissen trug, — hinter dem Sarg ein zweites Mädchen, welches jedoch schwarz gekleidet, dazu vom Kopf bis zu den Füßen schwarz verschleiert war. Dieses trug ein schwarzes Kissen, auf dem eine gebrochene Kerze ruhte — wahrscheinlich das gebrochene

Lebenslicht symbolisierend; hinterher noch viele Menschen, Männer und Frauen mit brennenden Wachskerzen in der Hand.

Der dunkle Zug, aus dem geheimnisvollen Nebeldunst auftauchend und langsam zwischen den goldenen Herbstbäumen weiterschreitend, machte einen schauerlichen, gespenstischen Eindruck. Die Musik tönte laut — traurig! Der Geruch des Weihrauchs und der Wachskerzen verband sich mit dem süßen und wehmütigen Herbstduft der Wälder.

Die beiden Reiter hielten ihre Pferde an; ehrerbietig salutierend ließen sie den Zug vorbei. Er bog in den nächsten, gegenüberliegenden Querweg ein. Der Nebel zog sich hinter ihm zusammen, die gelben Blätter fielen dicht, — man sah ihn nicht mehr.

Der Oberst blickte jetzt nach seinem Begleiter hin. Swoyschin war totenblaß geworden und zitterte wie im Fieber.

„Ja, was ist Ihnen denn?“ fragte der Oberst.

„Ich kann den Geruch nicht vertragen — den Leichengeruch!“

„Der hat doch nicht bis zu Ihnen dringen können durch all den Weihrauch und Wachskerzenduft aus dem geschlossenen Sarg!“ rief der Oberst.

„Doch, Herr Oberst, — es war entsetzlich! Ich spür' ihn immer, wenn ein Begräbnis an mir vorüberkommt.“

Der Oberst starrte ihn an. „Mensch! wie wird denn das werden! Was werden Sie machen in der Schlacht, wenn Ihnen dermaßen vor Leichen graut?"

Ein Lächeln zog über Swoyschins blasses Gesicht. „Fürchten Sie nichts, Herr Oberst," gab er dem Vorgesetzten zur Antwort, „in der Schlacht hoff' ich meinen Mann zu stellen." Und leise fügte er hinzu: „Es ist nur vor Mädchenleichen, daß mir so graut!"

Drittes Kapitel.

Einen anspruchsloseren, gutmütigeren Kameraden, — einen, der rascher bereit gewesen wäre zu helfen, wo er konnte, — schneidiger wo es sein mußte, oder geduldiger, wo es sein durfte, hatte das Regiment nicht gesehen.

Dabei mit Männern sehr lustig, — kein Spaßverderber, — wenn auch etwas sensitiv veranlagt. Rohe Witze waren ihm widerwärtig! — Ein sehr heller Kopf!

Der Oberst fand täglich mehr Gefallen an seinem jungen Schützling, und da sein Adjutant noch immer nicht hergestellt war, der Rittmeister Gerhart aber um einen Urlaub nachgesucht hatte, so fragte er Swoyschin, ob er nicht an seine Stelle treten, provisorisch den Adjutantenposten ausfüllen wolle.

Swoyschin war mit Freuden dabei. Im Regiment schüttelte man natürlich ein wenig den Kopf über diese Vereinbarung. Die Adjutanten wählte man

gewöhnlich nicht aus den Reihen der Hochgeborenen, besonders nicht im Frieden. Der Posten ist mit viel zu viel Schererei und Schreiberei verbunden, um einem jungen Kavalier wünschenswert zu erscheinen. Aber Swoyschin füllte ihn vorzüglich aus, hielt sich auch tapfer mit der leidigen Schreiberei. Seine Neider — natürlich hatte er deren im Regiment — behaupteten, der Oberst mache es ihm leicht. Das mochte sein — jedenfalls vertrugen sich die beiden sehr gut, auch ganz abgesehen von dienstlichen Angelegenheiten.

Der Oberst klimperte ein wenig Klavier, der Adjutant kratzte ein wenig auf der Geige. Wenn der Abend kam, sperrten sie die Thür zu und musizierten bis Mitternacht. Beide hatten denselben ruhigen, klassische Musik vorziehenden Geschmack. Sie spielten Mozart und Bach und hie und da ein Andante von Beethoven. Und wenn sie nicht spielten, so verloren sie sich in endlosen Gesprächen über Gott, die Menschen und die Weltordnung — oder vertieften sich in ein interessantes Buch, das Swoyschin dem Obersten vorlas.

Die Adjutantenwohnung stieß an die des Vorgesetzten, und so waren Oberst und Adjutant von früh bis abends beisammen.

Man lachte im Regiment über diese intime Freundschaft — nannte die beiden Wallenstein und Max —,

aber man ließ sie gewähren. Der einzige im Regiment, der sich unermüdlich über Swoyschin den Mund zerriß, war der schöne Märzfeld.

„Ein netter Bursch," pflegte er zu näseln, „immerhin ganz gut fürs Regiment, — aber daß der ein Don Juan sein soll! ... Er fürchtet sich vor allem, das einen Unterrock trägt."

Worauf ihm Bärenburg erwiderte: „Mein preußischer Vetter bei der Garde würde sagen: ‚Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste' — auf österreichisch: ‚Das gebrannte Kind scheut 's Feuer!'" — Aber auf deutlichere Auseinandersetzungen ließ er sich nicht ein.

Es war übrigens wirklich merkwürdig, daß Swoyschin ein Don Juan sein sollte. Selbst der Oberst fing an, sich darüber zu wundern, wie er zu dem Ruf gekommen war. Er fragte sich, ob Bärenburg sich nicht einfach einen Spaß mit ihm und dem ganzen Offizierscorps erlaubt hatte. Dafür, daß er solcher lustiger Nichtsnutzigkeiten fähig war, kannte er ihn.

Einigermaßen mußte man dem schönen Märzfeld recht geben; es machte thatsächlich den Eindruck, als fürchte sich Swoyschin vor jedem Weiberrock. Bei den Damenabenden im Offizierskasino, die der Oberst zur Belebung der Geselligkeit in Scene gesetzt hatte, erschien er selten — immer nur, wenn er vom Obersten besonders aufgefordert worden war —, drückte sich gegen die Wand und sprach mit keinem weiblichen Wesen.

Manchmal wurde bei diesen Abenden getanzt. Swoyschin tanzte vorzüglich, machte aber den denkbar geringsten Gebrauch davon. — Die Damen erklärten ihn für hochmütig, aber diesen Verdacht, von dem er gewiß nie etwas ahnte, schlug er rasch und siegreich aus dem Feld.

Einmal nämlich hatte sich die Frau des Regimentsarztes in eine dieser Elitegesellschaften hineingewagt. Die Damen spotteten über ihre unmögliche Toilette — sie war in ihrem Brautkleid aus lilagefärbter, dünn raschelnder Seide erschienen. Auch die Herren spotteten über sie, besonders die ganz jungen Lieutenants, die bekanntlich gern mit ihrer up to date-Weisheit in Bezug auf weiblichen Tand prahlen. Einige lachten über den verjährten Schnitt ihrer Aermel, und andre behaupteten, sie könnten den Benzingeruch ihrer frischgereinigten Handschuhe nicht vertragen. Nur Swoyschin bemerkte, daß sie wunderschöne Augen habe. Er ließ sich ihr sofort vorstellen und tanzte im Laufe des Abends mehrmals mit ihr, zum Schluß sogar den Lancier. Als er sich zu dieser komplizierten und exotischen Quadrille mit ihr anstellte, heftete Bärenburg, der zufällig nicht mittanzte, einen langen, kuriosen Blick auf ihn, dann sich gegen den Obersten wendend, der sich zufällig neben ihm befand, sagte er leise: „Passen Sie auf, Herr Oberst, jetzt fängt's an!“

Und der Oberst paßte auf. Er sah nichts, was seinen Sympathieen für Swoyschin hätte Eintrag thun können. Im Gegenteil . . .

Kaum irgend etwas wirkt demütigender auf die Menschen als das Zartgefühl, wenn es sichtbar wird. Bei Swoyschin wurde es nicht sichtbar. Eine Prinzessin von Geblüt, die ihn zum Tanz befohlen, hätte er nicht mit freundlicherer Ritterlichkeit durch alle Verwickelungen des Lanciers hindurchpilotieren können als die verschmähte, kleine Regimentsärztin. Dabei sah er gänzlich unbefangen, sehr vergnügt, in seine Beschäftigung vertieft aus, als mache ihm das Tanzen wirklich Spaß.

Als der Lancier seinem Ende zuging, war die Frau Emmi Swoboda vor lauter Glückseligkeit und innerer Aufregung hübsch geworden. Aber sie hatte sich auch mit einem Schlag grenzenlos in ihren schönen Kavalier verliebt.

„Hab' ich's Ihnen nicht gesagt, Herr Oberst?" flüsterte Bärenburg dem Vorgesetzten zu. „So fängt es an! . . . Nun, ich will nicht sagen, daß es immer gerade so anfängt, denn schließlich stammen Zdenkos Opfer nicht alle aus so bescheidenen Verhältnissen. Manches Mal fängt's auch mit ein wenig Eitelkeit an — aber irgendwie tritt die Gutmütigkeit schließlich mit ins Spiel. Mir ist's herzlich leid um meinen alten Zdenko, denn er ist ein Goldmensch, und es

ist sehr schade, daß er sich trotz all seiner guten Vorsätze immer wieder dort einpantscht, wo kein Pläsier und viel Verdruß zu holen ist. Sie werden sehen, ohne Verdruß wird's auch in diesem Fall nicht abgehen!"

Der Oberst zuckte die Achseln. Was sollte schließlich da für ein Verdruß herauskommen — die Sache war doch ganz harmlos.

Kurz darauf gab die Gattin des schönen Märzfeld eine Soiree. Sie war eine sehr gebildete Dame aus einer hohen Wiener Beamtenfamilie. Hübsch, kalt, gefallsüchtig, ebenso stolz auf ihre Tugend als auf ihre Schönheit, kokettierte sie mit jedem vornehmen Offizier im Regiment, da es ihr darum zu thun war, so viele Verehrer als möglich hoffnungslos zu ihren Füßen schmachten zu sehen.

Obwohl ihr Swoyschin von Anfang an geflissentlich ausgewichen war, wurde sie es nicht müde, ihn, wo sie nur konnte, bei den Haaren zu sich heranzuziehen, worauf sie ihn dann mit allerhand geistvollen Bemerkungen zu verblüffen und neben sich festzuhalten trachtete. Aber er ließ sich nicht halten; trotz aller seiner berühmten Gutmütigkeit legte er in der Kunst, sich ihren Zudringlichkeiten zu entziehen, ein großes Geschick an den Tag.

Eine Weile machte es den Eindruck, als ob Frau von Märzfeld ihrer fruchtlosen Anstrengungen ihm

gegenüber müde geworden sei. Aber die Freundlichkeit, die er der armen, unansehnlichen Doktorin bewiesen, reizten natürlich die Eitelkeit der schönen und vielbewunderten Frau auf das äußerste.

Swoyschin wußte, daß er bei dem Fest, zu dem er natürlich mit dem ganzen Offizierscorps geladen worden war, einiges von ihr zu bestehen haben würde. Dennoch hielt er sich nicht für berechtigt, sich fernzuhalten, besonders da es in Breznitz, wo jeder von dem Thun und Lassen der Kameraden wußte, schwer gewesen wäre, einen triftigen Vorwand dafür zu erfinden.

So erschien er denn mit den andern bei der Märzfeldschen Soiree, wo er aber dann der Hausfrau gegenüber die äußerste Zurückhaltung bewies.

Nach dem obligaten Diener, den er ihr pflichtschuldigst hatte machen müssen, bekümmerte er sich nicht weiter um sie, sondern plauderte fast ausschließlich mit ein paar schüchternen Freiwilligen, denen er gutmütig das Selbstgefühl zurückzufinden half, das ihnen in dieser glänzenden Umgebung verloren gegangen war.

Frau von Märzfeld kokettierte indessen auf Leben und Tod mit Bärenburg, der sich jederzeit bereit zeigte, einer hübschen Frau alle Huldigungen zu bieten, die sie von ihm verlangte. Da er es sehr dick hinter den Ohren hatte, wußte er ganz genau, weshalb sie sich ihm eigentlich an den Kopf warf, und humoristisch

veranlagt, wie er war, fand er Vergnügen daran, das Interesse für seinen Vetter, das sie nur mühsam hinter gehässigen Bosheiten verbarg, durch allerhand Mitteilungen aufs äußerste zu reizen. Erst erzählte er ihr Räubergeschichten von Zdenkos fabelhafter Schneidigkeit, dann begann er Zdenkos Eroberungen aufzuzählen.

Das Büffett war glänzend, mit Champagner wurde nicht gespart, und Bärenburg hatte demselben freimütig zugesprochen. Gegen Mitternacht hatte er einen kleinen Spitz, in welchem Zustande er immer geneigt war, Indiskretionen zu begehen. Die unglaublichsten Dinge von Zdenkos Unwiderstehlichkeit erzählte er ihr und setzte schließlich mit verdächtigem Augenblinzeln hinzu, das Merkwürdige bei der Sache sei: Zdenkos Liebesabenteuer endigten alle hochtragisch. Er könnte ihr mehr als eine Frau aufzählen, die sich umgebracht — aber thatsächlich umgebracht hatte für ihn! „Er ist nun einmal ein homme fatal!" seufzte Bärenburg.

„Es ist zu komisch! Dieser arme, gute Swoyschin ... ein homme fatal!" lispelte affektiert die Märzfeld. „Ich kann nichts an ihm finden. Mir ist er zu lang und zu schwarz — mir haben von jeher nur blonde Männer gefallen!" Dies sagte sie mit einem schmachtenden Blick auf Bärenburg, — der war nämlich blond.

Er kassierte diese feine Huldigung mit einem Schmunzeln ein und bestätigte den Empfang mit einem Handkuß. Im Grunde seines Herzens war es ihm vollständig gleichgültig, ob Frau Helene von Märzfeld an blonden oder schwarzen Männern Gefallen fand.

Sie hatte indessen ihr langstieliges Lorgnon an die Augen gesetzt, um Swoyschin dadurch zu fixieren. Er flüchtete sich vor ihren musternden Blicken in ein Nebengemach. Kaum hatte er sich entfernt, so setzte sich Bärenburg ans Klavier, wo er erst auf allgemeines Verlangen ein paar ganz neue komische und zeitgemäße Couplets vorzutragen begann und zwar mit der Verve von Alexander Girardi in seiner guten Zeit.

Sehr begabt, wie viele junge Oesterreicher, die ihre Talente häufig aus dem Grunde nie entdecken, weil sie das Leben auch ohne Zuhilfenahme derselben genügend kurzweilig finden, war er unter anderm fabelhaft musikalisch, viel mehr als Swoyschin, ohne jedoch, wie dieser letztere, mit einer Neigung für das Klassische behaftet zu sein. Er vermochte jede Melodie, die er einmal gehört, nachzuspielen und sie mit einer Begleitung zu versehen. Ja zuweilen, wenn ihm irgend ein Vers Spaß machte, erfand er sich die Melodie dazu selbst.

Nachdem er auf die Girardi-Couplets den berühmten Walzer „Nur für Natur!“ hatte folgen lassen,

modulierte er mit den ergreifendsten Mollaccorden in einen Trauermarsch hinüber, dann sich seinem Publikum zuwendend, schleuderte er ihm die Worte zu:

„L'homme fatal! Gedichtet von einer geknickten Lilie." Worauf er anfing, eine uralte Pariser Bänkelsängerballade zu gröhlen, mit der ihn einmal seine Base Nita Sankjewitsch bekannt gemacht hatte.

Der Refrain der Ballade lautete: „Ne m'aime pas, infortunée, car mon amour donne la mort!" und der letzte Vers ging folgendermaßen:

„Arthur était au cimetière,
Les yeux fixés sur un tombeau,
Ses larmes tombaient sur la pierre,
Son visage était pâle et beau.
Il dit: Adieu, infortunée,
En m'äimant, tu subis ton sort,
Tu n'as pu fuir ta destinée,
Car mon amour donne la mort!"

Die gezierte Sentimentalität, mit der er diese Elegie zum besten gab, spottete jeder Beschreibung. Alles, was im Salon französisch kannte, wand sich in Lachkrämpfen.

Swoyschin trat aus dem Rauchzimmer, um zu sehen, worum sich der Spektakel handle.

„Was Sie wieder für ein Gesicht machen, Graf Swoyschin!" redete ihn die Hausfrau an. „Wissen Sie, gerade so, als ob Sie in der Romanze des Grafen Bärenburg eine Anspielung witterten! Ha! ha! ha!"

Der junge Mann wurde sehr blaß. „Eine Anspielung, — auf was?“ fragte er, die Brauen zusammenziehend und mit dem leisen Nasenrümpfen, das den Obersten manchmal an seine alte Flamme erinnerte. Nur, daß es bei ihr einfach Hochmut bedeutet hatte, während es bei Zdenko ein sensitives Ablehnen alles ihm gegen den Strich gehenden Kleinlichen und Gemeinen verriet.

Frau von Märzfeld verlor an diesem Punkte ihre Sicherheit. Ihr Gatte aber, der sich indessen nicht nur einen kleinen Spitz, wie Bärenburg, sondern einen gehörigen Rausch angetrunken hatte, in welchem Zustand er seine Familiarität mit allen Hochgeborenen des Regiments ganz besonders hervorzukehren pflegte, klopfte Swoyschin auf die Schulter und sagte affektiert:

„Na, meine Frau meint halt Anspielungen auf deine eigene Unwiderstehlichkeit, mein lieber Swoyschin!“

„Auf meine . . . was?“

„Auf deine Unwiderstehlichkeit. Wie's scheint, muß deine Eroberercarriere parallel laufen mit der des bel Arthur — ha! — ha! — ha!“

Swoyschin warf den Kopf ein wenig zurück und stierte den eleganten Märzfeld in einer so zurechtweisenden Art an, daß Märzfeld sich aufrichtig nach dem Anblick der Medusa zu sehnen begann. Dann,

ohne ein Wort zu sagen, drehte Zdenko sich auf dem Absatz um und verließ die Soiree.

Bärenburg, der das Feuer gelegt, war natürlich von der Brandstätte geflohen, sobald es gefangen hatte. Er unterhielt sich im Nebenzimmer mit einem ganz jungen Mädchen. Sie tauschten ihre Meinungsverschiedenheiten über Gefrorenes aus. Er schwärmte für Himbeer und Schmankerln — sie erklärte Himbeer für fad und zog Ananaseis vor.

Nichtsdestoweniger gab es den nächsten Tag zwischen den beiden Vettern eine heftige Auseinandersetzung. Bärenburg gestand sofort, er sei angeheitert gewesen, und meinte, daß man einen Menschen nicht verantwortlich machen könne für die Dummheiten, die er in diesem Zustande gesagt oder gethan haben mochte. Er lieferte auch noch außer diesem Geständnis die rührendsten Beweise einer reumütigen Gesinnung. Zum Schluß erklärte er sich bereit, dem Vetter alle mögliche Satisfaktion zu geben, außer derjenigen, sich ihm mit der Pistole in der Hand gegenüberzustellen. Denn das eine stehe fest: so wenig ihn vorläufig der Selbstmord locke, möchte er doch noch viel lieber sich selber als seinen alten Zdenko erschießen. Da es Swoyschin im Grunde ebensowenig darum zu thun war, seinem leichtsinnigen Vetter eines seiner sehr kurz geschorenen Haare zu krümmen, so löste sich die Sache in Wohlgefallen auf. Die Freundschaft zwischen

beiden erwärmte sich sogar noch um einige Grade, wie es sich bei Menschen, die sich gegenseitig sympathisch sind, fast immer ereignet nach einem Zank.

Zwischen Märzfeld und Swoyschin hatte sich indessen die Spannung bis zu einem für die Regimentskameraden recht unerquicklichen Grade gesteigert. Nicht nur, daß Swoyschin die Schwelle des Märzfeldschen Hauses nie mehr überschritt — selbst in dem Verkehr, der durch die Regimentsangelegenheiten geboten war, verriet sich die feindliche Stimmung der beiden. Man sah, daß es nicht mehr lange so dauern konnte. Der Zweikampf schwebte in der Luft.

Eine Person war rasend erfreut über die Wendung, welche die Dinge genommen hatten: die kleine Frau Regimentsarzt Swoboda, die so oft von dem bornierten Hochmut der schönen Märzfeld verletzt worden war. Kurz nach der prunkvollen Märzfeldschen Soiree lud sie den Obersten, Bärenburg und Swoyschin zu einem einfachen bürgerlichen Mittagessen ein.

Der Oberst und Bärenburg wunderten sich einigermaßen über den Einfall und äußerten dies gegen Swoyschin.

Dieser wurde etwas verlegen und meinte: „Ach, sie hat ein Pockerl (einen Truthahn) von Hause bekommen, und da sie und ihr Mann dies Geflügel unmöglich allein verzehren können, so fragte sie mich, ob sie sich erlauben dürfe, die Herren einzuladen. Ich

— verzeihen Sie, Herr Oberst — ich sagte ja. So einen armen Hascher stößt man doch nicht vor den Kopf!“

„Natürlich,“ erwiderte der Oberst, „Sie haben ganz recht gethan, Swoyschin.“ Er war sehr gutmütig, der Oberst von Stahl, und ein Gentleman vom Scheitel bis zur Zehe. Aber sehr schlau war er nicht.

Bärenburg kratzte sich ein wenig an seinem kleinen, eng am Kopf anliegenden Ohr. „Hm, Zdenko, siehst du die Swoboda so oft, daß du von ihr in ihren häuslichen Angelegenheiten zu Rate gezogen wirst?“

Swoyschin runzelte ungeduldig die Stirn. „Ich musiziere manchmal mit ihr, sie spielt wunderhübsch Klavier.“

„Ach, meine Begleitung genügt Ihnen nicht mehr, Swoyschin!“ beklagte sich gutmütig der Oberst. „Sie hatten Angst, mich zu kränken, darum beichteten Sie mir nie, wo Sie Ihre Zeit außer dem Hause verbrachten. Na, mir ist's lieber so. Ich hatte Ihnen schon allerhand Schwerenötereien zugemutet. Die kleine Swoboda wird Ihnen nicht gefährlich werden.“

„Das glaube ich auch,“ erklärte mit etwas feierlicher Betonung Bärenburg, dabei suchte er den Blick des Obersten, ohne ihn jedoch finden zu können. Der Oberst sah gerade aus dem Fenster und ärgerte sich über ein Dragonerpferd, das vorübergeführt wurde

und das schlecht beschlagen war. Darüber hatte er Swoyschins milde Flirtation mit der Frau Doktorin Swoboda vollständig vergessen. Uebrigens maß er der Angelegenheit wirklich keinerlei Wichtigkeit bei.

An dem bewußten Tag erschienen richtig die drei Herren bei dem Ehepaar Swoboda, um den Truthahn zu verzehren. Der Oberst verwunderte sich darüber, wie hübsch die Frau Swoboda geworden, wie nett ihre kleine Häuslichkeit eingerichtet, wie gut das Essen war. Dazu ein herzlicher Willkomm — keine Spur von dem gewissen „Wir wissen, daß Sie's besser gewohnt sind!“-Gethue, das den Wohlgesinntesten unter den Vornehmen so häufig die Gastfreundschaft ihrer minder bemittelten Mitmenschen verleidet.

So wenig Spürsinn der Oberst auch in dieser ganzen Angelegenheit bekundet hatte, merkte er doch, daß die junge Frau nicht nur viel geschmackvoller als sonst, sondern auch in Swoyschins Lieblingsfarbe gekleidet war; er merkte auch, daß sich Zdenko gut auskannte in dem Hause, und daß die beiden Kinder, die nach dem Essen für einen Augenblick hereingebracht wurden, ihm gegenüber eine Zutraulichkeit bekundeten, die Kinder nur gegen Menschen zeigen, die sie oft sehen und von denen freundschaftlich behandelt zu werden sie gewohnt sind. Das war beunruhigend. Er fing an, Swoyschin und die Doktorin schärfer zu beobachten. Aber seine Beobachtungen trugen nichts

dazu bei, ihn in der plötzlich aufgekommenen Vermutung zu bestärken, daß Zdenko aus Garnisonslangeweile und faute de mieux sich in ein Verhältnis mit der armen Doktorin eingelassen habe. Der Ton, den er ihr gegenüber anschlug, war aufmunternd freundlich, das war alles. Von ungewöhnlicher Familiarität ebensowenig eine Spur als von jener betonten Zurückhaltung, mit der zwei heimlich Liebende ihr Verhältnis vor der Welt zu decken trachten. Dabei bewies Swoyschin der kleinen Frau noch immer, wie an jenem ersten Abend, da er den Lancier mit ihr getanzt hatte, die vollendetste Achtung. Nach wie vor nichts, was die Sympathieen des Obersten für den jungen Menschen hätte vermindern können. Und doch war ihm etwas bei dem Ganzen nicht recht.

Eine kleine Episode hatte besonders dazu beigetragen, ihn zu verstimmen. Nachdem die Doktorin den schwarzen Kaffee eingeschenkt hatte, zog sie sich zurück, um die Herren ungestört dem Genuß des vorzüglichen Weichselschnapses zu überlassen, den sie selber zu bereiten pflegte, und dem der russischen Cigaretten, die ihr Mann von einem nach Rußland ausgewanderten Kollegen geschenkt bekommen hatte. Ehe sie das Zimmer verließ, war der Doktor auf sie zugekommen, hatte ihre kulinarischen Leistungen gelobt und ihr einen Kuß auf die Wange geben wollen. Sie schrak zusammen, mit einer Bewegung, als ob jemand

ausgeholt hätte, um sie zu schlagen, und verschwand eilig.

Der Doktor machte, um die Situation zu decken, einen derben Witz über die Ziererei der Weiber, worauf er zwei Gläser Slivowic hinuntergoß und sofort unvermittelt anfing, jene starkgewürzten Anekdoten zu erzählen, für die er im ganzen Offizierscorps berühmt war und denen die Herren sonst keineswegs ihre Anerkennung versagten. Diesmal lachte keiner der drei so recht von Herzen über die auf dem Altar der Gastfreundschaft dargebrachten Zoten. Dem Obersten waren sie geradezu unangenehm.

Es war etwas faul im Staate Dänemark, das stand fest. Zum erstenmal sprang es dem Obersten in die Augen, wie schlecht die beiden Swobodas zusammenpaßten. Er wunderte sich darüber, daß ihm der Umstand nicht schon früher aufgefallen war. Auch konnte er sich's nicht verhehlen, daß das Verhältnis zwischen den Gatten ein unerquickliches war — und doch hatte das Ehepaar Swoboda bis dahin für ein verhältnismäßig glückliches gegolten.

Ehe die Herren den Heimweg antraten, erschien die Hausfrau noch einmal, um ihnen adieu zu sagen. Swoyschin küßte ihr die Hand, und nicht nur Bärenburg, sondern auch der Oberst folgten seinem Beispiel.

„War ganz nett heute!" begann der Oberst draußen auf der Straße.

„Sehr nett," versicherte Bärenburg. „Gute Bewirtung und keine Flausen, — mehr kann man nicht erwarten."

„Letzteres, der Mangel an Flausen, wunderte mich am meisten," bemerkte der Oberst. „Ich hatte keine Ahnung, daß die Swoboda eine so gebildete Person ist; sie hat etwas fast Vornehmes, das ich früher gar nicht an ihr bemerkt hatte."

„Es war auch längst in ihr eingeschlafen. Die Neubelebung dieser Eigenschaft ist gewissen Einflüssen beizumessen, die ich nicht näher bezeichnen will," brummte Bärenburg.

„Einflüsse, die gute Eigenschaften ans Tageslicht fördern, müssen immer als lobenswert bezeichnet werden," versicherte der Oberst, der in der Bemerkung Bärenburgs sofort eine unfreundliche Beurteilung seines Lieblings Swoyschin witterte und dieselbe übelnahm.

Swoyschin schwieg. Bärenburg hingegen fing sofort wieder an: „Finden Sie nicht, Herr Oberst, daß die Derbheit des Mannes heute etwas unangenehm gegen die Feinheit der Frau abgestochen hat?"

„Ja, der Mann war mir heute zuwider," murmelte der Oberst. „Er verwildert und verbauert schrecklich."

„Verzeihen Sie, daß ich Ihnen widerspreche, mein verehrtester Herr Oberst," entgegnete Bärenburg, „der Mann ist ganz genau so, wie er immer war,

aber die Frau ist anders geworden. Neben der Frau muß er gemein wirken — es spürt's keiner besser als sie selbst, das ist das Unglück."

„Vielleicht haben Sie recht," meinte der Oberst. Die freistreichende Winterluft, die aus dem schwarzblauen, wolkenlosen Himmel herausblickenden Sterne, ja selbst das leise Geräusch des unter seinen Füßen knirschenden festgefrorenen Schnees wirkten belebend auf sein Denk- und Urteilsvermögen. Ihm war's zu Mute, als erwache er langsam aus einem hypnotischen Dusel.

„Ja, eigentlich haben Sie recht, Bärenburg."

„Hm! Und unter den Umständen werden Sie den fördernden Einflüssen, welche die innere und äußere Verfeinerung der Doktorin zur Folge gehabt haben, vielleicht auch nicht mehr unbedingt Lob sprechen."

Der Oberst stand perplex vor der neuen Auffassung der Dinge, die sich ihm aufzwang. Er blickte nach Swoyschin. Dieser war in tiefes Nachdenken versunken und schien dem Gespräch der beiden andern keine Aufmerksamkeit gewidmet zu haben.

„Ich glaube, wir stehen alle im Begriff, der armen Person den Kopf zu verdrehen," murmelte der Oberst.

„Wer ist schuld?" erwiderte Bärenburg achselzuckend, mit einem Blick auf den Vetter.

Jetzt brauste Zdenko auf. „Deine Anspielungen

fangen an, mir herzlich zuwider zu werden," fuhr er den Vetter an. „Jeder Mensch, der die Verhältnisse kennt, muß Mitleid haben mit der armen Frau. Es ist wirklich nur einfach anständig, zu trachten, ihr Los ein wenig zu erleichtern. Sie hat eine ganz gute Erziehung genossen, — sie ist eine Polin und stammt von vermögenden Eltern, die plötzlich verarmt sind. Später bildete sie sich zur Pianistin aus, absolvierte das Konservatorium glänzend. Zwei Tage, ehe sie das erste Mal öffentlich spielen sollte, fühlte sie einen rasenden Schmerz in der rechten Hand. Es stellte sich heraus, daß sie sich den vierten Finger ‚verspielt' hatte — daß sie allenfalls noch zu ihrem Vergnügen musizieren, aber keineswegs mehr an eine künstlerische Carriere denken konnte. Die Not starrte ihr ins Gesicht, ihre sterbende Mutter redete ihr zu — und so heiratete sie den Swoboda. Mir ist einfach leid um sie — verstehst denn du das nicht? Sie ist gar so ein armer Hascher!"

„Hm," murmelte Bärenburg gedehnt, „und du glaubst vielleicht, daß deine Freundschaft sie reich machen wird?"

Viertes Kapitel.

Den nächsten Abend hatten sich Bärenburg und Swoyschin bei dem Obersten zu einer gemütlichen Tarockpartie zusammengefunden. Der Oberst hatte soeben einen großartigen Pagat gemacht, als sein Diener, wie jeden Tag um diese Stunde, den Posteinlauf hereinbrachte. Der Oberst unterbrach die Partie, um denselben zu sichten.

„Für Sie ist ein Paket von Rodeck eingelangt,“ wandte er sich an Swoyschin, „ein Federfächer in Schildpatt gefaßt, Wert ... Der Teufel auch ...“ Und der Oberst betrachtete kopfschüttelnd die gelbe Postbegleitadresse. „Welcher der Damen bestimmen Sie denn das kostspielige Ding?“

„Ach, der kleinen Doktorin,“ erwiderte Swoyschin etwas verlegen, „ich hab' ein Vielliebchen an sie verloren!“

„Und da schenken Sie ihr ein so pompöses Objekt?“ rief der Oberst. „Denn der Fächer muß pompös sein, nach diesem Signalement zu urteilen!“

„Ich möcht' ihr gerne eine Freude machen," entschuldigte sich Zdenko.

„Ja, sie ist gar so ein armer Hascher," äffte ihn Bärenburg mit humoristischem Augenblinzeln. Dann zog er seine Uhr, klappte den Deckel auf, klappte ihn wieder zu und erhob sich.

„Wollen Sie nicht zum Souper bleiben?" fragte ihn der Oberst.

„Danke vielmals, Herr Oberst, kann leider nicht," entgegnete Bärenburg, „ich habe etwas sehr Wichtiges zü thun!"

„So, was denn?" fragte der Oberst, dem es anfing, lustig in den Augen zu blitzen.

„Ich . . . muß einen Brief schreiben . . . an meine Mutter," versicherte Bärenburg scheinheilig.

„So . . . nun, da will ich Sie um Gottes willen nicht aufhalten!" rief der Oberst. Er wußte genau, wieviel es geschlagen hatte, und daß sich Bärenburg zu einem Rendezvous begab. Und diese Kenntnis verdankte er durchaus nicht einer geschmacklosen Prahlerei Bärenburgs, der in Bezug auf seine „bonnes fortunes" verschlossen war wie das Grab, sondern den Indiskretionen der „schönen Müllerin", welcher er den Hof machte, und die sehr stolz auf ihre noble Eroberung war.

Die „schöne Müllerin" war die Gattin eines behäbig und philosophisch veranlagten Dampfmühlen-

besitzers, eine üppige Blondine, die sich langweilte — und Bärenburgs Vorgänger war ein Bezirksgerichtsadjunkt gewesen.

„Empfehle mich Ihnen zu besonderer Gnade, Herr Oberst,“ sagte, die Hacken zusammenschlagend, Bärenburg, dann dem Vetter auf die Schulter klopfend, rief er: „Servus, Alter!“

Zdenko reagierte nicht. Der Oberst reichte ihm zum Abschied die Hand und warf ihm einen Blick zu, der so viel sagen sollte als: „Viel Vergnügen!“ — und Bärenburg verschwand. Hinter der Thür hörte man ihn noch leise und gefühlvoll eine Stelle aus Elsas Duett mit Ortrud pfeifen.

Der musikalische Oberst kannte die Stelle und summte lächelnd den Text dazu: „Es gibt ein Glück — es gibt ein Glück, das ohne Reu' ...“

„Verfluchter Kerl, der Bärenburg,“ wendete er sich hierauf an Swoyschin, „man kann ihm nicht gram sein, einen guten Witz hat er immer bei der Hand! ... Und recht hat er noch obendrein!“ Noch einmal summte er vor sich hin: „Es gibt ein Glück — es gibt ein Glück, das ohne Reu'!“

Swoyschin, an dem diese sinnige Anspielung bis dahin spurlos verloren gegangen war, hob den gesenkten Kopf. Er schien sich zugleich beunruhigt und verletzt zu fühlen. Der Oberst hatte indessen mit mühsam gespielter Unbefangenheit fortgefahren: „Neben

all seinem anscheinenden Leichtsinn ist Bärenburg merkwürdig vernünftig. Es ist mir kurzweilig, zuzusehen, wie sicher er sein Lebensschifflein führt, anscheinend ohne je einen Blick auf das Steuerruder zu werfen. Er gönnt sich mancherlei Pläsir im Leben, aber er vermeidet es dabei spitzfindig, sich oder dem, hm! ... in den meisten Fällen sollte es heißen ... der andern zu schaden. Das ist eine große Kunst!"

Der Oberst verstummte, er war seine Weisheit losgeworden, aber er fühlte, daß es in einer schwerfälligen und aufreizenden Art geschehen war. Etwas unruhig erwartete er eine Gegenäußerung Swoyschins. Diese erfolgte erst nach einer langen Pause.

„Herr Oberst!" begann mit finsterem Blick und nur mühsam von Freundschaft und Respekt zurückgehaltenem Zorn der Oberlieutenant, „Herr Oberst, ich bin nicht sehr scharfsinnig, aber ich müßte geradezu blöde sein, wenn ich nicht gemerkt haben sollte, daß Sie diesen Vortrag zu meiner speziellen Belehrung gehalten haben."

„Ich mache kein Hehl daraus," erwiderte der Oberst.

„Was meinen Sie eigentlich damit, Herr Oberst?"

„Sich darüber klar zu werden, überlasse ich Ihnen," entgegnete der Vorgesetzte.

„So gut ich's verstehe," erklärte Swoyschin, „scheinen Sie zu glauben, daß meine Beziehungen zu

der armen Swoboda mit denen meines Vetters zu der schönen Müllerin parallel laufen, daß ich aber die Sache zu ernst nehme."

„Daß Sie die Sache zu ernst nehmen, glaube ich allerdings," erklärte der Oberst —, „daß Ihre Beziehungen zu der armen, nervösen kleinen Swoboda mit denen des Vetters zu der schönen Müllerin parallel laufen, glaube ich nicht — aber verzeihen Sie mir das harte Wort — wir sind ja ganz unter uns — eigentlich bedaure ich es."

Der Oberlieutenant runzelte die Stirn. Der Oberst fuhr fort: „Es wäre normaler, gesünder, und . . . unschädlicher!"

„Herr Oberst!" rief Swoyschin fast heftig, „ich bin weder ein Duckmäuser noch ein Heiliger, aber eine Frau, in deren Häuslichkeit ich so vertrauensvoll aufgenommen worden bin, steht für mich außer dem Spiel. Ich habe nie Gelegenheit gehabt, ihr meine Achtung zu versagen, und habe ihr nie etwas andres geboten als meine Freundschaft."

„Freundschaft? Der Teufel hole die Freundschaft zwischen zwei so jungen Leuten wie Sie und die Doktorin!" rief energisch der Oberst, „und was kann Ihre Freundschaft der kleinen Swoboda taugen?"

Swoyschin brachte seine alte bewährte Entschuldigungsformel vor: „Mir war so leid um sie. Sie ist gar so ein armer Hascher!"

„Und glauben Sie, um mit Bärenburg zu reden, daß Ihre Freundschaft sie reich machen wird? Bärenburg hatte recht, von Anfang an hatte er recht in diesem Fall. Und ich war vernagelt. Das einzige, was Sie bewirkt haben durch Ihre Freundschaft, ist, daß sich die junge Frau über ihre Armut klar geworden ist. Wissen Sie, wie Sie mir vorkommen, Swoyschin? Wie die gewissen grausamen Volksbeglücker, die durch ihre thöricht verfrühten Bildungsversuche dem Volk die Fähigkeit abgewöhnen, sich in seinen kleinen Verhältnissen wohl zu fühlen!

„Die arme Swoboda ist vielleicht zu gut für ihre Stellung. Sei's darum! Immerhin hatte sie sich an die dumpfe Luft, in der ihre Existenz sich abspann, gewöhnt, hatte sich gewöhnt, ihr Leben hinter trüben Fensterscheiben abzuwerkeln, aus denen es keinen Ausblick gab. Sie haben die Fensterscheiben für sie gesäubert, so daß sie einen Ausblick in die große, sich draußen ausbreitende Weltschönheit gewonnen hat. Geöffnet aber haben Sie das Fenster für sie nicht. Und jetzt ist sie wie ein armer, gefangener Vogel, der die Grenzen seiner Gefangenschaft nicht begreift und sich gegen das Glas, das er nicht sieht, den Kopf wundstößt!"

Der Oberst hielt inne — der Adjutant sah düster vor sich hin. „Etwas Wahres ist wohl an dem, was Sie sagen, Herr Oberst," murmelte er, „ich muß zu-

geben, daß Sie recht haben, aber ich hatte es wirklich nur gut gemeint!“

„Das, mein liebes Kind, brauchen Sie mir nicht erst zu versichern,“ erklärte der Oberst, „ich verüble Ihnen die Sache auch nicht weiter. Weniges auf der Welt wirkt schädlicher als zu fein fühlende Menschen — aber es gibt auch weniges, das sympathischer ist!“

Damit klopfte der Oberst seinem geliebten Adjutanten auf die Schulter, freundschaftlich, aufmunternd und etwas kräftig, — letzteres, um nicht selber in den Verdacht übermäßiger Feinfühligkeit zu geraten.

Der Diener meldete, das Souper sei angerichtet. Der Oberst versicherte seinem Adjutanten — vielleicht um der Situation ihre sentimentale Spitze abzubrechen —, daß er riesig hungrig sei, und als der Adjutant nicht zu einem ähnlichen Geständnis zu bewegen war, erklärte er ihm: „Was nicht ist, wird werden, — ich meine, in Bezug auf Ihren Hunger. L'appétit vient en mangeant. Was nun Ihre großen Sorgen anbelangt, so ist die ganze Sache doch nur eine Lappalie! Ein wenig Festigkeit und Takt bringt alles ins Geleise. Sie werden sehen!“ . . .

Aber der freundliche Oberst irrte sich.

Nach Beratschlagung mit dem Freund gab Swoyschin richtig den für sie bestimmten Fächer bei der kleinen Doktorin ab, nahm jedoch zugleich Abschied von ihr, da er für die Weihnachtsferien nach Hause reiste.

Die kleine Frau, hocherfreut über das Geschenk, gab bei dem Abschied Beweise von nervöser Erregung, die zugleich rührend und beunruhigend waren. Es war, als ob sie ahnte, daß dieser Abschied mehr als eine Trennung für vierzehn Tage, — daß er den Abschluß der hübschesten Episode in ihrer kahlen, nüchternen Existenz bedeute.

* * *

Zdenko atmete auf, als er nach längerer Wagenfahrt in das Eisenbahncoupé stieg, das ihn nach der Heimat befördern sollte. Zum erstenmal klang ihm der Pfiff, mit dem die Lokomotive die Abfahrt verkündete, wie Musik.

Als er am zweiten Januar nach Breznitz zurückkehrte, hatte er die blasse Doktorin fast vergessen. Leider sollte sie ihm nur zu bald ins Gedächtnis zurückgerufen werden.

Wie sich's von selbst versteht, fand er einen starken Einlauf von Weihnachts- und Neujahrskarten vor. Anfänglich äußerte er die Absicht, die Dinger en bloc an eine Cousine zu schicken, welche solchen Krimskrams sammelte. Der allezeit vernünftige Oberst wendete ihm ein, daß es vielleicht doch besser sei, die Kärtchen vorher anzusehen, es könne sich immerhin ein schlechter Witz zwischen diese Sendungen eingeschlichen haben, den es geraten wäre, einem jungen

Mädchen vorzuenthalten. Zdenko wunderte sich lachend darüber, daß ihm eine solche Möglichkeit nicht selber eingefallen war, und die beiden Männer machten sich daran, die Karten zu prüfen. Die meisten stellten sich als äußerst harmlos heraus — kleine Landschaften, Frauenköpfe, Pferde, Genrescenen in Farbe oder Lichtdruck ausgeführt. Plötzlich fuhr Zdenko zusammen und ließ eine Karte fallen, als ob es eine unvorsichtig angefaßte glühende Kohle gewesen wäre.

Der Oberst warf einen Blick darauf. Die Karte war mit einer Federzeichnung verziert, und zwar stellte dieselbe einen Dragonerlieutenant vor, der, inmitten eines Kirchhofs stehend, auf die ihn umgebenden, mit weiblichen Namen verzierten Grabsteine Thränen herunter weint, die im Verhältnisse zu dem aufgezeichneten Lieutenant die Größe eines mäßigen Wasserkürbisses aufwiesen. Darunter stand geschrieben:

„Stimmen aus der Unterwelt. Auf die bekannte Melodie von Rubinstein zu singen.

‚Schöner Zdenko, hüte dich,
Lächle nicht so lieblich,
Denk an Lydia B. . . . und Grete —
Hüte dich . . . hüte dich!‘

Eine Neujahrswarnung aus dem Jenseits!“

Dieser äußerst geschmackvolle Scherz war von einem vergilbten Zeitungsausschnitt begleitet, den Zdenko neben die Zeitung hatte fallen lassen. Auf diesem

Zeitungsausschnitt erspähte der Oberst, welcher, wie fast alle Reiteroberste, sehr rasche Augen hatte, die in Fettschrift gedruckten Worte:

„Weiblicher Doppelselbstmord — beklagenswerte Opfer aristokratischen Leichtsinns. Die Stelle des herzlosen Verführers hat in diesem Fall Graf S. . ."

Und plötzlich trat dem Freiherrn eine dunkle, jämmerliche Geschichte ins Gedächtnis zurück — eine Geschichte, die er vor etwa drei Jahren in der Zeitung gelesen hatte und welche zwei junge Mädchen betraf, von denen sich die eine aus unglücklicher Liebe zu einem jungen Kavalier, Grafen S. . ., erschossen, nachdem ihre Freundin, um ihr Mut zu machen, sich durch einen ersten Schuß aus demselben Revolver entleibt hatte.

Er sah den Adjutanten verdutzt an. Dieser war totenblaß geworden. „Sie wußten doch von der Sache," begann er heiser.

„Von dem unglückseligen Vorfall hatte ich allerdings gehört," stotterte der Oberst —, „vielmehr hatte ich davon in der Zeitung gelesen . . . Aber ich war damals in Polen. Um zu erfahren, wer dieser Graf S. . . sei, hätte ich erst nach Wien schreiben müssen, — dazu interessierte mich die Sache zu wenig. Damals wußte ich noch gar nicht von Ihrer Existenz, mein lieber Swoyschin, und als Sie in mein Regiment eintraten, hatte ich den Jammer längst ver-

gessen. Uebrigens wäre es mir auch nicht im Traum eingefallen, Sie damit in Verbindung zu bringen ... Hm! ... Also Sie waren der Held der Geschichte?"

„Held!" ... Swoyschin zuckte die Achseln — „was Held ... der unschuldige, fast ganz unschuldige Anlaß war ich ... weiter nichts!"

„Hm! ... hm!" Der Oberst trommelte mit den Fingern auf dem Tisch; ganz geheuer schien ihm die Sache doch nicht zu sein.

„Vor allem," fuhr Swoyschin fast heftig werdend fort, „bitte ich, mir zu glauben, daß von leichtsinniger Verführung, — ja, von irgend einer Verführung gar nicht die Rede gewesen ist. Das eine von den beiden Mädchen — die, welche sich zuerst umgebracht hat —, kannte ich fast gar nicht — und die andre — mit der hab' ich allerdings eine Zeitlang viel verkehrt. Ich hatte sie kennen gelernt ... durch irgend einen Zufall ..."

„Das kann ich mir anbetrachts der Lebensstellung der Armen denken," murmelte der Oberst.

„Sie that mir leid, — ich nahm mich ihrer an ... aber ich versichere Ihnen, Herr Oberst ..."

„Daß Sie die Situation nicht ausgebeutet haben!"

„Gewiß nicht," beteuerte er, „im Gegenteil." Und der Oberst setzte etwas trocken hinzu: „Ich glaub's Ihnen aufs Wort. Gewiß war das Mädel der aggressive Teil."

Eine lange Pause folgte. Swoyschin hatte die beiden Ellbogen auf den Tisch gestützt und hielt sich die Hände übers Gesicht. „Gegen das Mädchen ist auch nicht viel zu sagen, Herr Oberst," murmelte er. „Sie war ein armer Narr. Wissen Sie, was die ganze Sache auf die Spitze trieb?"

„Wie sollt' ich?"

„Nun ... es ist ein Fall, den ich Ihrem Urteil unterbreiten möchte!"

„Ich stehe zu Diensten," versicherte der Oberst.

„Es handelt sich natürlich durchaus nicht um eine Person mit tadellosen Antecedenzien — das ist ausgemacht. Sie war leichtsinnig, wie sie alle sind, und nebstbei ein wenig sentimental. Sie sehnte sich nach reiner Luft — nach anständigen Lebensbedingungen. Ich unterstützte sie darin und behandelte sie mit einer gewissen Rücksicht, die sie sich als Achtung auslegte. Unsre Beziehungen liefen daneben her wie sie konnten. Wie alle diese Art von Mädchen, wenn sie sich und das Leben nicht einfach nüchtern und cynisch auffassen, war sie total konfus."

Der Oberst schüttelte den Kopf. „Wie Sie sich auskennen, mein Lieber," bemerkte er; „um so zu generalisieren, müssen Sie nach der Richtung hin ausgiebige kulturhistorische Studien gemacht haben."

Swoyschin errötete ein wenig und fuhr fort:

„Sie dauerte mich. Um sie zu zerstreuen, ließ ich sie Stunden nehmen und borgte ihr Bücher. Sie las mit einer wahren Gier. Aber anstatt besser wurde es immer ärger und ärger mit ihr!"

„Das hätte ich Ihnen im voraus sagen können," meinte der Oberst. Ohne auf diese Bemerkung etwas zu erwidern, nahm Swoyschin seinen Bericht wieder auf:

„Sie trieb mich mit den unmöglichsten Fragen in die Enge, wie zum Beispiel, ob sie, wenn sie sich einmal von ihrer Vergangenheit losgelöst haben würde, noch das Recht hätte, einen Ehrenmann zu heiraten oder in einer anständigen Familie Erzieherin zu werden. Und andre solche Fragen, auf die es keine Antworten gibt, die sich in den Sackgassen der Civilisation die Köpfe wund stoßen. Mir war so schrecklich leid um sie, aber da ich gar keinen Ausweg mehr wußte und ich ohnehin zu diesem Verhältnis gekommen war wie der Pontius ins Credo, so zog ich mich zurück, löste es endlich schriftlich. Ich atmete auf, als es vorüber war. Eigentlich wunderte ich mich, daß sie die Trennung so ruhig hinnahm, — spottete mich aus dafür, daß ich die Person ernst genommen, und meinte, die tröstet sich mit einem andern.

„Kurze Zeit darauf kommt meine Mutter mit meiner Cousine Annie nach Wien. Ich war selig und von früh bis abends mit den beiden beisammen, denen ich recht ausgiebig die Honneurs der Kaiser=

stadt machen half, — denn meine Mutter hatte Wien beinahe vergessen, und Annie kannte es gar nicht, und ihr zwitscherndes Stimmchen war so herzig, und die großen, erstaunten Augen und die Atmosphäre von absoluter Reinheit und Lebensunkenntnis um so ein junges Mädchen herum, — ach, was ist das lieb! Ich dankte meinen Sternen, daß es mit der armen Lydia aus war! Da, — wir waren in den Prater gefahren, und da das Wetter sehr schön war, stiegen wir aus, machten ein paar Schritte zu Fuß. Ich war ganz stolz, mich mit zwei so schönen Damen zu zeigen, denn meine Mutter ist noch immer eine schöne Frau, und Annie — Annie ist reizend. Alle Leute sahen uns an, unter andern ein paar Kameraden, denen die Neugier aus den Augen leuchtete. Da plötzlich kamen zwei merkwürdige Erscheinungen auf uns zu: Lydia und ihre Freundin — beide geschminkt, auffällig gekleidet, unmöglich. Lydia sieht mir voll ins Gesicht. Ich unterlass' es, sie zu grüßen — absichtlich. Was hätte ich andres thun sollen?

„Gegen Abend reisen meine Damen ab, ich begleite sie bis auf den Semmering — wir übernachten dort, bringen einen entzückenden Tag in den Bergen zu. Als ich spät abends des nächsten Tages nach Hause komme, find' ich die Nachricht vor, daß sich Lydia Böckel bereits in der vorhergegangenen Nacht erschossen hat mit ihrer Freundin, — finde einen

Brief, in dem sie mich bittet, ein ‚Vaterunser' neben ihrer Leiche zu beten. Der Brief war lang, verwickelt, voll Phrasen, aber er schnitt mir ins Herz. An einen Satz erinnere ich mich genau: ‚Die Kluft zwischen dem, was ich bin, und dem, was ich sein möchte, ist zu groß, als daß ich noch weiter versuchen könnte, eine Brücke darüber zu bauen. Es ist alles aus — nimm mir meinen Tod nicht übel und mach Dir keine Vorwürfe, Du kannst nichts dafür, hast nur Deine Pflicht gethan, aber ich ... ich kann es eben nicht länger aushalten in einer Welt, in der es die Pflicht eines Ehrenmannes ist, Geschöpfe wie mich so tief zu verletzen, wie Du mich heute verletzt hast ...'

„Wie das weh gethan hat — es war so schrecklich wahr! Natürlich fuhr ich sofort in die Roßau, wo sie wohnte, um ihre letzte Bitte zu erfüllen.

„Es war gegen elf Uhr, als ich hinausfuhr. Sie kennen diese schwülen Sommernächte in Wien, die verpestete Luft, in der es nach allem riecht, was faul ist und was man den Tag über versteckt! Und am allerärgsten war die Luft in dem Haus, in dem sie wohnte, in der elenden Vorstadtbaracke! ... Die hohe, schmutzige Treppe, die kein Ende nehmen wollte, und ganz oben im dritten Stock ihr Zimmerchen, das ich kannte. Sie lag auf ihrem Bett mit gefalteten Händen, auf dem Gesicht ein Ausdruck von unbefriedigter

Sehnsucht, der mir durch Mark und Bein ging! — Sie hatte sich ins Herz geschossen.

„Vierundzwanzig Stunden waren seit ihrem Tod verflossen. Die Leiche war bedeckt mit Blumen. Alle hysterischen Frauen Wiens hatten Blumen geschickt, der Duft war betäubend, er mutete mich sonderbar an nach den Miasmen auf der Straße, auf der Treppe! . . . Ich kniete nieder und betete mein ‚Vaterunser‘, und während ich mitten im Beten war, hatte ich das Gefühl, jemand träte herein. Plötzlich überkam mich eine Uebelkeit, eine Beängstigung — aus dem Blumenduft drang etwas Fürchterliches, Ekelhaftes, Schauriges. Ich richtete mich auf — und da . . . am Fußende des Bettes, auf dem die Tote lag, sah ich eine hohe, schmale Gestalt in einem schwarzen Mantel, deren Kapuze so weit um ihr Gesicht vorgezogen war, daß man dasselbe nicht erkennen konnte. Nur zwei ungeheure schwarze Augen sah ich, die mich gierig anfunkelten. Ich blieb stehen wie gebannt — die schwarze Gestalt kam auf mich zu. Sie machte den Eindruck zu schweben — ohne jegliche Bewegung ihrerseits — sie kam näher — alles drehte sich mit mir . . .

„Als ich wieder zu mir kam, lag ich in meinem Bett. Man hatte mich ohnmächtig neben der Leiche gefunden und nach Haus transportiert. Ich fragte nach der schwarzen Gestalt, niemand konnte mir Auskunft geben . . . kein Mensch hatte sie bemerkt!

„Wer's war ... was es war ... weiß ich nicht. Später redete ich mir ein, es müsse doch ein Gebilde meiner Phantasie gewesen sein, die Verkörperung meines schlechten Gewissens. Aber ich habe kein schlechtes Gewissen, Herr Oberst, ich habe Ihnen genau die Wahrheit gesagt. Was hätten denn Sie gethan, wenn Sie mit, sagen wir, mit Ihrer Mutter und Schwester so einem Geschöpf begegnet wären?"

„Gewiß, mein Lieber, hätte ich in dem Falle nicht anders gehandelt als Sie," erklärte der Oberst, „und niemand konnte anders handeln, aber ... Ihr Unrecht liegt weiter zurück ... Unrecht ... Unrecht ist nicht das Wort ... Unklugheit ... ich weiß nicht ... kurz, Sie hätten das arme Ding nicht erst mit so viel Rücksichten verwöhnen sollen — Rücksichten, die doch zu nichts führen konnten. Wenn Ihnen noch einmal ein hysterisches Mädel nachläuft, so werden Sie lieber gleich von Anfang an grob, es wird Ihnen wenigstens die Notwendigkeit ersparen, zum Schluß grausam zu sein! Ziehen Sie eine Lehre daraus für die Zukunft — und im übrigen lassen Sie die Toten ruhen in Frieden; es taugt zu nichts, in Gräbern zu wühlen!"

„Ach, ich war so froh, ein wenig vergessen zu haben!" murmelte Swoyschin, der ganz blaß geworden war. „Diese Zusendung" — er deutete auf den Zeitungsausschnitt — „ist eine unerhörte Gemeinheit,

und derjenige, der sie auf dem Gewissen hat, der soll mir Rede stehen!"

* * *

Den Abend legte sich der Oberst mit einem bekümmerten, unbehaglichen Gefühl zu Bett.

Wie es sich herausstellte, hatte Swoyschin den Urheber des geschmackvollen Scherzes sofort erraten. Den nächsten Tag kam es zwischen ihm und dem schönen Hermann im Offizierskasino zu einer sehr kurzen, aber scharfen und deutlichen Auseinandersetzung, deren Resultat um vierundzwanzig Stunden später ein Säbelduell war, bei dem Swoyschin seinen Gegner unbarmherzig zusammenhieb. Er lieferte den Beweis, daß er in der Schlacht ganz tüchtig seinen Mann stellen würde, und daß seine übermäßige Feinfühligkeit wirklich nur dem zarten Geschlecht galt.

Er selber kam mit einer Schmarre davon, während Märzfeld lebenslänglich einen steifen Arm behalten sollte. Letzterer fand es auch geraten, den Dienst zu verlassen, was ihm insofern nicht allzu schwer fiel, als ihm die Reichtümer seines Vaters gestatteten, seinen anstrengenden militärischen Beruf gegen die angenehme Faulenzerexistenz eines Countrygentleman, der nicht auf das Erträgnis seiner Güter angewiesen ist, zu vertauschen.

Aber trotz des für ihn glänzenden Verlaufs des

Duells konnte sich Swoyschin zu keiner rechten Lustigkeit aufraffen. Der Oberst verwünschte die Taktlosigkeit Märzfelds und gönnte ihm alle Unbill, mit der er dafür büßen mußte.

Zdenko lebte jetzt noch zurückgezogener als früher, besorgte seine Dienstpflichten pünktlich, aber mechanisch, gerade so wie er jetzt musizierte — nämlich streng im Takt, aber ohne alle persönliche Empfindung.

Mehreremal erhielt er Briefe, die er einsteckte, ohne sie vor dem Obersten zu öffnen. Da übrigens der Adjutant des Obersten zu Neujahr als gänzlich geheilt aus seinem Sanatorium zurückgekehrt war, so war das Verhältnis zwischen den beiden natürlich einigermaßen gestört, der unbeschränkte Gedankenaustausch zwischen ihnen nicht mehr möglich.

Wenngleich Zdenko fortfuhr, im selben Hause mit dem Obersten zu wohnen, so wußte dieser in Bezug auf sein Privatleben doch nichts mehr, als was die ganze Stadt wußte, — daß Zdenko den Verkehr mit der hübschen, blassen Doktorin fast gänzlich abgebrochen hatte, und daß diese sich nicht hineinzufinden vermochte.

Ende Januar sah der Oberst bei helllichtem Tage Swoyschin aus dem kleinen, gelb angestrichenen Haus in der auf den Ringplatz hinaus mündenden Straße treten, das die Swobodas bewohnten. Er hatte die Augenbrauen fest zusammengezogen und die Zähne in

die Unterlippe gepreßt. Als ihn der Oberst anreden wollte, warf er ihm einen flehenden Blick zu und machte eine abwehrende Handbewegung, dann schritt er rasch und stumm an seinem Vorgesetzten vorbei.

Der Oberst begriff, daß er den jungen Menschen vorläufig in Ruhe lassen mußte; er erriet, daß Swoyschin endlich, um die Sache abzuschließen, sich zu der von der Doktorin so heiß ersehnten Auseinandersetzung herbeigelassen hatte; er erriet auch, wie dieselbe ausgefallen war.

Mehrmals im Laufe des Tages trat er leise an die Thür des jungen Mannes, welche dieser versperrt hatte; immer hörte er ihn im selben hastigen Schritt auf und nieder gehen. Das dauerte bis tief in den Abend hinein. Der Oberst hatte soeben das Souper abtragen lassen, als es an seine Thür pochte. Swoyschin trat ein, stumm drückten die beiden Männer einander die Hand, dann nahm Zdenko auf die freundliche Einladung des Obersten in seinem Lieblingseckchen Platz. Der Oberst gönnte ihm die Zeit, sich zu sammeln, beunruhigte ihn nicht mit Fragen, sondern sah ihn nur aus seinen freundlichen grauen Augen teilnehmend an.

Endlich räusperte sich der junge Mensch ein paarmal, dann begann er: „Sie haben das Ganze werden sehen — also kann ich offen mit Ihnen reden — und das erleichtert mir vielleicht die Seele. Mir

ist's freilich heute zu Mut, als ob mir nichts mehr die Seele erleichtern könnte — aber das ist Unsinn, man lebt ja doch darüber hinweg.“ Er legte seiner Gewohnheit gemäß die Hand über die Augen, schöpfte tief Atem und fuhr fort: „Der Umstand, daß die Leute anfingen über meine Beziehungen zu der armen kleinen Doktorin zu reden, was die widerwärtige Neujahrssendung Märzfelds bewies, hatte mich — mehr noch als Ihre vorhergehenden, freundlichen Warnungen, Herr Oberst — dazu bestimmt, den Verkehr mit ihr so gut wie gänzlich aufzugeben, ihr gegenüber eine durchaus reservierte Haltung anzunehmen. Sie konnte sich nicht hineinfinden, armer Narr! — Sie schrieb mir Brief auf Brief, und ihre Briefe waren herzzerreißend! . . . Sie bildete sich ein, daß ein geheimer Grund mein verändertes Benehmen herbeigeführt haben müsse, — es konnte nicht mit richtigen Dingen zugehen, man mußte sie mir gegenüber verleumdet haben. Sie flehte mich an, ich solle ihr Gelegenheit geben zu einer Auseinandersetzung. Und endlich sagte ich mir, daß es so doch nicht weitergehen könne, und ich entschloß mich, ihre Bitte zu erfüllen.

„Ich besuchte sie zu der Stunde, die sie angegeben hatte — einer Stunde, in der wir ungestört miteinander reden konnten —, ich hoffte, daß es mir gelingen würde, sie zu beruhigen.

„Natürlich . . . nur um sie so wenig zu demütigen als möglich, fing ich damit an, ihr zu versichern, daß es mir wenigstens ebenso schwer falle, unsre Beziehungen abzubrechen, als es ihr schwer fallen könne. Ich hatte gelogen!“ Er stockte.

Der Oberst sah ihm forschend ins Gesicht. „Hm! Barmherzigkeitslügen sind erlaubt,“ brummte er — „nur beschwören sie manches Mal höchst unerwünschte Wirkungen herauf. Das mag wohl bei der Doktorin der Fall gewesen sein.“

„Ja,“ gestand Zdenko, ohne aufzublicken. „Sie war sofort bereit, alles über den Haufen zu werfen, ihren Mann, ihre Kinder, ihr Pflichtgefühl und die Meinung der Welt, — das war alles, als ob es nie für sie existiert hätte“ — er schüttelte sich — „es war gräßlich! Beim Anblick der beiden Selbstmörderleichen in Wien habe ich nicht gelitten, was ich litt beim Anblick ihres armen Gesichts, als sie anfing zu verstehen, daß es keine Hilfe gab, daß es aus war, wirklich aus! — Ich mußte sie schließlich anfahren, ich mußte ihre Hände von meiner Uniform herunterreißen, so schwache, hilflose Hände! Ich höre noch den Laut, mit dem die Nägel an dem Tuch herunterfuhren! — Ach, ich versichere Ihnen, Herr Oberst, nichts auf der Welt ist ärger, als in so einer armen Frau die Hoffnung tot zu schlagen und sie ihrer Scham preiszugeben! Zehnmal lieber hau' ich einem Kerl

wie dem Märzfeld mit meinem Säbel den Kopf ab bei einem Duell!" Wieder hielt er sich die Hand über die Augen.

Aus einem verlegenen Schweigen heraus trachtete der Oberst den jungen Freund zu trösten.

„Gar zu ernst dürfen Sie die Sache nicht auffassen — sie wird's verwinden — bei diesen sentimentalen, überspannten Frauen geht so etwas gewöhnlich nicht zu tief."

„Ja, Herr Oberst, das Gefühl für mich geht vielleicht nicht tief, — aber der Ekel vor ihren Lebensbedingungen, der Ekel, den ich ihr unvorsichtigerweise beigebracht hab', der geht tief! Mich würde sie wahrscheinlich leicht genug vergessen, wenn sie einen andern Ausweg aus der Plattheit ihrer Existenz finden könnte als ihre Leidenschaft. Haben Sie je eine Blume gesehen, die, im Schatten einer hohen Mauer aufwachsend, sich streckt und streckt bis über die Mauer hinauf, weil sie nicht blühen kann ohne Licht? Sie streckt sich und streckt sich, bis sie ganz dünn wird davon, aber es gelingt ihr doch, über die Mauer zu sehen, es gelingt ihr einmal, ihre Blüten zu entfalten und die Sonne zu grüßen. Und kaum, daß sie über die Mauer geschaut hat, kommt ein kalter Sturm und bricht ihre armselig und mühsam entfaltete Blüte ab! — Sehen Sie, Herr Oberst, an so eine Pflanze erinnert mich die Doktorin."

„Bah! werden Sie nicht zu poetisch und kommen Sie sich nicht gar zu wichtig vor, liebes Kind,“ erwiderte der Oberst, „die Sache wird sich geben, — viel schneller als Sie sich denken. In kürzester Zeit wird Gras gewachsen sein über die Sentimentalitäten der Doktorin!“

Der Oberst sagte Dinge, die er nicht glaubte, wie die meisten Menschen, wenn sie sich bemühen, ihre Nebenmenschen zu tröste, aber diesmal sollte sich seine Prophezeiung erfüllen, freilich in einer ganz andern Weise als der gutmütige Reitersmann dies gemeint hatte.

* * *

Wenige Tage nach dieser hier wiedergegebenen Unterredung erschien der Regimentsarzt bei dem Obersten, und zwar in Parade, was auf einen wichtigen Grund seines Besuches zu deuten schien.

Und einen wichtigen Grund hatte dieser Besuch. Wie es sich herausstellte, war Swoboda gekommen mit der Bitte, der Oberst möge ihm zu seiner Versetzung in ein andres Regiment verhelfen. Die ausschließlich tschechischen Schulen in Breznitz seien hinderlich bei der Erziehung seiner Knaben, begann er, und dann — seine Frau könne das Klima nicht vertragen.

Nicht ein unfreundliches Wort über die Frau,

nicht eine Anspielung auf den wirklichen Stand der Dinge! Der schwerfällige Regimentsarzt, Sohn eines kleinen Spezereikrämers aus Komotau, benahm sich wie ein Gentleman. Der Oberst zollte ihm in seinem Herzen die warme Anerkennung, die er mit den Lippen für immer verschweigen mußte! Und doch — als er ihn ansah, kurz, gedrungen, mit den schmalen grauen Augen in dem flachen, von einem blonden Vollbart umrahmten roten Gesicht, mit den kurzen, dicken Händen, die in den oft gewaschenen und etwas zu engen Militärhandschuhen doppelt dick und kurz aussahen, ergriff ihn zugleich mit dem Mitleid für den Mann das Mitleid mit der Frau.

Die Stimme des Regimentsarztes, immer ein wenig heiser und dünn, besonders in Anbetracht des Umfangs seines Brustkastens, klang, von seiner mühsam bekämpften Erregung zugeschnürt, geradezu krähend. Einer seiner Handschuhe war beim Knopfloch geplatzt — das rote Fleisch quoll hervor. Der Oberst erinnerte sich dessen, wie die Hände aussahen ohne Handschuhe — die stumpfen, rotbehaarten Finger, die flachen, schartigen, schaufelförmigen, fast nie ganz sauberen Nägel.

Es war wirklich zu traurig, die Frau dieses Mannes zu sein mit einer unglücklichen Liebe für Zdenko Swoyschin — traurig und ein wenig lächerlich zugleich, wie so viele Dinge im Leben.

Da dem Obersten übrigens gar nichts gelegener kommen konnte, als die Bitte des Doktors, so versicherte er ihn aufs wärmste, daß er sich sofort für ihn verwenden wolle, und daß es ihm auch sicherlich gelingen werde, seine Versetzung zu bewirken.

Sobald der Arzt gegangen war, teilte der Oberst diese neue Wendung der Dinge seinem jungen Freunde mit, der seinerseits aufrichtige Befriedigung darüber empfand.

* * *

Bis dahin hatte er sich noch immer nicht beruhigen können; immer wieder hatten ihn die Bilder aus der Existenz der jungen Frau verfolgt, — ihre Existenz, in der alles klein war, außer der Sehnsucht, herauszukommen, eine Sehnsucht, die nicht befriedigt werden konnte. Er sah ihr kleines Wohnzimmer, die mühseligen Handarbeiten, die sorgfältig eingerahmten Vedutenphotographieen, die paar Blumen, alle ihre rührenden und kläglichen Versuche, sich aus der Kümmerlichkeit heraus den Weg zu irgend einem Ideal zu bahnen.

Es war besser, daß sie ging, leiden würde sie überall, aber vielleicht doch weniger, als sie hier litt.

Nach vielfacher Schreiberei erreichte der Oberst richtig die gewünschte Versetzung für den Regimentsarzt. Im Frühjahr sollte dieser die Garnison wech-

seln. Seine Frau wollte er schon früher und zwar zu ihren Eltern schicken.

„Die Emmi ist den Umzugsstrapazen nicht gewachsen,“ erklärte er; „bei einem Umzug stehen immer zu viele Fenster und Thüren offen, da erkältet sie sich mir auf den Tod.“

Sie leistete keinen Widerstand, sondern erklärte sich mit allem zufrieden, was er vorschlug.

Im übrigen war ihre Haltung jetzt musterhaft. Man sah sie selten auf der Straße, und wenn, immer zwischen ihren zwei kleinen Buben — den Buben mit den dicken Köpfen und derben Stumpfnasen, die ihrem Gatten ähnlich sahen. Und die Buben machten verdutzte, traurige Gesichter, wie alle Kinder, wenn ihr Heim unter einem moralischen Druck leidet, wenn niemand mit ihnen spielt und lacht.

Frau Emmi wurde alle Tage schmäler und blässer und drückte sich alle Tage tiefer in den Schatten. Wenn es je vorkam, daß Swoyschin ihr begegnete, so erwiderte sie seinen ehrerbietigen Gruß mit einem Kopfnicken und einem ängstlich verlegenen Lächeln, bei dem ihr jedesmal die Thränen in die Augen traten. Von einer Zudringlichkeit, einem Versuch, ihn anzusprechen, ihre Beziehungen zu ihm neuerdings anzuknüpfen — nie eine Spur!

*　*
*

Der Winter war kalt und lang, das einzige Vergnügen der Offiziere in Breznitz bestand im Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen. Bei letzterem zeichnete sich der Oberst ganz besonders durch seine tüchtige, wenn auch ein wenig altmodische Kunstfertigkeit aus, während sich Swoyschin als ein Virtuose ersten Ranges erwies.

Beim Schlittschuhlaufen wurde er ausgelassen lebendig. Solange er, auf seinen schmalen Eisen dahinfahrend, allerhand spitzfindig ausgeklügelte geometrische Figuren beschrieb oder auch mit planloser Geschicklichkeit im Genuß rasch hinschwebender Bewegung schwelgte, vergaß er alle seine Sorgen, vergaß, daß es überhaupt Weiber auf der Welt gibt.

Der beliebteste Versammlungsort der Schlittschuhläufer war ein Weiher, der sich in einem von dem Garnisonsstädtchen eine halbe Stunde weit entfernten verwilderten Parke befand, der sich um ein verlassenes Schlößchen zog, das den Namen Monbijou trug und im Sommer zu einer Restauration verwendet wurde, während es im Winter gänzlich leer stand.

Es war ein poetisches Plätzchen, und die Soldaten mußten eifrig herhalten mit dem Herrichten der Eisbahn, mit Kehren und Schaufeln.

Die Offiziere liefen Schlittschuh bei Sonnenaufgang, sie liefen Schlittschuh bei Sonnenuntergang — sie liefen Schlittschuh bei Mondschein.

Aber auch der strengste Winter nimmt sein Ende. Auf der Elbe draußen schwammen die Eisschollen, — den Tag zuvor war die Eisdecke geborsten mit furchtbarem Gekrach.

Aber der Weiher von Monbijou trug noch, wie die Offiziere sich ausdrückten; ein letztes Mal mußte man sich die Freude gönnen. Das Eis schwitzte bereits stark, und gewissen Stellen an der südlichen Seite des Teiches mußte man ausweichen. Der Park hatte seine weißglitzernde Märchenpracht eingebüßt und zeigte sich in seiner ganzen häßlichen braunen Vorfrühlingskahlheit, die Bäume schienen aus dem Schlamm herauszuwachsen, hie und da breitete sich ein schmutzigweißer Schneefleck zwischen zwei Pfützen aus. Es war häßlich, aber durch die Kronen zog sich ein geheimnisvolles Rauschen, das von kommender Frühlingsschönheit weissagte, und der Geruch, der aus der häßlichen, kahlen Erde aufstieg, kündete von neuem Keimen und Blühen.

Die Offiziere wußten, daß es ihr letzter Eistag war, und konnten sich von ihrem Vergnügen nicht losreißen — der Oberst mitten unter ihnen.

Ein paar Offiziersdamen mischten sich in den Reigen. Am Rande des Teiches stand eine Gruppe neugieriger Bürger und Bürgersfrauen und betrachteten das Schauspiel, unter ihnen die schöne Müllerin, die ihren Anbeter durch ein großmächtiges Opern-

glas fixierte, und die gebildete Gattin des Schul=direktors.

Da erschien die Doktorin für einmal ohne ihre beiden Buben, aber mit dem traurigen, gebrochenen Blick in den Augen, den Swoyschin so gut kannte.

Auch die andern Offiziere kannten diesen Blick, besonders der Oberst. Ihm war sehr leid um die junge Frau. Er trat bis knapp an den Rand des Teiches, um sie zu begrüßen. „Sie schleifen heuer gar nicht, gnädige Frau," bemerkte er, „und sind doch, so gut ich mich erinnere, eine eminente Eis=künstlerin."

„Ich hatte diesen Winter keine Zeit, ich mußte doch die Uebersiedelung vorbereiten," murmelte sie schüchtern mit ihrer weichen, umflorten Stimme und ihrem fremdartigen polnischen Accent.

„Wie es scheint, werden Sie uns bald verlassen," bemerkte der Oberst.

„Ja, sehr bald."

„Wann gedenken Sie abzureisen?"

„Morgen. Wenn die große Kälte nicht gewesen wäre, wär' ich früher fort, — ich wollte das warme Wetter abwarten," erwiderte sie, immer in ihrer hastigen, eingeschüchterten Art.

„Nun, das warme Wetter scheint sich ernstlich eingestellt zu haben," mischte sich Bärenburg ins Ge=spräch, — offenbar drängte es auch ihn, ein letztes

Mal freundlich gegen die arme Doktorin zu sein, — „das Eis taut uns ja unter den Füßen, und dort, neben den Weiden" — er deutete auf eine Stelle an der Südseite des Teichs —, „dort kracht es ganz abscheulich, man darf sich da gar nicht mehr hinwagen. Es ist heute entschieden unser letzter Tag. Schade, — es geht nichts über das Schleifen!" Mit einer kühnen Wendung beschrieb er einen weitläufigen und verwickelten Schnörkel auf der Eisdecke, um dann plötzlich wieder vor der Doktorin, zu deren Verblüffung und Zerstreuung er sich angestrengt hatte, stehen zu bleiben.

„Ich bin auch immer sehr gerne Schlittschuh gelaufen," sagte die Doktorin.

„Schade, daß Sie es aufgegeben haben, gnädige Frau," rief jetzt eine Stimme, bei deren Klang nicht nur die Doktorin, sondern auch Bärenburg und der Oberst zusammenschraken. Es war die Stimme Swoyschins. Bärenburg und der Oberst fanden es ganz in der Ordnung, daß er der unglücklichen Frau zum Schluß ein paar tröstliche Huldigungen bieten wolle. Sie zogen sich zurück, um ihm freieres Spiel zu gönnen.

Die Situation war in jedem Fall linkisch für ihn; wenn er sich beobachtet gefühlt hätte, wäre ihm jeder Schatten von Unbefangenheit geschwunden.

„Also schon so bald verlassen Sie uns?" begann er, als sie allein waren.

Sie nickte nur.

„Schade," meinte er, und dann nach einer Pause — es waren zu viele Menschen am Rande des Teichs, lauter Menschen, die ihn anstarrten — „wollen Sie nicht ein wenig schleifen zum Abschied?"

Sie machte ein unschlüssiges Gesicht — sie hatte keine Schlittschuhe mit. Eine der Regimentsdamen, die im Begriff stand, den Eisplatz zu verlassen, bot ihr ihre Schlittschuhe an. O, man war allgemein liebenswürdig gegen die Doktorin, seitdem man wußte, daß sie morgen abreisen sollte!

Konnte sie dem Vergnügen, ein letztes Mal mit ihm über das Eis hinzuschweben, nicht widerstehen oder war plötzlich aus der Freude an seiner Freundlichkeit eine verzweifelte Absicht in ihr erwacht?

Sie setzte sich auf eine Bank am Rande des Teichs, und Swoyschin kniete vor ihr nieder, um die Schlittschuhe an ihren Füßen zu befestigen. Ihre Füße waren sehr klein — rührend klein und schmal — die Schlittschuhe waren zu groß für sie. Swoyschin mußte sie zusammenschieben und schrauben. Als er sie endlich fest gemacht, bemerkte er: „Sie werden sich ein wenig unsicher fühlen das erste Mal, darf ich Sie führen?" Sie legte ihre Hand in die seine, und sie schwebten dahin.

Sie wußte, daß er nur so gut gegen sie war, weil sie morgen abreiste — weil es ihn zu nichts

mehr verpflichten konnte, aber sie war doch selig. Auf ihren Wangen waren die Rosen erblüht, und aus ihren Augen strahlten die Sterne. Sie dachte nicht über den Augenblick hinaus, nicht an das, was später kommen sollte.

Man konnte sich keine bessere Partnerin wünschen zum Eislauf, — in jeder Bewegung paarte sich Sicherheit und Grazie — es war, als ob sie mit den Schlittschuhen an den Füßen geboren worden wäre.

Hie und da sagte er ihr etwas Weiches, Aufmunterndes. Sie antwortete nur mit einem verträumten Lächeln — wozu reden!

Fast eine halbe Stunde hatte er sie geführt. Dann hatte ihn Bärenburg abgelöst. Jetzt flog sie allein über das Eis, die Arme über der Brust verschränkt, mit halb geschlossenen Augen. Die Sonne senkte sich, die Schatten der Bäume streckten sich lang über das fahle, graugelbe Wintergras und die Flecken schmutzigen Schnees, die stellenweise übrig geblieben waren. Am östlichen Horizont glühte es dumpf rot hinter abdämpfenden Wolkenschleiern. Alle Konturen waren verwischt.

„Swoyschin, ich geh' nach Hause — bleiben Sie noch?“ rief der Oberst, worauf der Oberlieutenant ihm erwiderte: „Nur einen Augenblick, Herr Oberst, ich begleite Sie.“ Er wollte nur zu der Doktorin hin, um sich von ihr zu verabschieden. „Gott

sei Dank, daß es vorüber ist!“ murmelte er, als er zu seinem Freunde zurückkehrte.

Er bückte sich, um sich die Schlittschuhe von den Füßen zu ziehen. Plötzlich entfuhr ihm ein halberstickter Laut, — dann den Obersten, der neben ihm stand, heftig am Arm packend, stieß er hervor: „Herr Oberst! . . . sehen Sie dort . . . die schwarze Gestalt, die gierigen Augen . . .“ Unter die herabhängenden Aeste eines Faulbaums deutete er. Der Oberst sah nichts.

„Herr Oberst! . . .“

Plötzlich, was war das? Der scharfe harte Laut berstenden Eises, dann das zornige Aufrauschen von Wasser, das einen Menschenkörper verschlingt!

„Um Gottes willen, die Doktorin!“ schrie man von allen Seiten — „die Doktorin!“

Rascher als alle andern war Zdenko am Platz; er tauchte unter, hob den Kopf aus dem Wasser, tauchte noch einmal unter . . . Alles wollte auf den Platz zueilen, alle seine Kameraden ihm nachspringen. Aber es war nichts zu machen — das Eis trug keinen mehr — und einer, der durchbrach, nützte nichts. Alle, die sich ihm näherten, konnten nur hinderlich und verderbenbringend sein.

Ein paar Offiziere waren fortgeeilt, um Eishaken zu holen, damit die Oeffnung der Eisdecke erweitert werden könnte. Atemloses Entsetzen . . .

fiebrige Spannung! Die Kameraden wußten, daß er nicht zurückkehren würde ohne sie.

Alles still ... still ... totenstill, — nur das Knistern und Knattern des berstenden Eises ... da ... jetzt tauchte der Kopf Swoyschins aus dem Wasser!

Bärenburg beugte sich vor und zog den Vetter ans Land. Zdenko hielt sie in den Armen ... er hatte sie gerettet!

Gerettet? ...

Dort auf die Bank neben dem Ufer legten sie sie nieder. Ihre Kleider waren schwer von Schlamm, das wasserüberrieselte Gesichtchen war weiß und rein und von einem wundersamen Ausdruck verklärt. Es war, als ob sie's noch im letzten Augenblick gewußt habe, daß er sein Leben eingesetzt hatte für sie — als ob sie es empfunden, daß sie in seinen Armen gestorben war!

* * *

Zwei Tage später folgte das ganze Offizierscorps dem Sarg der armen Doktorin bis zu dem nahen Kirchhof. Nur Swoyschin fehlte. Ein heftiges Nervenfieber hielt ihn auf seinem Lager fest.

Als sich sein Bewußtsein von seinen Delirien losrang, thaten sowohl der Oberst als die Kameraden, was sie konnten, um ihm den marternden Gedanken auszureden, daß die Unglückliche sich absichtlich auf das

dünne Eis gewagt hatte, vor dem sie ausdrücklich gewarnt worden war.

Es gelang ihnen auch, ihn zu beruhigen. Aber so fest ihre Behauptungen klangen, daß es lächerlich sei, die Katastrophe irgend einem andern Umstand als einem unglücklichen Zufall beizumessen, — im Herzen stand's bei ihm fest, daß die arme Emmi Swoboda freiwillig in den Tod gegangen war.

Im Grunde genommen verwunderten sie sich darüber, daß Swoyschin sich die Sache verhältnismäßig rasch ausreden ließ, daß er sich früher, als man erwarten durfte, beruhigte.

Am meisten wunderte sich der Oberst. Doch hatte er schon einmal, als ihm der junge Mann seine Geständnisse hinsichtlich der unglücklichen Lydia Bökel-Katastrophe gemacht hatte, bemerkt, daß Swoyschin mit seinen selbstquälerischen Vorwürfen verhältnismäßig leicht fertig geworden war.

Es hatte ihm schon damals das ideale Bild seines liebsten Offiziers gestört. Jetzt störte es ihn wieder. Er tröstete sich damit, daß sich in dieser energischen Abwehr des Schuldbewußtseins der Selbsterhaltungstrieb einer sehr sensitiven Natur äußerte, die das Schuldbewußtsein entweder negieren oder daran zu Grunde gehen müßte. Der Selbsterhaltungstrieb war freilich an und für sich keine besonders schöne Eigenschaft, aber einem, der sein Leben so kühn aufs Spiel

gesetzt hatte, wie Swoyschin bei diesem Ereignis auf dem Eisplatz, dem konnte man etwas nachsehen.

Als gegen Ende April Zdenko von seinem Nervenfieber hergestellt war, nahm er einen einjährigen Urlaub. So schwer ihn der Oberst entbehrte, so hatte er ihm doch selbst zu dieser Unterbrechung des Dienstes geraten.

Fünftes Kapitel.

Das Jahr war vorbei — das Jahr und noch einige Tage darüber.

Zdenko Swoyschin sollte zu seinem Regimente zurückkehren, und zwar sollte er jetzt allen Ernstes die früher provisorisch von ihm ausgefüllte Stelle des Adjutanten bei dem Obersten übernehmen. Der frühere Adjutant war nach verschiedenen Versuchen, in harmloseren Sanatorien seinen havarierten Geisteszustand zu reorganisieren, in einem Irrenhaus gelandet, — die Bahn war frei.

Swoyschin freute sich über die dauernde Zusammengehörigkeit mit seinem alten Freund, die ihm der Posten sicherte, und er freute sich über verschiedenes an jenem letzten April, an dem er mit dem Schnellzug der Station Zdibitz zurollte, von wo er noch eine Stunde nach Breznitz zu fahren hatte.

Von fern grüßte ihn der sandige Exerzierplatz, zwischen dunklen Wäldern weißgelblich aufschimmernd. Wie ihn das anheimelte!

Die Erinnerung an die bescheidene, alltägliche Tragödie, der er beigewohnt, in der er eine Rolle gespielt, hatte sich in seiner Seele verwischt. Er blickte mit ungetrübtem Auge in die Zukunft — eine Zukunft, die ihm irgend etwas Schönes zu versprechen schien.

Der Zug hielt — „Zdibitz, fünf Minuten Aufenthalt!"

Swoyschin stieg aus. Er wechselte ein paar lustige Worte mit den zwei alten Trägern, typischen Figuren der Zdibitzer Station, sprang in eine der klappernden Mietkutschen, die hinter dem Bahngebäude warteten, und fort ging's.

Im Vorüberfahren warf er einen Blick nach dem Schloß, das von einem Hügel aus auf das Städtchen niedersah. Er merkte, daß die Fahne auf dem Turme wehte. War denn das Schloß jetzt bewohnt? Dann vergaß er, darüber nachzudenken, — seine Gedanken waren mit andern Dingen beschäftigt.

Er hatte das Städtchen hinter sich. Zwischen blühenden Apfelbäumen zog sich die Straße hin, neben der sich mit zartem Frühlingsgetreide bedeckte Felder bis an den Saum der schwarzen Wälder hinstreckten. Wie hübsch sich die rosigen Apfelblüten gegen den giftgrünen Hintergrund der sanft ansteigenden Felder abhoben!

Alles war still, nur die Abendglocken läuteten

in den Dörfern, und wenn die verklungen waren, hörte man Musik, die Musik, mit der die Menschen dem kommenden Mai entgegenjauchzten.

Jetzt bog der Wagen in den Waldweg ein. Das Gras in den flachen Straßengräben und an den breiten Waldrändern war weiß von Erdbeerblüten, die Fichten hatten grüne Kerzchen aufgesteckt, die Blätter auf den Laubbäumen waren noch wenig entwickelt. Jeder Baum hatte eine andre Farbe, und jeder hatte einen andern Duft. Der rötliche Abglanz der tiefstehenden Sonne schimmerte über der Straße, über dem Moos im Wald, und lange Schattenstreifen streckten sich dazwischen hin.

Zu Ende der langen, geraden Straßenperspektive, zwischen den grünen Waldcoulissen erblickte Zdenko die zwei Türme der wunderthätigen Marienkirche von Breznitz.

Die Schatten wurden blaß, — die Sonne war untergegangen.

Der Wald lag hinter ihm. Wieder blühende Obstbäume, Felder — der ganze Himmel eine blaßblaue Kuppel mit grünlichen, sich ins Topasfarbene verlaufenden Schattierungen am Horizont.

Durch die Luft zog etwas Feuchtes, wundersam Kühlendes — der Tau, der unsichtbar auf die Erde niedersank, und der Duft des Taus, dieser unbeschreiblichste, berauschendste aller Düfte. Es war, als sei

der Frühling selber leise über die Felder geschlichen und der Tauduft bezeichne seine Spur.

Die Brust des jungen Mannes hob und senkte sich in einem tief aufatmenden Glücksgefühl. Ach, wie war die Welt schön! Die Hoffnung verarbeitete die Erinnerungen, die er von daheim mitgebracht hatte, zu einem zwischen Zukunft und Vergangenheit hin und her schwebenden Traum.

„Wie schön das wäre nächsten Frühling, falls . . .“

Der Himmel färbte sich dunkler, die Sterne wurden sichtbar, der Tau duftete stärker . . .

Wie hübsch das wäre, mit ihr so ahnungsbeklommen dem neuen Heim entgegenzueilen, ihrem und seinem Heim, an einem Frühlingsabend wie heute! Ringsum Friede, Duft und keimendes Leben, alles still, nur in der Ferne die huschende Musik.

Der Wagen hielt vor dem Hause, das der Oberst bewohnte; ein altes Herrschaftshaus mit Standbildern auf dem Giebel und mit aus Sandstein geschnittenen, in Lorbeerkränzen eingefaßten Cäsarenköpfen unter den Fenstern. Man wußte nicht, wie es sich nach Breznitz verirrt hatte, an dessen äußerstem Rand es erbaut war.

Der Oberst stand auf der Schwelle und zog seinen Adjutanten ungestüm ins Haus hinein.

In dem hübschen Speisezimmer mit den geschnitzten Möbeln, die der Oberst einmal aus Venedig mitgebracht hatte, und auf die er sehr stolz war, stand

der Theekessel auf einem Tisch, der so blank und präzis gedeckt war, daß sich jede Hausfrau daran ein Beispiel hätte nehmen können; Schüsseln mit kaltem Fleisch und belegten Brötchen gruppierten sich darauf.

„Aber es kommt noch etwas Warmes, es kommt noch etwas Warmes,“ versicherte der Oberst, worauf der Diener etwas hereinbrachte, das, die Phantasie aufreizend, in einer gefalteten Serviette verborgen lag. Die Hängelampe verbreitete ein mildes Licht.

„Es ist wirklich zu gemütlich!“ rief Swoyschin gerührt, und dann setzte er hinzu: „Ich muß entschieden zwei Heimaten haben — heute morgen reise ich von einer Heimat fort, und abends kehre ich in die zweite Heimat zurück. Ich bin sehr reich, Herr Oberst!“

„Es freut mich, daß Sie sich so fühlen,“ versicherte dieser. „Wissen Sie, daß Sie ein andrer Mensch geworden sind in diesen zwölf Monaten, Swoyschin! Nicht ganz ein andrer, nicht ausgetauscht, nur vorteilhaft verändert. Sie sehen aus, als ob Sie sich wieder freuen gelernt hätten am Leben!“

„Das hab' ich auch, Herr Oberst.“

Die Fenster standen weit offen, mit dem Frühlingsduft drang der Klang der Musik herein — nicht so leise, verschwommen, huschend, wie auf der Straße draußen, sondern deutlich, hüpfend und schleifend, jauchzend und jubelnd und doch mit etwas ahnungsvoll Wehmütigem darin.

„Seltsam," murmelte der Oberst hinaushorchend, „etwas Elegisches klingt doch durch jede echte Tanzmusik hindurch, 's ist wie der Geruch der trockenen Herbstblätter, der sich in den Frühlingsduft hineinmischt. Aber daran darf man nicht denken! Erzählen Sie mir lieber wie es zu Hause war ... sehr schön, scheint's."

„Ja, sehr schön, Herr Oberst. Mama läßt Sie vielmals grüßen, läßt Ihnen danken für die Sorgfalt, die Sie ihrem Buben zuwenden."

„So, hm! Und war Annie da?" fragte der Oberst mit einem verschmitzten Augenblinzeln.

Die Blicke des jungen und des alten Mannes begegneten einander. Beide fingen mit einemmal an zu lachen. „Woher wissen Sie, daß Annie existiert?" fragte Swoyschin.

„Sie selber haben es mir verraten," erklärte der Oberst, wobei er sich hütete, seinen jungen Freund zu erinnern, bei welcher Gelegenheit dies gewesen war.

„Hm!" Swoyschin blickte schmunzelnd vor sich hin.

„Nun, darf man gratulieren?" fragte der Oberst.

„Gratulieren? Wozu?"

„Zu einer fröhlichen Verlobung."

„O, da stehen wir noch lange nicht."

„So — na, also wo stehen wir denn?"

Das war alles sehr indiskret von seiten des

Obersten. Aber Indiskretionen, die aus warmer Teilnahme entspringen, werden demjenigen, der sie begeht, immer verziehen.

„Wo wir stehen?“ wiederholte Swoyschin. „Wo wir stehen? Sie weiß, daß ich sie gern habe, und es ist ihr nicht unangenehm.“

„So, das ist ja immerhin recht erfreulich,“ meinte der Oberst, „und ein Bild haben Sie nicht von der jungen Dame?“

„Sie bekommen doch alles aus mir heraus,“ scherzte Swoyschin. „Nun, bei Ihnen werden meine kleinen Geheimnisse gut aufgehoben sein. Eigentlich freu' ich mich, mit Ihnen von Annie reden zu können. Da, Herr Oberst!“ Er zog ein kleines Etui aus der Tasche, öffnete es und reichte es dem alten Freund.

„Also das ist sie!“ Der Oberst versenkte sich in die Betrachtung der jungen Schönheit. Eigentlich war die Bezeichnung falsch, von einer sogenannten Schönheit konnte gar nicht die Rede sein. Eine niedrige Stirn, von der das volle, krause Haar einfach zurückgestrichen war, ein gerades Stumpfnäschen, ein etwas großer, aber hübscher, zugleich gutmütiger und charaktervoller Mund, zwei wundervolle Augen.

Herzig, reizend, das war die Kleine im vollsten Maße, aber das, was man so gewöhnlich eine Schönheit nennt, nicht. Vielleicht gerade darum, weil sie nämlich gar nicht das war, was man so recht eigent-

lich eine Schönheit nennt, konnte der Oberst sich gar nicht sattsehen an ihr. „Donnerwetter!“ murmelte er ein Mal ums andre, „Donnerwetter!“

Der sehr auffällige Beifall, mit welchem der ältere Freund das Bildchen betrachtete, rührte den jungen Mann, schmeichelte auch ein wenig seiner Eitelkeit, die in solchen Fällen selbst bei dem edelsten Liebhaber nicht ganz aus dem Spiel bleibt.

„Nicht wahr, sie ist ein lieber Kerl!“

„Allerliebst, ganz allerliebst!“ bestätigte der Oberst.

„Und wissen Sie,“ erzählte Swoyschin, „das Bildchen hat sie mir heimlich zugesteckt zum Abschied; sie ist extra nach Wien gefahren mit der Kammerjungfer, zum Zahnarzt, um bei dieser Gelegenheit das Etui zu kaufen. Wie mich das gefreut hat, können Sie sich denken, und die lieben, vergnügten, mutwilligen, zärtlichen Augen, mit denen sie mir nachgeblickt hat, als ich wegfuhr auf die Bahn!“

„Na, ich kann nur sagen, ich gratuliere,“ erklärte der Oberst, „gratuliere von Herzen! Wenn ihr Inneres hält, was ihr Gesichtchen verspricht, so ist Annie gerade die Frau, die Sie brauchen. Nerv, Energie, ein fester Charakter, ein weiches Herz, ein heiteres Temperament, ein heller, zum Praktischen geneigter Verstand, und dabei ein feines Empfindungsvermögen, das es versteht, den alltäglichsten Dingen des Lebens eine poetische Seite abzugewinnen.“

„Das ist so richtig, aber so richtig!“ rief Swoyschin. „Sie schildern sie, als ob Sie sie jahrelang gekannt hätten.“

„Ich versteh' mich auf Physiognomieen,“ schmunzelte der Oberst. „Aber jetzt, zu was die Ziererei und Bummelei? Eins, zwei, drei in die Kirche!“

„Ja, wenn davon die Rede sein könnte!“ Der junge Offizier blickte sehnsüchtig vor sich hin, während er das Bildchen von neuem in seiner Brusttasche verbarg.

„Bah, wo liegen die Hindernisse?“ Der Oberst brachte der ganzen Angelegenheit ein unglaubliches Interesse entgegen. In einem gewissen Alter freut man sich daran, sich bescheiden und uneigennützig an einem fremden Jugendfeuer zu wärmen, sich, von allen selbstsüchtigen Wünschen absehend, in eine fremde Liebesgeschichte hineinzuträumen.

An wirkliche Hindernisse glaubte er nicht, aber leider waren doch solche und zwar ziemlich ernster Natur vorhanden. Zdenkos Vater, seit Jahren gelähmt, außerdem sehr nervös und gänzlich von seiner Frau beherrscht, durfte durch keinen Verdruß aufgeregt werden. Die Mutter schätzte Annie wohl, aber — das war nun einmal ihre Idiosynkrasie — sie hatte eine absolute Abneigung gegen arme Bräute. Ihre Söhne mußten ihrer Ansicht nach reich heiraten, besonders der jüngere. Sie hatte im gräflichen Taschen=

buch die reichen Komtessen alle rot angestrichen. Und Annie war nicht reich, im Gegenteil ganz arm, eine Cousine im dritten Glied; sie sagten sich „du“, weil sie sich von Kindesbeinen an kannten, sonst war's mit der Verwandtschaft nicht weit her. Sie lebte seit Jahren in dem Hause seiner Eltern, wo sie die fehlende Tochter ersetzte, sozusagen die Hauskomtesse machte.

Sie wurde sehr geschätzt von seinen Eltern, seit ihrem fünfzehnten Jahre lebte sie bei ihnen, führte jetzt das ganze Haus. Alle hatten sie gern, aber an eine Heirat war vorläufig nicht zu denken.

„Ich darf mir auch gar nichts anmerken lassen vor der Mama,“ schloß Swoyschin seine vertraulichen Mitteilungen. „Wenn meine Mama ahnen würde, daß ich mich für Annie interessiere, gibt sie das Mädel aus dem Haus, und das wäre für unsre arme, lustige Annie, die gar keine Lust hat, Hof- oder Stiftsdame zu werden, fatal. Na, vorläufig sind wir gute Freunde! Es wär' was wert, so einen Sonnenstrahl neben sich zu haben, der einem alle Schatten aus der Seele herausleuchtet!“

Seine Augen wurden plötzlich feucht. Der alte Oberst klopfte ihm auf die Schulter und meinte: „Na, Kopf oben, mein Junge, es wird noch alles gut werden. Vielleicht gelingt es mir, den Mittler zu machen. Das wär' eine Freud'! Sapperlot!“

Damit hob der Oberst die Tafel auf, um sich mit dem jungen Freund in das Rauchzimmer zu begeben.

„Ich hoffe, Sie sind noch munter, spüren die Reise nicht,“ bemerkte der Oberst, „ich habe nämlich einen Teil meiner Herren eingeladen, die uns helfen sollen zur Feier Ihrer Ankunft eine Maibowle zu leeren. Die meisten derselben sind aber vor zehn Uhr nicht disponibel. Sie waren zu einem Diner in der Umgebung geladen.“

„Bei wem?“

„Bei den Zells in Zdibitz. Das Schloß ist samt der Jagdbarkeit für den Sommer vermietet an ein sehr nettes Ehepaar, Graf und Gräfin Zell. Sie kennen sie vielleicht?“

„Ich hab' von ihnen gehört. Also die wohnen in Zdibitz? Hm! hm!“ sagte er sinnend. „Die Zells interessieren mich nicht weiter, aber Zdibitz interessiert mich. Ich hab' Ihnen schon gesagt, daß es eine von den Herrschaften ist, um die mein Vater prozessiert, und falls wir den Prozeß gewinnen, sind wir reiche Leute, die sich ein Vergnügen leisten dürfen!“ In seinen Augen schimmerte es vielsagend.

Der Oberst teilte ihm mit, daß er sich den Besuch, den er bei Zells zu machen beabsichtigte, bis zu seiner Ankunft aufgespart habe, und fragte, ob er ihn nicht demnächst nach Zdibitz begleiten wolle.

Unten hörte man Sporen- und Säbelgeklirr, und wenige Minuten später war das ganze Rauchzimmer des Obersten voll Cigarrendampf und Offizieren.

* * *

Nachdem die gegenseitigen Begrüßungen vorüber waren, drehte sich das Gespräch natürlich um die neuen Nachbarn. Besonders die Offiziere, die nicht eingeladen gewesen waren, erkundigten sich nach allen Einzelheiten des Diners. Wer war alles dort gewesen, wie hatte man gegessen? Besonders der dicke Major Falb war unersättlich im Fragen.

„Eine famose Idee, das Schloß zu vermieten," versicherte Bärenburg seinem Vetter. „Ich weiß nicht, von wem sie ausgegangen ist, aber wir profitieren alle dadurch. Sind scharmante Leute, die Zells."

„Hm!" räusperte sich achselzuckend der stets mit seiner nüchternen Beurteilung von allem Aristokratischen prahlende Drewinsky. „Ist noch zum Aushalten. Die Gräfin ist schwatzhaft, umständlich, beschränkt, aber gutmütig. Er war, glaub' ich, zum Schluß seiner Laufbahn Gesandter bei einem kleinen deutschen Hof und trat dann aus der Carriere, weil er den Posten in Petersburg, auf den er sich, weiß Gott, warum, gefaßt gemacht hatte, nicht erhielt. Ist ein bißchen ledern, aber man gewöhnt's."

„Also, wenn weder Zell noch seine Frau die An-

ziehungskraft des Hauses bilden, so möcht' ich wohl wissen, wer sie ausmacht?" fragte Swoyschin.

„Ach, wie soll ich das sagen," meinte Bärenburg. „Die Hauptsache ... die Hauptsache ist das Haus selbst, die Art, wie es geführt wird, die Luft, die man darin atmet, die Umgebung. Jetzt hat sich übrigens noch ein ganz besonderer Magnet dort festgesiedelt, eine Verwandte der Zells, die schöne Gina Ginori!"

„So? Es soll ein interessantes Mädchen sein," bemerkte Oberlieutenant von Zewusky, ein Pole, der es auf eine gute Partie abgesehen hatte.

„Ja, interessant ist die schöne Gina, aber unheimlich," erklärte Bärenburg.

„Wieso unheimlich?" fragte einer von jenen, die nicht eingeladen gewesen waren.

„Ach, sie hat so Zustände!" Bärenburg, der für gewöhnlich durch seine gesunden Nerven gegen alle Unheimlichkeiten der Welt gefeit war, schüttelte sich ein wenig.

„Was für Zustände?" fragte man.

„Ach, sie soll manchmal plötzlich zum Scheintod erstarren. Wenn sie dann erwacht, erzählt sie die sonderbarsten Dinge, die sich, wer weiß wo, zugetragen haben an Orten, von denen sie unmöglich eine Nachricht erreicht haben konnte. Es scheint, daß, solang der kataleptisch-hysterisch-magnetisch-mysterische Schlaf

dauert, ihre Seele, vom Körper getrennt, frei herumspaziert."

„Wer hat dir den Bären aufgebunden?" fragte Swoyschin.

„Die Gräfin Zell selbst," erklärte Bärenburg mit einem gewissen Stolze. „Wie es scheint, hat's die schöne Gina voriges Jahr als Geisterseherin in Rom bis zu einer Lokalberühmtheit gebracht. Die Gräfin bedauerte sehr, daß sie Gina noch nie während eines Anfalls beobachten konnte."

„Die Eitelkeit spielt bei hysterischen Zuständen immer eine aufreizende Rolle. Es wäre besser für das Mädel, wenn man ihre Zustände ignorieren würde," bemerkte der Oberst.

Und der dicke Major von Falb sagte: „Heiraten soll sie, dann hört der ganze Schwindel auf!" und er schob drei von den belegten Butterbrötchen, die der Oberst zur Erfrischung der Herren hatte vorbereiten lassen, auf einmal in seinen großen Mund. Der Major kurierte alle weiblichen Verkehrtheiten immer mit dem Heiraten.

„Schau, daß du ihre Eroberung machst, Zdenko!" rief Bärenburg lustig. „Ganz dein Fall — bildhübsch, und soll mordmäßig viel Schotter haben."

„Danke bestens," erklärte Swoyschin mit einer lustig abwehrenden Handbewegung, und dabei trat ein sehr sympathisches Lächeln auf seinen Mund, ein

Lächeln, durch das es wie liebliche Erinnerungen, hoffnungsvolle Träume huschte. Der Oberst konnte nicht umhin, ihm verständnisvoll zuzublinzeln.

„Schade!“ behauptete mit wichtigem Ernst Bärenburg, „sie interessiert sich entschieden für dich.“

„Aber Tapsch!“ rief Swoyschin ärgerlich. Tapsch war der Spitzname Bärenburgs. Man hatte ihm denselben noch im Theresianum beigelegt, seiner lustigen Tappigkeit halber, die an diejenige junger Hunde erinnerte. Der Name hatte ihn ins Leben hinausbegleitet. Er hörte viel lieber darauf als auf den ihm offiziell in der Taufe beigelegten, welcher „Joseph“ lautete.

Seiner oftmals energisch ausgedrückten Ansicht gemäß gab es auf der Welt wenig, das lächerlicher war, als „Joseph“ zu heißen, und wie man den Namen auch verunstaltet und verblümt als Seppl, Peppi, Pips oder Pepsch, pflegte er elegisch zu seufzen, der Joseph klingt doch durch.

„Tapsch hin, Tapsch her, es ist, wie ich dir's sage,“ entgegnete er dem Vetter. „Sie kennt dich, wenn sie mir auch nicht verraten wollte, wo sie dich bereits gesehen hat. Gehört hatte sie jedenfalls sehr viel von dir, aber ihrer Ansicht nach noch lange nicht genug. Denn sie fragte mich nach dir aus, wie, na, wie ein Polizeikommissar nach einem Anarchisten. Dann plötzlich — ja, das ist demütigend, ich weiß aber nicht,

ob für dich oder für mich —, aber mitten in unsrer Konversation über dich fielen ihr die Augen zu. Sie mußte sie mit Gewalt aufreißen, dann verschwand sie."

„Da hat sie jedenfalls ganz merkwürdige Beweise von Interesse an meiner Person gegeben," erklärte Swoyschin lustig. „Deine Geschichte erinnert mich lebhaft an den Herrn, der unlängst um eine Cousine von mir anhielt, und als meine Mutter ihn fragte, ob er denn eine Ahnung habe, daß ihm ihre Nichte geneigt sei, erwiderte: ‚O ja, sie geht jedesmal aus dem Zimmer, wenn ich erscheine.'"

Ueber diese Anekdote lachte man natürlich; Bärenburg lachte auch, machte aber zugleich sehr schmale Augen, mit denen er den Vetter neugierig fixierte.

„Welche Cousine war denn das, Zdenko?" fragte er. „Die Annie Binsky, nicht?"

„Ja," sagte Swoyschin kurz.

An diesem Punkt fiel der Major ein: „Wenn ich mir nur das Rezept von der Mehlspeise (er sagte Möllspeis) verschaffen könnt', die heute im Schloß serviert worden ist, ich sag' dir, Herr Oberst, dos wer dir eine Mehlspeis' !" — er schnalzte mit den Lippen — „wenn die die Kasinoköchin zusammenbrächte!"

Bald darauf zogen sich die Herren zurück.

„Träum von der Gina Ginori," rief Bärenburg seinem Vetter zu.

„Möcht's besorgen, wenn ich nur wüßt', wie sie ausschaut," erwiderte Swoyschin.

„Rotes Haar bis an die Fersen, große, grüne Augen, junonische Figur, — o, ein Prachtweib sag' ich dir!"

„Hm! mein lieber Tapsch, das sollte ja doch eigentlich dein Geschmack sein," entgegnete Swoyschin, „ich habe nie eine besondere Vorliebe für rote Haare und junonische Weiber an den Tag gelegt."

„Für mich ist sie zu exotisch, zu interessant, ist mir mit einem Wort zu hoch," erklärte Bärenburg. Nichts auf der Welt wirkte auf Bärenburg so abstoßend bei einem Mädchen, als wenn selbes, wie er sich ausdrückte, zu „hoch" für ihn war. „Uebrigens ganz abgesehen davon," fuhr er fort, „hat sie mir gegenüber eine Gleichgültigkeit an den Tag gelegt, eine Art, mir über den Kopf hinüberzuschauen! . . . Das Unglück teile ich mit allen meinen Kameraden; die Herren müssen gestehen, daß es ihnen mit der schönen Ginori nicht besser gegangen ist, und das ist mir ein Trost!"

„Famose Möllspeis!" murmelte der dicke Major.

„Gute Nacht, Herr Oberst!"

„Gute Nacht allerseits!"

* * *

Heiter und müde zog sich Swoyschin in sein

Schlafzimmer zurück. Kaum, daß er sich auf seinem eisernen Bett ausgestreckt hatte, fielen ihm die Augen zu. Er träumte von „zu Haus", von Annie Binsky, von der Zukunft, von seinem Hochzeitstag.

Der Frühling duftete aus Bäumen und Sträuchern, und in der Luft war ein großes, feierliches Glockengeschwirr, und Annie ging neben ihm in einem weißen Kleide und mit einem Kranz auf dem Kopf. Sie sagte ihm etwas Liebes, aber er konnte nicht genau verstehen, was — die Glocken schwirrten zu laut.

Er ärgerte sich über die Glocken, eine von ihnen war gesprungen, das hörte er ganz deutlich, es brachte einen Mißklang in die dröhnende, schwirrende Feierlichkeit. Die Glocken riefen ihm etwas zu, einen Namen. Jetzt vernahm er es deutlich, immer denselben Namen, immer denselben: „Gina Ginori, — Gina Ginori!"

Und dann schwiegen die Glocken, und durch die stumme Frühlingsnacht glitt etwas Eigentümliches, ein rätselhafter Laut, leise, wie aus weiter Ferne, dann näher, immer näher. Eine seltsame Melodie, ein Lied ohne Worte, mit einer immer wiederkehrenden chromatischen Figur, in viertel, nicht in halben Tönen — magisch, aufreizend, unabweisbar, anlockend . . .

Näher . . . ganz nah, er hörte etwas wie ein leises Pochen an seiner Fensterscheibe. Endlich öffnete er die Augen. Sein Zimmer war voll matten Silber-

glanzes ... dann ... er schrak zusammen, sein Herz pochte laut ... neben seinem Bett stand eine schlanke Gestalt, ein Mädchen in einem blaßlila Gewand, das faltig und weich an ihren Gliedern niederfloß.

Das Gesicht der Fremden war bleich, die vollen Lippen eher dunkel veilchenblau als rot, dazu eine kurze Nase und sehr große, tiefliegende Augen, die fast dieselbe Farbe wie die Lippen hatten und zwischen rötlichbraunen, dicht und dunkel umwimperten Lidern starr auf ihn niederblickten.

Ohne sich dermaßen zu wundern, wie es anbetrachts der merkwürdigen Erscheinung zu erwarten gewesen wäre, fragte er sich doch, wie sie hereingekommen war, und was sie bei ihm wolle.

Da kniete sie nieder neben seinem Bett, schlang die Arme um seinen Hals und murmelte: „Ich heiße Gina Ginori!"

Ihre Arme waren eiskalt, ebenso der Hauch, der von ihren Lippen kam und seine Wange streifte. Dann drückte sie ihre Lippen auf seinen Mund, und auch die Lippen waren kalt wie Eis. Mit einemmal fingen sie an, auf seinem Munde zu brennen ...

„Mein!" flüsterte die Fremde, „mein!"

* * *

„Swoyschin, Swoyschin, es ist Zeit. — Weiß Gott, ich gönn' Ihnen Ihren schönen, jungen Schlaf,

aber es ist doch Zeit, daß wir endlich auf den Exerzierplatz kommen."

Swoyschin fuhr auf: neben ihm stand der Oberst wohlwollend lächelnd, die Cigarette in der Hand, was bedeutete, daß er schon gefrühstückt hatte.

„Zu Befehl, Herr Oberst!" Der Adjutant rieb sich schlaftrunken die Augen.

„Es ist die höchste Zeit. Ihr Diener meldete mir soeben, daß er trotz aller Anstrengung Sie nicht habe wecken können," sagte der Oberst.

Swoyschin griff sich an die Stirn. „Gleich, gleich, Herr Oberst, — nein, wie ich so verschlafen konnte! Ihre Bowle hat mir's angethan. Ich hab' so sonderbar geträumt! Zu merkwürdig!"

„Von Annie?" fragte der Oberst schlau.

„Ja . . . nein! . . . Ach, verzeihen Sie, Herr Oberst, wie hat doch Tapsch diese rätselhafte Ginori beschrieben? Rothaarig, junonisch, nicht wahr?"

„So gut ich mich erinnere . . ."

„Ja, die Sirene in der Kunstausstellung einer Provinzhauptstadt. Das stimmt entschieden nicht!"

„Stimmt nicht — womit?"

„Ich werd's Ihnen später einmal erzählen, Herr Oberst."

Swoyschin hatte indessen summarisch Toilette gemacht und bereitete sich vor, mit nüchternem Magen sein Pferd zu besteigen. Schon im Weggehen wandte

er sich noch einmal um. „Herr Oberst, entschuldigen Sie, ich habe etwas vergessen.“

Das Bildchen seiner Cousine war's, er pflegte sich nie davon zu trennen; bei Tag trug er es bei sich, in der Nacht stellte er es auf seinen Betttisch.

Er hätte geschworen, daß er es auch gestern dorthin gestellt habe. Aber es war nicht zu finden, er mußte ohne seinen Talisman ausrücken.

Erst auf dem Exerzierplatz erinnerte er sich dessen, daß die blasse Erscheinung, die sich unter dem Namen Gina Ginori bei ihm eingeführt, das Bildchen mit einer Gebärde der Eifersucht vom Nachttisch hinuntergestoßen und in einen Winkel geschleudert hatte.

Als er nach Hause kam, suchte er es an der Stelle, die der Traum ihm angab. Das Bildchen lag richtig dort, das Glas der kleinen Photographie war zerbrochen.

* * *

„Sonderbar . . . recht sonderbar!“ Der Traum gab ihm zu denken, er hätte immerhin gern gewußt . . .

Nicht ohne Spannung sah er dem Besuch in Zdibitz entgegen. Erinnern mochte er den Obersten daran nicht, irgend eine ihm selber ganz unerklärliche Befangenheit hinderte ihn daran.

Eine Woche verging. Der Oberst hatte viel zu thun, da mußte der Adjutant natürlich mithalten.

Die raschen, lustigen und langwierigen täglichen Uebungen auf dem Exerzierplatz und schließlich ein langer Brief von seiner Cousine, ein Brief voll drolliger Einfälle auf einem Hintergrund von uneingestandener Zärtlichkeit, verdrängten Gina Ginori aus seinen Gedanken.

Er war eben im Begriff, den Brief von Annie zu beantworten, mit schlauer Vorsicht, so daß sein Schreiben der strengen Mama in die Hände fallen könne, ohne Annie zu schaden, als der Oberst zu ihm trat und ihm zurief: „Swoyschin, wenn Sie es über sich bringen, sich von Ihrer Schreiberei zu trennen, so könnten wir heute endlich den Besuch in Zdibitz machen.“

* * *

Und so machten sie denn endlich ihren Besuch in Zdibitz.

Der Oberst fuhr den Adjutanten selbst auf einem neuen Kutschierwagen, bespannt mit zwei wundervollen, leicht gebauten Schimmeln, die einem berühmten ungarischen Gestüt entstammten.

Er hatte sich mit der Zusammenstellung dieses „Zeugels“ nicht wenig Mühe gegeben. Besonders wegen der leichten Brustgeschirre hatte er lange mit einem Wiener Sattler korrespondiert. Die waren aber auch mustergültig ausgefallen in ihrer zweckentsprechen-

den Knappheit und Einfachheit. Und wie sie die feinen Köpfe hielten, und wie sie ausgriffen, immer im Takt — man glaubte, anstatt acht Hufe nur zwei zu hören, die im leichten Staccato über die glatte Straße, die sogenannte „Kaiserstraße", dahinflogen.

Swoyschin sparte den Schimmeln gegenüber nicht mit seiner Anerkennung. Der Oberst freute sich wie eine eitle Mutter, der man ihre Kinder lobt. „Noch zwei solche, etwas kleinere, als Vorauspferde zu einem Postzug," meinte er, „dann hoff' ich die Ehre zu haben, nächstes Frühjahr Ihre Frau mit dem Gespann von der Bahn zu holen."

Zdenko lachte. „Hübsch wär's," meinte er „und Annie hat so eine Liebe für Pferde, auch Verständnis, was die Liebe bekanntermaßen nicht immer mit sich bringt."

„Sie muß überhaupt ein Schatz sein, die Annie," erklärte der Oberst, der das längst zu seiner eigenen Genugthuung festgestellt hatte.

„Das ist sie, weiß Gott!" gestand Swoyschin, „ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich manchmal nach dem kleinen Racker sehne! Ein Sonnenstrahl, Herr Oberst, ich versichere Ihnen, ein Sonnenstrahl! Ich kenne kein zweites Mädchen, das ohne alle Ausgelassenheit — notabene, ich kann ausgelassene Mädel nicht leiden — so lustig wäre wie unsre Annie. In unsrer Familie geht die Sage, wenn Annie an

einer Trauerweide vorüberspaziert, so steckt die Trauerweide alle Aeste in die Höh'."

Der Oberst lächelte; er fragte nach allem möglichen, besonders wo und wie Annie erzogen worden sei, welcher Art ihre Eltern gewesen wären. Im Laufe der Fahrt rückte Swoyschin mit der ganzen Biographie seiner herzigen Cousine heraus.

Annies Eltern waren ihrer Zeit die zwei schönsten Menschen in Oesterreich gewesen, aber um ihren Hausstand zu gründen, hatten sie nichts gehabt als ihre herzliche Liebe und ein Gut in Südtirol, das dem jungen Ehemann gehörte, und von dem die beiden gehofft hatten, daß es etwas tragen würde. Es hatte nichts getragen, wenigstens nicht viel, nur gerade genug, um sich ungestört lieben und ein halbes Dutzend Kinder in die Welt setzen zu können. Die Kinder wurden von einem alten Engländer erzogen, der, im Lauf seiner Reisen eines Tags zufällig von den Schönheiten des cypressenumstandenen Schlößchens gefesselt, sich darin eingemietet hatte. Da ihm die Luft sehr gut bekam, blieb er in dem Eulennest bis an sein seliges Ende. Anstatt Kostgeld zu zahlen, unterrichtete er die Kinder. Infolgedessen waren sie samt und sonders ungewöhnlich gebildet. In den Sommermonaten waren sie vielfach barfuß gelaufen, aber sie hatten alle den Shakespeare in der Originalsprache gelesen. Das Barfußgehen hatte ihnen übrigens nicht

geschadet. Die Gesundheit der sämtlichen Kinder war vortrefflich, und Annie hatte ein Füßchen …

Das Gespräch wurde jäh unterbrochen, man war angekommen.

* * *

Das Zdibitzer Schloß erhebt sich, aus einer alten Abtei umgestaltet, auf einem Hügel, von dem aus es die Gegend übersieht. Es ist ein langer, grauer Bau, an dem sich wilde Weinranken hinaufschlingen. Auf der vorderen Fassade ruht ein niedriger Giebel, den altmodische Statuen mit rostigen Heiligenscheinen schmücken. Etwas altväterisch Gemütliches hatte das ehrwürdige Gebäude, und altväterisch und gemütlich mutete die Atmosphäre jeden an, sobald er den Fuß über die Schwelle setzte.

Bärenburg hatte recht, das Haus übte einen sympathischen Zauber auf die Besucher aus. Alles darin war anheimelnd, von dem freundlichen Gesicht des grauhaarigen Kammerdieners, der die Herren an der Treppe unten empfing, bis zu der nach Primeln und Veilchen duftenden Luft, die sämtliche Gemächer durchwehte. Große Fehler hatte das Schloß nebstbei allerdings, zum Beispiel war es recht unbequem in langen Enfiladen gebaut, so daß die Herren mehrere Zimmer durchschreiten mußten, ehe sie dasjenige erreichten, in dem sich die Hausfrau aufhielt.

Diese Zimmer waren alle groß und luftig, mit tiefen Fensternischen, glattgewichsten Parketten, fast ohne Teppiche und mit wenig zahlreichen, aber bequemen und soliden Möbeln, meistens im Stil des ersten Kaiserreichs, ausgestattet.

Der Oberst betrachtete alles mit Wohlgefallen und Interesse.

„Hm, wär' ganz famos, wenn Sie den Prozeß gewännen!“ raunte er seinem Adjutanten zu, „ein reizendes, poetisches Nest für ein junges Paar!“

Swoyschin schien nicht zuzuhören. Er war entschieden zerstreut; der Gedanke, ob sein nächtlicher Besuch ein einfacher Traum oder wirklich etwas Uebernatürliches gewesen war, erregte ihn.

Ein paar Sekunden später befanden sich die beiden Herren in dem Allerheiligsten der Gräfin Zell, einem Eckzimmer, das aus vier Fenstern ins Grüne sah. Trotzdem zwei dieser Fenster offen standen, brannte im Kamin ein hellloderndes Holzfeuer, aus dem es bisweilen wie Pistolenschüsse herauskrachte.

Neben dem Kamin saßen zwei alte Damen, von denen die eine, mittelgroß, stark, sehr gerade in ihrer Haltung, mit einem freundlichen Gesicht unter grauen Scheiteln, sich bewillkommend erhob und den Herren eine winzige, wie aus weißem Atlas und Rosenblättern fabrizierte Hand entgegenstreckte.

Sie versicherte den Herren, daß sie sich sehr

freue, ihre Bekanntschaft zu machen, und bedauerte unendlich für ihren Mann, welcher gerade ein paar Tage zu irgend einem Freund gereist war, um Auerhähne zu schießen, daß er um das Vergnügen des liebenswürdigen Besuchs gekommen war. Dann wurden sie der zweiten Dame neben dem Kamin vorgestellt — einer Gräfin Ronitz, die mit dem Taufnamen Rosin' hieß und eine Jugendfreundin der Hausfrau war.

Sie hatte einen Schnurrbart und sprach mit einer rauhen, tiefen Stimme wie ein alter Mann. Alles, was sie sagte, war entweder sauer oder giftig. Sie war Stiftsdame, das heißt alte Jungfer. Anstatt die zahlreichen Vorteile ihrer Lage ruhig zu genießen, hörte sie nie auf, mit dem Schicksal zu hadern. Ihr Anzug machte im Gegenteil zu dem der Gräfin Zell Anspruch auf Modernität. Den tiefen Diener der beiden Herren beantwortete sie nur mit einem kaum merklichen Kopfnicken. Dann setzte sie ihr kurzes, altmodisches, in Gold gefaßtes Lorgnon an die Augen, betrachtete einen der Herren nach dem andern, ließ das Lorgnon, das ihr an einer aus Haaren zusammengeflochtenen Kette um den Hals hing, fallen und kreuzte die Arme über der Brust, worauf sie in ungeduldigem Tempo mit ihren langen, hageren Fingern auf ihren Unterarmen den Radetzkymarsch zu trommeln begann. Sie ärgerte sich offenbar über die Ankunft der zwei Dragoner. Die Gräfin Zell mußte

gerade im Begriff gewesen sein, ihr eine spannende Geschichte zu erzählen, und war durch den Besuch unterbrochen worden. Natürlich fühlte Gräfin Zell sich verpflichtet, höflich gegen die Herren zu sein. Sie neckte den Obersten mit seiner Menschenscheu, lächelte Swoyschin freundlich zu und versicherte ihn, daß sie in ihrer Jugend viel mit seinem Vater getanzt habe, der vor dreißig Jahren der beste Walzertänzer in Wien gewesen sei.

„Hm! wirklich!“ fiel ihr hier die Gräfin Ronitz ins Wort, „das möcht' ich nicht unterschreiben, mir hat er einmal so auf den Fuß getreten, daß ich mich heute noch nicht davon erholt habe. Na, vielleicht hat er's mit Fleiß gethan. Es sei ihm verziehen; jetzt wird er wahrscheinlich nicht mehr Walzer tanzen, infolgedessen keine Gelegenheit haben, seine Tänzerinnen zu maltraitieren.“

„Der Arme!“ seufzte die Gräfin Zell, welche von seinem kontrakten Zustande erfahren hatte, mitleidig.

„Ja, ja, ich bedauere ihn von Herzen,“ fertigte die Gräfin Ronitz das Thema ab, „aber jetzt, meine liebe Marietta, erzähle mir doch weiter von Gina. Ist es wahr, was man von ihr sagt, daß sie nach einem ihrer Schlafanfälle so merkwürdige Dinge zu erzählen weiß — Dinge, die am andern Ende der Welt vorgefallen sind, und über die sie inzwischen keine Nach-

richten erhalten haben konnte, nicht einmal durch das Telephon?"

„Es handelt sich um eine Nichte von mir, der man diese sonderbare Eigenschaft zuschreibt," erklärte freundlich die alte Hausfrau den beiden Herren. Dann sich der neugierigen Freundin zuwendend: „Ich kann dir nicht sagen, ob es wahr ist. Neulich hatte sie den Anfall, aber den nächsten Tag war sie still und in sich gekehrt und wollte mit der Farbe nicht heraus."

„Und wie benimmt sie sich während des Anfalls?. Spricht sie aus dem Schlaf, kann man Fragen an sie stellen?" forschte die Stiftsdame weiter.

„Ich habe sie während des Anfalls nicht gesehen, niemand hat sie gesehen. Emma läßt niemand zu ihr, während sie, wie Emma sich ausdrückt, krank ist. Emma ist wie ein Tiger!"

„Schade — hm — da hast du also gar nichts davon," brummte die Ronitz.

„Wovon denn?" fragte die Gräfin Zell und rückte an der goldenen Nadel, mit der ihr schwarzes Spitzenhäubchen auf ihren grauen Scheiteln befestigt war.

„Na, von dem Besuch. Du hast doch Gina hauptsächlich eingeladen, weil du neugierig warst."

„Nein, nein, Rosin', du gehst zu weit," wehrte lachend die Freundin.

„Das wird einem immer gesagt, wenn man jemand mit der Wahrheit an den Leib rückt," gab die liebenswürdige Stiftsdame zurück. „Gesteh's nur ein, du warst neugierig. Du bist Spiritistin und suchst Belege für deine Theorieen, sagen wir für deine Wünsche. Denn im Grunde haben die Spiritisten keine stichhaltigen Theorieen, sie haben nur sehr, sehr unvernünftige Wünsche. Du hast, wer weiß was erwartet und bist jetzt enttäuscht. Welcher Art diese Zustände deiner Nichte sind, ob hysterisch oder epileptisch oder noch etwas andres, das weiß ich nicht. Aber das eine weiß ich, daß alle damit verbundenen Uebernatürlichkeiten — die Ahnungen und Weissagungen — Schwindel sind. Es gibt keine Trennungen von Seele und Körper bei lebendigem Leib, das glaub' ich nicht und werd's nie glauben!" Sie grunzte noch einmal energisch und schob ihr breites, stoppliges Kinn in die Höhe, mit einer Miene, als ob sie hätte sagen wollen: „Ich möcht' doch wissen, ob jemand den Mut hat, mir auf meine Weisheit etwas zu entgegnen!"

Die Gräfin Zell lachte. „Du magst glauben, was du willst, jedem Tierchen sein Pläsierchen," sagte sie, „jedenfalls ist die Gina ein recht merkwürdiges Geschöpf. Das Sonderbarste an ihr ist ihre Leidenschaft für Leichen und Kirchhöfe. Neulich ist unten im Städtchen eine Müllerstochter angeblich an unglücklicher Liebe verschieden. Gina war nicht zu halten. Sie

soll an der Toten herumhantiert haben wie eine Leichenfrau. Sie hat sie frisiert und hat ihr den Myrtenkranz aufs Haar gesteckt. Ich hab's erst später erfahren, sonst hätt' ich's nicht zugegeben. Zum Schluß hat sie ihr noch selbst eine Grabschrift gedichtet und mit goldenen Buchstaben auf ihr Grabkreuz drucken lassen, und jetzt pilgert sie jeden Tag hinunter zu dem Kirchhof."

In dem Augenblick öffnete sich die Thür. Noch eine Dame trat ein. „Ach, kommst du endlich?" rief die Gräfin Zell. „Wir haben Besuch bekommen." Mit einer Handbewegung nach den beiden Herren nannte sie vorstellend deren Namen, worauf sie erklärend hinzufügte: „Meine Nichte Marchesina Ginori!"

Gespannt heftete Swoyschin, der sich indessen zugleich mit dem Obersten erhoben und verbeugt hatte, die Augen auf die Italienerin. Er fühlte sich enttäuscht.

Die Marchesina Ginori war ein großes, etwas grobknochiges Mädchen mit rotem Haar und weißen Augenwimpern, die Züge regelmäßig, ohne Anmut, die Hautfarbe frisch, aber stark von Sommersprossen entstellt. Die Haltung energisch, der Blick eigentümlich gerade, forschend, fast bannend.

Nein, sein Traum war durchaus keine Offenbarung gewesen — kein Geisterspuk war dabei im Spiel. Bärenburg hatte sich einen Scherz mit dem

Vetter erlaubt, indem er die Marchesina hübsch genannt hatte, im übrigen stimmte seine Schilderung mit den Thatsachen überein — groß, rothaarig, mit grünen Augen.

Hingegen erinnerte das Mädchen in nichts an Zdenkos nächtliche Vision. An etwas andres erinnerte es ihn, aber an was oder vielmehr an wen denn?

Ja, richtig, jetzt wußte er's. Zu seltsam — an eine Wärterin, die vor längerer Zeit eine geisteskranke Verwandte seiner Mutter gepflegt hatte.

Sie war wegen ihrer Energie und Verläßlichkeit sehr gerühmt worden, aber daß Gina Ginori, von der seine Phantasie ihm ein so interessantes Bild entworfen hatte, gerade der nüchternen, sachlichen Marie Holoubeck ähnlich sehen sollte, das war doch eigentlich komisch!

Man sprach von gleichgültigen Dingen. Die Marchesina Ginori hatte eine sehr geschmacklose, in violette und rote Carreaus eingeteilte Handarbeit mitgebracht, an der sie eifrig, fast ohne aufzublicken, stickte.

Plötzlich fragte die Gräfin Ronitz: „Ich bitte dich, Emma — du weißt, daß ich mich für Magnetismus und Geisterseherei und Klopferei interessiere, freilich nur aus Opposition, weil es mich reizt, den schwachen Punkt von allen Belegen für Spiritismus aufzudecken. Es gibt immer einen schwachen Punkt . . .

Sag mir, wie lang hat neulich der Anfall deiner Schwester gedauert?"

Die Marchesina hob den Kopf, ein finsterer Ausdruck trat in ihre Augen. „Ich weiß von keinem Anfall," sagte sie. „Den Abend nach dem kleinen Diner am letzten April fühlte sich meine Schwester müde und legte sich früher nieder als sonst."

„Aber Emma! Du weißt doch ..." rief fast ärgerlich die Gräfin Zell. Es war ihr nicht darum zu thun, als eine erfinderische Prahlerin dazustehen, nachdem sie bereits so viel von den Eigentümlichkeiten der Nichte berichtet hatte.

„Ich weiß nur, was ich sage, nichts mehr," erklärte Emma herb.

„So, aber Gina selbst ..." warf die Gräfin ein.

„Ach, Gina macht sich wichtig, redet Unsinn," erwiderte immer in derselben nüchternen, sachlichen Art Emma Ginori, „wenn man ihr nicht zuhörte, würde sie's aufgeben!"

„Wo bleibt denn übrigens die Gina? Wir werden ja gleich Thee trinken," erklärte die Gräfin.

„Sie ist hinuntergegangen auf den Kirchhof, um einen Kranz auf das Grab des armen Mädchens niederzulegen, für das sie sich so lebhaft interessiert hat. Wenn du es wünschest, Tante, werde ich sie holen."

„Ich bitte dich, die Herren begleiten dich vielleicht, der Weg durch den Park ist sehr schön."

Emma erhob sich, von den beiden Herren gefolgt. Noch im Hinausgehen hörte Swoyschin, wie die Gräfin ihrer Freundin zuraunte: „Hab' ich dir's nicht gesagt — Leichen und Gräber — um etwas andres kümmert sie sich nicht!"

Es gab also zwei Ginoris — eine, von der man sprach, und eine, von der man es nicht der Mühe wert fand, zu reden. Die Sache fing nun doch an, dem jungen Offizier unheimlich zu werden. Mit fast atemloser Spannung wartete er auf den Moment, wo er die zweite Ginori kennen lernen sollte.

Emma ging indessen, den beiden Männern voran, die Treppe hinab. Swoyschin machte die Wahrnehmung, daß trotz ihrer großen knochigen Gestalt und ihres energischen Wesens ihr Gang sehr leicht war. Man hörte ihren Schritt kaum, auch darin erinnerte sie an die Wärterin Marie Holoubeck.

Im Vestibül unten nahm sie einen großen, flachen braunen Strohhut von einem Nagel, setzte ihn, ohne einen Blick in den Spiegel zu werfen, auf den Kopf, dann schritt sie mit den beiden Herren in den Park hinaus.

Die Büsche und Bäume waren noch durchsichtig, aber ein grüner Hauch schimmerte bereits über allem. Emma Ginori redete mit den jetzt neben ihr her gehenden Herren von allem möglichen, nur nicht von ihrer Schwester, und so sehr sich der Oberst auch be-

mühte, vermochte er nicht, sie zu veranlassen, das Thema zu berühren. Swoyschin verhielt sich stumm.

Endlich hatten sie den Kirchhof erreicht. Er ragte, von niedrigen Mauern umfaßt, aus den grünen Wiesen auf, die sich zu Füßen des Hügels ausbreiteten, den das Schloß krönte und an dem der Park herunterlief.

Emma schob das eiserne Thürchen auf, das rostig in seinen Angeln hing. „Gina ... Gina!" rief sie in den Friedhof hinein.

Zufällig streifte der Oberst seinen Adjutanten mit dem Blick — er wunderte sich über den unruhigen, gespannten Ausdruck, den er auf dem Gesicht des jungen Mannes wahrnahm. Plötzlich schrak Zdenko auffällig zusammen.

Auf einem Grabhügel, leicht gegen ein Kreuz gelehnt, den Kopf über ein Buch, das auf ihren Knieen ruhte, gebeugt, saß ein blasses Mädchen. Ihr biegsamer Körper beschrieb eine komplizierte und doch wieder stilvolle Linie, die an gewisse englische Bilder erinnerte — aus der Schule von Rossetti und Burne Jones. Auch ihr Kleid, das in einfachen geraden Falten um ihre Glieder floß, erinnerte an jene Bilder. Es war von matter blaßlila Farbe.

Ein Kranz von Frühlingsblumen schmückte das eiserne Kreuz zu Häupten des Grabes, auf welchem sie saß, und eine sehr alte Trauerweide, die hinter

dem Kreuz emporragte, senkte ihre müden Aeste über die phantastische Gestalt.

„Gina, was fällt dir ein, ich habe dich schon so oft gebeten, dir diese Bizarrerieen abzugewöhnen!“ rief, auf sie zutretend, die Schwester in strengem, ermahnendem Ton. „Du kannst deiner Vorliebe für englische Dichter doch anderswo als auf Gräbern frönen!“

„Du weißt, mich schrecken die Gräber nicht,“ erwiderte Gina. Ihre Stimme hatte einen merkwürdigen metallischen und zugleich heiseren Klang — den Klang einer leicht gesprungenen Glocke — einer von den Glocken, die Swoyschin in jener denkwürdigen Nacht immer denselben Namen zugerufen hatten: Gina Ginori! — Gina Ginori! — Gina Ginori!

„Es gibt keine Toten für mich!“ setzte sie trotzig hinzu.

Sie hob den Kopf, schlug die Augen auf — blaue Augen zwischen breiten, rötlichbraunen Augenlidern — abgrundtiefe Augen, in denen ein dumpfes Feuer aus dunklen Schatten hervorglühte. Ihr Blick fiel auf Zdenko, wurde starr und senkte sich dann plötzlich zu Boden. Ein dunkles Rot überzog ihre Wangen. Das Buch fiel ihr aus der Hand, und während er sich bückte, um es aufzuheben, richtete sie sich wie von einer Feder geschnellt empor. Sie machte den Eindruck, als ob plötzlich Leben in sie

hineingekommen wäre — den Eindruck einer Blume, die ein Sonnenstrahl aus ihrer herben Knospenhülle gelockt hat.

Während die Schwester den Obersten und seinen Adjutanten vorstellte, sah Gina — sei's aus Koketterie, sei's aus Befangenheit — von den Herren weg und machte sich mit dem Kranz auf dem Kreuz zu schaffen, den sie zurecht rückte.

Ein langer, schräger Nachmittagssonnenstrahl schimmerte auf den goldenen Buchstaben der Grabschrift. Swoyschin las die Worte:

Kein Bursch um sie warb,
Das Mägdelein starb,
Hat Lieb' nie gekannt,
Ist das Herz ihr verbrannt.
Ist der Todesengel gekommen,
Hat's in die Arme genommen,
Hat's auf die Lippen geküßt,
Und als sein Liebchen begrüßt!

„Du könntest doch endlich aufhören, dich mit der liebeskranken Müllerin zu beschäftigen," sagte indessen Emma fast barsch.

„Was willst du, sie thut mir leid!" murmelte Gina, „sterben, ohne das große Glück des Lebens kennen gelernt zu haben! Es ist schrecklich!"

Der Oberst kam sofort zu der Ueberzeugung, daß Gina Ginori nichts andres sei als eine schauderhafte Poseuse! Etwas ironisch fragte er: „Was nennen Sie das große Glück des Lebens?"

„Das Glück, sich selber für einmal gänzlich vergessen zu können!“ erklärte sie. Dabei sah sie von dem Obersten weg und heftete den Blick von neuem auf Zdenko Swoyschin. Worauf der Oberst zu einer zweiten Ueberzeugung kam, zu der nämlich, daß Gina nicht nur eine Poseuse sei, sondern auch eine unheimliche Person, ganz und gar unheimlich, und eine Kokette!

„Beeile dich, wir müssen nach Hause!“ rief Emma, „es wird gleich Zeit sein zum Thee.“ Das auffällige Betragen Ginas verdroß augenscheinlich die Schwester, deren Bestreben dahin zu gehen schien, die Excentricitäten Ginas zu vertuschen, wo sie nicht vermochte, sie einzudämmen. Sie verwickelte Swoyschin sofort in ein Gespräch, nur damit er sich nicht dem phantastischen Mädchen widmen könne. In sonderbare Gedanken versunken, folgte der Oberst dem voranschreitenden Paar.

Die Luft war weich und warm, ringsum rauschte, flüsterte und duftete der Frühling. Plötzlich, ganz plötzlich bemächtigte sich des vernünftigen, ruhigen, gefaßten Mannes ein unbeschreiblich beängstigendes, fröstelndes Gefühl, als ob ihm eine Leiche sehr nahe wäre. Er sah auf — neben ihm schritt Gina Ginori.

* * *

Die beiden Herren blieben natürlich über den Nachmittagsimbiß, der in Zdibitz nach alter öster=

reichischer Sitte „Jause“ und nicht „five o clock“ hieß.

Immerhin hatte man dem Zeitgeist auch in Bezug auf diesen Imbiß eine Konzession gemacht, indem man ihn im Salon, die Tasse auf den Knieen oder in der Luft haltend, einnahm.

Gina saß mit finsterem Gesicht etwas abseits, wobei sie nicht aufhörte, lange, verträumte Blicke nach Swoyschin zu werfen, den die Gräfin Ronitz in ein tiefsinniges Gespräch über die neuesten nationalen Streitigkeiten verwickelt hatte. Der Oberst, welcher Gina aufmerksam beobachtete, verurteilte ihr Benehmen immer strenger als außerordentlich kurios, und ihre Zudringlichkeiten wunderten ihn um so mehr, als nach allem, was er durch seine Offiziere von Gina Ginori gehört, dieselbe von irgend welcher Koketterie bis dahin auch nicht die geringsten Beweise geliefert, ja dem männlichen Geschlecht gegenüber nicht einmal eine aufreizende Opposition, sondern einfach die entmutigendste Gleichgültigkeit gezeigt hatte.

Der Oberst dachte an Annie und gleich darauf an die schwache Seite im Charakter seines Adjutanten. Was wird daraus werden? fragte er sich und schüttelte unwillkürlich den Kopf.

Während die Ronitz fortfuhr, mit ihren politischen Fragen Zdenko zu behelligen, näherte sich die Italienerin dem Flügel, griff erst stehend ein paar

mißtönige Accorde, setzte sich dann und begann zu spielen.

Es war kein neues Klavier, über dessen Tasten sie ihre blassen Finger gleiten ließ, sondern ein bereits überspielter Bechstein, den die Gräfin Zell für den Sommer von einer bekannten Klavierniederlage gemietet hatte, aber es war doch ein Bechstein und hatte die singende, verklingende Weichheit und Süßigkeit des Tons, welcher allen Bechsteins eigen ist. Der Anschlag Ginas war übrigens zauberisch. Sie spielte erst ein paar Präludien, dann ein Notturno von Chopin. Es klang wie das Schaudern und Beben des jungen Laubes, das der Frühlingswind streichelt, es klang wie das Lachen der Nixen, die sich an einem Unglück freuen.

Swoyschin hörte auf, die Fragen der Gräfin Ronitz zu beantworten. Von der Musik wie von einem Zauber angezogen, erhob er sich und näherte sich dem Flügel. Gina hielt ein wenig inne in ihrem Spiel, als er ihr gegenüber, die eine Hand auf dem Klavierdeckel, stehen blieb, und ihn aus ihren eigentümlichen Augen voll ansehend, fragte sie: „Haben Sie es für eine Pose gehalten oder für eine Verrücktheit, als Sie mich heute lesend auf dem Kirchhof fanden?“

Er zögerte einen Moment, bis er mit einem langsamen Lächeln, dem Lächeln, mit dem er allen

Frauen den Kopf verdrehte, sagte: „Keines von beiden. Mir erschien Ihr Betragen nicht anders als die sonderbare Laune eines sehr eigenartigen Geschöpfs.“

Ohne sich davon Rechenschaft zu geben, wußte er ganz instinktiv jeder Frau gegenüber gerade den Ton anzuschlagen, den sie am liebsten hörte.

„Laune!“ Sie zuckte die Achseln, aber offenbar nicht unzufrieden. „Laune, meine Vorliebe für Gräber ist keine Laune, es ist eine Leidenschaft. Mich dauern die armen verlassenen Toten, die keine Toten sind für mich.“

Zdenko stutzte. Hatte er eine durchtriebene Kokette und Komödiantin oder eine Wahnsinnige vor sich? Doch ob Komödiantin, ob Irrsinnige, jedenfalls war sie ein Weib von seltenem, wenn auch krankhaftem Liebreiz.

Nach einer kleinen Pause fragte er: „Was meinen Sie damit, wenn Sie sagen, daß es keine Toten für Sie gibt, Gräfin?“ Man nannte die Mädchen immer einfach Gräfin, weil der Titel Marchesina etwas zu Exotisches hatte für eine österreichische Konversation.

„Was ich damit meine?“ gab sie ihm zur Antwort. „Ich hätte einfach sagen sollen, daß ich die Scheidewand, welche im allgemeinen zwischen den Toten und den Lebenden besteht, nicht kenne. Ich sehe alle Toten wieder. Sie haben nicht dieselbe Scheu vor mir wie vor andern Menschen. Manch-

mal denke ich mir, ich mute sie fast wie ihresgleichen an."

Sie lachte ein Lachen, das an das Knistern von dürren Blättern und auch an das Zusammenklirren von Eisstücken erinnerte. Den jungen Mann überlief es kalt.

„Denken Sie," fuhr sie fort, „jahrelang meinte ich von einem Tag zum andern, ich müßte sterben! Von Kindheit an war ich krank. Man fürchtete die Schwindsucht für mich. Dann später wurde mir besser. Jetzt glaube ich fast, daß ich ganz gesund werden könne, aber nur unter der Bedingung, daß ich das Leben lieben lernte! Bis jetzt war mir meine Existenz so schrecklich gleichgültig." Dann, viel leiser, so leise, daß er seine Ohren anstrengen mußte, um sie zu verstehen, sagte sie: „Ich weiß, derjenige, der mich das Leben lieben lehrt, der macht mich lebendig — oder . . ." sie stockte.

„Oder?" — er lehnte sich etwas fester auf den Klavierdeckel und beugte sich weiter zu ihr vor — „oder?" wiederholte er. Aber sie antwortete nicht. Sie hatte von neuem angefangen zu spielen, leise, träumerisch, aufreizend — und plötzlich . . . Zdenko erschrak, unter ihren Fingern glitten Töne hervor, die noch niemand einem Klavier entlockt hatte, aufreizend, klagend und doch wieder süß verheißend wie die Stimme des Frühlingswindes, wenn er über die

kahle Erde fährt und neues Leben aus den alten Gräbern lockt — jetzt ein-, zweimal die chromatische Figur.

Eine tiefe Falte zwischen den Brauen, trat Emma Ginori auf die Schwester zu. „Hör auf mit dieser Katzenmusik,“ rief sie zurechtweisend, „du weißt, daß ich diese Melodie nicht leiden kann!“

Gina erhob sich und lachte ihr freudloses, an zusammenklirrende Eisstückchen erinnerndes Lachen. Dann warf sie halblaut über ihre Schulter hinüber Swoyschin die Worte zu: „Erkennen Sie das Lied?“

— — — — — — — — — — —

Es war spät geworden, Oberst und Adjutant begaben sich auf die Heimfahrt. Der gelbe Schein der tiefstehenden Sonne vergoldete die Welt, lange Schatten streckten sich dazwischen. In den Duft der blühenden Obstbäume mischte sich der herbe, würzige Atem der den Horizont umdunkelnden Wälder. Ein kühlender, erfrischender Hauch schwebte aus dem fruchtbaren Boden empor.

Längere Zeit blieben die beiden Männer stumm. Der Oberst war unzufrieden mit seinem Adjutanten, gründlich unzufrieden. Was hatte der im Herzen erklärte Bräutigam Annies mit dieser italienischen Faxenmacherin zu liebäugeln? Was hatte ein Mensch, der durchgemacht hatte, was Swoyschin durchgemacht, überhaupt leichtsinnig mit irgend einem weiblichen

Wesen anzubandeln?! Die Sache machte ihm schwere Sorgen. Er war davon überzeugt, daß Swoyschin sich wieder einmal für viel Verdruß und wenig Pläsier „eintunken“ würde, und trachtete vorzubeugen.

„Swoyschin!“ begann er in bedeutsamem Ton aus seinem gedankenvollen Schweigen heraus.

„Ja, Herr Oberst!“ entgegnete etwas beunruhigt der Adjutant, der offenbar schon ahnte, was ihm bevorstand.

„Hm! hm!“ Der Oberst räusperte sich, dann hub er von neuem an: „Sagen Sie mir, was halten Sie von der Italienerin? Ist sie einfach eine Erzkokette, oder ist sie wirklich gestört?“

Zdenko sann einen Augenblick nach, nahm seine Cigarette von den Lippen und blies langsam den Rauch in die feuchte, goldschimmernde Luft. „Darüber bin ich mir selber nicht klar,“ sagte er langsam.

„Nun, ich auch nicht,“ erwiderte ihm der Oberst, „aber über das eine herrscht bei mir kein Zweifel — darüber, daß Sie wieder einmal im Begriff stehen, Unheil anzurichten, mein lieber Swoyschin. Nehmen Sie sich in acht; besonders in Ihrer jetzigen Lage wär's nicht angenehm für Sie, zwischen zwei Stühle zu geraten.“

Swoyschin nagte unruhig an seiner Oberlippe. Seine auffällige Empfindlichkeit bewies in diesem Fall deutlich, daß er kein ganz reines Gewissen habe. Er

fühlte infolgedessen doppelt das Bedürfnis, sich zu verteidigen, sich zu entschuldigen.

„Lieber Herr Oberst, Sie werden doch nicht einen Augenblick denken, daß mir's einfallen könnte, dieser Italienerin wirklich den Hof zu machen? Sie interessiert mich auch gar nicht wie ein Geschöpf von Fleisch und Blut, sie interessiert mich wie ein Gespenst."

Der Oberst starrte den Adjutanten an, als ob dieser plötzlich verrückt geworden wäre.

„Den Blick verdien' ich nicht," versicherte kopfschüttelnd Swoyschin. „Ich bin nun einmal überzeugt, daß mit Gina Ginori etwas Unheimliches verbunden ist, etwas, von dem die Schwester mehr weiß als Gina selbst, weshalb Emma es verbergen möchte, während Gina damit prahlt. Urteilen Sie selbst, Herr Oberst!"

Hiermit schilderte Swoyschin seinem Vorgesetzten den seltsamen Besuch, der ihm in der Nacht nach seiner Rückkehr in Breznitz zu teil geworden war, und den er sich erst als einen Traum ausgelegt hatte.

„Es ist auch nichts andres gewesen als ein sonderbarer Traum und ein sonderbarer Zufall," erklärte der Oberst barsch. Er konnte keine Phantastereien leiden und machte allem spiritistischen Unfug fast mit derselben Vehemenz Opposition wie die Gräfin Ronitz.

„Aber wie erklären Sie sich's, daß die nächtliche

Erscheinung Zug für Zug Gina Ginori glich?“ fragte eigensinnig der Oberlieutenant.

Sein Vorgesetzter dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: „Sie müssen sie doch schon früher einmal gesehen haben; es bleiben so manches Mal Dinge in unsrer Seele abphotographiert, ohne daß wir das deutliche Bewußtsein davon haben, und unter gewissen Bedingungen treten die Bilder zu Tage.“

„Ich habe sie nie gesehen,“ behauptete Swoyschin fast verdrießlich.

„Ich merke, Sie lehnen jede natürliche Erklärung der Situation ab, weil Sie sich durchaus Ihren geisterseherischen Nimbus bewahren möchten,“ erklärte der Oberst. „Wenn Sie sich durchaus interessant vorkommen wollen, so kommen Sie sich meinetwegen interessant vor, aber wenn Sie meinem Rat folgen, so lassen Sie's jetzt dabei bewenden, stöbern Sie nicht weiter in der dunklen Psychologie dieser verrückten Italienerin herum, es kommt nichts Gutes dabei heraus. Mögen Sie sich hundertmal hinter das Bewußtsein Ihrer guten Absichten zurückziehen, etwas Schuld hat ein Mann doch immer, wenn ihm aus Weibergeschichten Scherereien herauswachsen. Ein guter Kerl sind Sie ja, aber das kompliziert die Sache nur, denn nebstbei sind Sie eitel und neugierig. Sie wollen kein Unglück anrichten, aber es schmeichelt Ihnen doch, wenn sich ein Mädchen stark mit Ihnen be-

schäftigt. Sie stecken die Hand ins Wasser, um sich zu vergewissern, ob die Temperatur steigt. Die Temperatur steigt in solchen Fällen immer. Da Sie sich schon mehr als einmal die Hand tüchtig verbrüht haben, könnten Sie sich in acht nehmen. Ihre Erfahrungen waren unangenehm; aber es könnten noch unangenehmere kommen. Mit der Gina Ginori wär's nicht leicht auszubandeln, wenn man einmal angebandelt hätte! Ich warne Sie!"

Warnungen nützen in den seltensten Fällen etwas. Gewöhnlich sind sie nur Wegweiser zur Versuchung. —

* * *

Das, was er gewünscht hatte, erreichte der Oberst durch seine weitläufigen Ermahnungen nicht, aber er erreichte andre, ihm weit weniger erwünschte Dinge: daß Zdenko nicht mehr ganz so offen mit ihm war, daß er ihm nicht mehr so viel Zeit widmete wie früher, ja ihm manches Mal geradezu auswich, daß er seine Briefe an Annie nicht mehr in dem Rauchzimmer des Obersten und unter derselben Lampe schrieb, bei deren Licht der Oberst Napoleons Feldzug von 1814 studierte, und daß er ihm nicht mehr unbefangen plaudernd von jeder Viertelstunde in seinem Tag Rechenschaft gab.

Einmal fuhr er nach Zdibitz hinüber, zu einer Lawn-Tennis-Partie, die der Oberst abgesagt hatte,

und das erfuhr der Oberst erst durch die Neckereien, mit welchen die Kameraden Swoyschin nachträglich verfolgten, oder mit denen sie vielmehr seinen allerneuesten Sieg betonten. Besonders Bärenburg, der aus guten Gründen auch nicht im mindesten auf seinen Vetter eifersüchtig war — seine eigenen Eroberungen gaben ihm ganz genug zu thun —, leistete Ausgiebiges hierin.

„Schade, daß Sie nicht dabei waren, Herr Oberst," bemerkte er zu diesem, als er am Abend jenes Tages bei einer freundschaftlichen Partie Billard im Offizierskasino mit ihm zusammentraf, „es hätte Ihnen Spaß gemacht, zu sehen, wie sich unser liebenswürdiger Zdenko wieder einmal in der Lilienknickerei geübt hat."

„Aber so schweig doch, Tapsch, du bist unausstehlich!" rief Swoyschin, der sich offenbar vor dem Obersten genierte, mit blitzenden Augen.

„Welche Lilie hat er denn neuerdings geknickt?" fragte der Oberst, indem er mit strafender Miene an Swoyschin vorbeisah. Er wußte es nämlich ganz gut, um welche Lilie es sich handelte, aber er that nur so unschuldig, weil er auf Swoyschin böse war und ihn beschämen wollte.

„Nun, die Gina Ginori! Das Mädel benimmt sich ja rein wie verrückt!" erklärte lachend Bärenburg. „Zu komisch!" fuhr er fort. „Gegen uns verhielt sie sich so, daß wir geneigt waren, sie nicht

nur für eine ausgemachte Männerfeindin, nein, für ein absolutes Neutrum anzusehen. Ihre Gleichgültigkeit grenzte ans Unnatürliche! Dem Zdenko hingegen hat sie sich geradezu an den Kopf geworfen."

„Tapsch!" schrie Swoyschin wütend.

„Nichts für ungut," erklärte Bärenburg mit großer Ruhe dem aufgeregten Swoyschin, „die Thatsache läßt sich nicht leugnen; sie hat sich auf den ersten Blick in dich verliebt, und wenn sich eine so bildhübsche passionierte Italienerin mir aus freien Stücken an den Kopf werfen wollte, so versichere ich dir, daß ich meinem Namensbruder in Aegypten den Tugendpreis nicht streitig machen würde. Uebrigens, stille Wasser sind tief, Herr Oberst, einen neuen Paletot braucht sich der Zdenko auch noch nicht zu bestellen. Sie hätten ihn heute mit dieser hübschen Gina Ginori Süßholz raspeln sehen sollen!"

Swoyschin zerbrach den Billardstock, den er in der Hand hielt, über seinem Knie und verließ wütend das Zimmer.

Die Hände in den Hosentaschen, blickte der Oberst vor sich hin. „Hm! Sie, Bärenburg," brummte er, indem er jetzt die Hände aus den Taschen zog und die langen Enden seines Schnurrbarts durch seine Finger gleiten ließ, „die Geschichte ist mir nicht recht — gefällt mir gar nicht!"

„Ach, Herr Oberst, Sie sehen zu schwarz."

„Ich sehe, daß Swoyschin unverbesserlich ist," erklärte der Oberst.

„Sie sind sehr streng, er kann wirklich nichts dafür," verteidigte Bärenburg den Vetter.

„Man kann immer dafür," entgegnete verdrießlich der Oberst.

„Nun, Herr Oberst" — Bärenburg kraute sich nachdenklich den Kopf —, „es ist ja richtig, daß man mit ausdauernder Tugend selbst die unwiderstehlichste Unwiderstehlichkeit besiegt, aber ob sich diese Tugendprotzerei bei einem Mann gut ausnehmen würde, frag' ich mich. Bitte, denken Sie sich so einen Mann, der sich vor ein in ihn unerwünschterweise verliebtes Mädchen hinstellt und dasselbe anpredigt:

‚Jungfrau, treue Bruderliebe,
Widmet Euch dies Herz,
Fordert keine andre Liebe,
Denn es macht mir Schmerz!'

Es ist ja möglich, daß dieses Verfahren die Jungfrau von ihren thörichten Gefühlen gründlich heilen würde, ich für meinen Teil nehme dies als wahrscheinlich an; aber finden Sie im Ernst, daß dergleichen von einem Manne zu verlangen ist, Herr Oberst?"

Sie waren ganz allein in dem großen niedrigen Billardsaal, in den das Licht durch kleine, viereckige Fenster hereinbrach. Der Oberst begann unruhig auf

und ab zu gehen. Bärenburg löste mit großer Geschicklichkeit schwierige Billardprobleme. Das Zusammenprallen und Weiterrollen der Kugeln unterbrach allein die Stille.

Jetzt blieb der Oberst vor dem Billard stehen. „Hm! Wissen Sie, Bärenburg, das dümmste ist, daß Swoyschin, wenn er bei seinen Abenteuern nicht mit der Verteidigungspredigt aus dem ‚Toggenburg‘ anfängt, doch eigentlich immer mehr oder minder damit aufhört! Er gehört zu dem gefährlichsten Don Juan-Typus — dem Typus, der am meisten Unheil anstellt — dem Typus des Don Juan, der stecken bleibt.“

„Das ist allerdings richtig,“ gab Bärenburg zu, „er sticht immer frisch und fröhlich mit seinem Liebesschifflein in See, und sobald das Wetter stürmisch wird, verläßt er das Schifflein, um sich auf die Insel der strengen Gewissenhaftigkeit — vor nachträglichen Vorwürfen zu retten. Es gelingt ihm geradezu großartig, sich die Vorwürfe vom Leibe zu halten. Darin ist er mir am merkwürdigsten.“

„Allerdings ist er darin recht merkwürdig!“ bekräftigte der Oberst mit wegwerfender Betonung, und zornig fügte er hinzu: „Hol ihn der Teufel!“

„Herr Oberst, sagen Sie das nicht so laut,“ erwiderte ihm Bärenburg lachend, „niemand würde es mehr bedauern als Sie, wenn Sie der Teufel beim Wort nähme!“

„Ach, ob ich es laut sage oder nicht," murmelte der Oberst finster, „das wird nichts an der Sache ändern. Rächen wird sich das Unheil, welches er immer wieder heraufbeschwört, an ihm doch früher oder später — und dann fürchterlich."

„Sie meinen, der ‚Kommandeur' bleibt nicht aus," sagte Bärenburg, „vielleicht haben Sie recht. Und es ist doch so schrecklich schade! Komisch, daß ich Ihnen gegenüber den Zdenko verteidigen muß, Herr Oberst. Sie sind eben ein wenig enttäuscht. Ich kenn' ihn schon länger und weiß, was ich von ihm zu erwarten habe. Sie haben nur von den zwei traurigen Fällen gehört, Lydia Böckel und der Doktorin; nun, ich könnte Ihnen noch eine ganze Reihe von Liebeleien Zdenkos aufzählen, die, wenn nicht alle mit dem Tod, doch alle tragisch geendet haben."

„Und da ist er noch nicht kuriert!" brummte der Oberst.

„Den wird nichts kurieren," behauptete Bärenburg. „Wie soll den etwas kurieren, da er sich nie einer bösen Absicht bewußt wird. Er ist nun einmal mit einer wunderbaren Fähigkeit geboren, dem Instrument der weiblichen Seele Töne zu entlocken, die diesem Instrument kein andrer zu entlocken versteht. Er spielt auf dem Instrument als Künstler allerersten Rangs. Eine solche Fähigkeit läßt sich nicht unterdrücken. Ich bitte, stellen Sie sich das vor:

sperren Sie Paganini oder Wieniawsky, oder wie die Kerle alle heißen, in ein Zimmer, in dem so und so viele Geigen an der Wand hängen, und verbieten Sie ihm bei Todesstrafe, darauf zu spielen. Ehe eine Woche vorüber ist, wird er die Todesstrafe vergessen haben und wird auf einer der Geigen spielen. Das ist nun einmal seine Natur!“

„Bah! — wenn es sich nicht um eigenes, sondern um fremdes Unglück handelt, dem man vorbeugen soll, kann man seine Natur Mores lehren,“ ereiferte sich der Freiherr, „man ist verpflichtet dazu, und ich kann's nicht begreifen, daß ihm solche Katastrophen wie die, um die es sich handelt, keinen tieferen Eindruck machen.“

„Aber sie machen ihm ja einen tiefen Eindruck — einen sehr tiefen Eindruck. Jedesmal nach einer derartigen Katastrophe bekommt er ein Nervenfieber oder einen Anfall von Influenza oder irgend einen andern mit gastrischen Erscheinungen komplizierten Zustand. Nach ein paar Wochen, manchmal Monaten, ist er ganz gesund und hat die feste Ueberzeugung erlangt, daß er gar nichts dafür gekonnt hat. Und sagen Sie, was Sie wollen, bei alledem bleibt er rasend sympathisch.“

„Ihnen vielleicht,“ schnaubte der Oberst, „bei mir hat er ausgespielt, total ausgespielt.“

„Wollen's abwarten,“ lachte Bärenburg. „Sie

werden sehen, nicht vierzehn Tage dauert Ihre Antipathie. Unter Männern ist er musterhaft, der verläßlichste Freund, der schneidigste Kamerad, kennt keinen Neid, keine Kleinlichkeit, immer bei der Hand, wenn man was braucht, mag's ihm noch so unbequem sein, ein guter Ratgeber, taktvoll, besonnen ..."

„Strengen Sie sich nicht weiter an," unterbrach ihn der Oberst unwirsch, „ich hab's Ihnen schon einmal gesagt, bei mir hat er ausgespielt."

Sechstes Kapitel.

Inmitten des malerisch verwilderten Parkes, in dem die Offiziere im Winter so lustig dem Eissport gefrönt hatten, befindet sich ein verfallenes Lust-schlößchen mit Namen Monbijou. Es soll von einem Kavalier erbaut worden sein, der Franz Graf Stern-feld hieß. Jetzt gehört es einem dicken Breznitzer Gast-wirt, der den unternehmenden Gedanken ausgeführt hat, das Schlößchen in eine Sommerrestauration zu verwandeln. Hie und da flüchten sich ein paar, nach frischer Luft lechzender Städter in diese entlegene Her-berge. Den Hauptbestandteil der Kundschaft aber bildet das jeweilig in Breznitz garnisonierende Offi-zierscorps. Alle kleinen Sommerfeste des 32. Dra-gonerregiments werden in dem ehemaligen Jagd-schlößchen veranstaltet.

Gegen die Mitte Mai lud der Oberst die an-gesehensten Familien der Umgegend zu einem großen Lawn-Tennis-Turnier. Gräfin Ronitz mit zwei sehr

hübschen Nichten und einem rothaarigen Neffen, Graf und Gräfin Zriny mit vier altjüngferlichen Töchtern, ein Baron Forstheim mit seiner sehr schönen Frau, Herr und Frau von Märzfeld, die sich in der Nähe angekauft hatten, natürlich auch die Zells waren gebeten worden.

Die Forstheims erschienen zuerst. Zwei hübsche Cousinen begleiteten die Baronin. Alle drei Damen waren außerordentlich hübsch gekleidet, nahmen sich gut aus, hatten sich offenbar Mühe gegeben, das Fest zu schmücken.

Die vier Zrinys waren im Gegenteil fast herausfordernd schäbig erschienen, es lohnte wirklich nicht, Staat zu machen für ein Offiziersfest in Breznitz. Diese Zriny-Komtessen waren in ganz Oesterreich wegen ihres Hochmutes bekannt. Es hatte eine Zeit gegeben, wo sie sich, in Wien wenigstens, nicht herabgelassen hätten, mit einem 32er Dragoner zu tanzen, der nicht mindestens ein Graf gewesen wäre, und jetzt hätten sie sich sogar entschlossen, einen zu heiraten, aber das war freilich etwas ganz andres.

Die Zells kamen spät, und zu der großen Enttäuschung des Obersten brachten sie nur eine ihrer Nichten mit, und zwar Gina; Emma war durch eine Migräne an das Haus gefesselt.

„Es ist zu schade! Emma hat so selten Migräne, kaum zweimal des Jahrs. Wenn sie aber einmal daran leidet, so ist mit ihr nichts anzufangen, da

kann sie weder Hand noch Fuß rühren," erzählte die Gräfin Ronitz, „wirklich schade!"

„Ja wahrhaftig, zu schade!" stimmte der Oberst mit ein.

Das Wegbleiben der sommersprossigen Emma, die wenig zum Schmucke des Festes beigetragen hätte, verstimmte ihn so auffällig, daß die alte Gräfin Ronitz ihrer Freundin Zell zuraunte: „Die Emma hat entschieden bei Stahl eine Eroberung gemacht, er muß Absichten haben auf sie. Freilich, er hat nichts, dem wird darum zu thun sein, Geld zu heiraten."

Aber diesmal hatte der große Scharfsinn der Gräfin Ronitz doch nicht ausgereicht, die Situation zu überblicken. Dem Obersten war es gar nicht darum zu thun, Geld zu heiraten, er fragte sich nur ganz einfach, was diese „verrückte Gina" aufführen würde ohne den bändigenden Zügel der Schwester, da sie doch selbst in deren Gegenwart excentrisch genug war.

Nun, anfangs benahm sie sich überraschend manierlich. Sie sah sehr exotisch und hübsch aus in einem großen, schwarzen Federhut und einem weißen Kleid, das die übermäßige Schlankheit ihrer Gestalt zu reizvoller Geltung brachte. In ihren Ohren blitzten zwei Brillantboutons, die die Größe von türkischen Haselnüssen hatten.

Die Zriny-Komtessen erklärten einstimmig, es sei

unschicklich für ein junges Mädchen, so kostbares Geschmeide zu tragen, und die Gräfin Ronitz behauptete schlechtweg, die zwei flammenden Steine nähmen sich neben dem blassen Gesicht aus wie zwei Wagenlaternen, aber das war Neid! Die Herren waren alle entzückt von der eigentümlichen und vornehmen Erscheinung. Einige meinten, sie erinnere an die schöne Marie Vecséra, der Rittmeister von Finke aber, der Schöngeist des Regiments, der sogar im stande war, eine Stunde mit der Eisenbahn zu fahren, um einer Vorlesung über Nietzsche beizuwohnen, und zehn Stunden, um ein neues Stück am Burgtheater aufführen zu sehen, der erklärte, die Ginori erinnere an niemand so sehr, wie an Eleonore Duse, und der fremdartige Zauber ihrer Persönlichkeit sei nur mit einem einzigen Worte zu bezeichnen. Das Wort war italienisch. Im Laufe des Nachmittags fiel's ihm ein, es hieß: „morbidezza“.

An dem Tenniswettspiel nahm Gina nicht teil, sie saß wie geistesabwesend neben dem Schlachtfeld und zeichnete mit der Spitze ihres Sonnenschirms Figuren in den Sand.

„Sie darf sich nicht erhitzen,“ erklärte die Gräfin Zell, „'s ist ohnehin eine Eigenmächtigkeit von mir, daß ich sie hergebracht habe. Die Emma wollte nichts davon hören, daß Gina ohne sie fährt. Aber wir hatten's uns in den Kopf gesetzt, nicht wahr, Gina?“

Gina lächelte und fuhr fort, kabbalistische Zeichen in den Sand zu zeichnen.

Die andern spielten alle Lawn Tennis bis zur Bewußtlosigkeit. Dem Obersten, der von einer kleinen Estrade aus als „Unparteiischer" das Spiel beobachtete, drehte sich bereits der Kopf vor lauter „thirty, forty, out", die er gewissenhaft notierte.

Die Baronin Forstheim spielte am besten, sie wurde von den übertragenen Zriny-Komtessen ein wenig über die Achsel angesehen, weil ihre Ahnen nicht bis ins zwölfte Jahrhundert zurückreichten, und rächte sich an ihnen dadurch, daß sie ihnen den ersten Preis vor der Nase weggewann.

„Sie spielt charmant, famos, die Forstheim, ganz famos!" erklärte die Gräfin Ronitz, die sich mit den Forstheims angefreundet hatte. „Sie spielt am besten von euch allen!"

„Sie hat's auch nötig," erklärte Minny Zriny kurz, bündig und treffend mit ihrer in ganz Oesterreich bekannten Impertinenz. Sie war stolz auf diese Impertinenz wie auf ein Talent und kultivierte sie mit Sorgfalt. Auch mußte man gestehen, daß sie es darin zu einer anerkennenswerten Künstlerschaft gebracht hatte.

Die Gräfin Ronitz blieb die Antwort nicht schuldig: „Na ja, ihr braucht euch nicht anzustrengen, ihr ruht halt wieder einmal auf den Lorbeeren aus, die

eure Ahnen für euch gesammelt haben. Nehmt euch nur in acht, daß ihr die Zeit nicht darauf verschlaft. Die ‚Neuen‘ werden euch bald in etwas Wichtigerem geschlagen haben, als im Lawn Tennis!“

Die Komtessen fanden die Tante Rosin’ heute ganz besonders witzig und lachten fürchterlich.

Nach der Preisverteilung wurden Erfrischungen herumgereicht. Gäste und Offiziere versammelten sich um das kleine Zelt, in dem Zitronengefrorenes, Eiskaffee und Champagner zu gleicher Zeit mit Sandwiches und Bier den Gästen zur Erfrischung verabreicht wurden. Die Offiziere wetteiferten miteinander, die Damen zu bedienen, und zwei Dragoner spülten unermüdlich die Gläser in einem länglichen Holzschaff ab.

Die Komtessen zwitscherten herzigen Unsinn, die Offiziere lachten dazu, die Gläser klirrten, die Kaffeelöffel klapperten gegen die Eisschalen. Es war alles lustig, bunt und belebt, und nach einer Stunde spielte man weiter, aber nicht mehr mit dem früheren Eifer.

Die Komtessen behaupteten, die „Jause“ habe sie faul und genußsüchtig gemacht, und trällerten Walzermotive, während sie um den Platz herumstanden. Sie fühlten sich der Anstrengung des Spiels nicht mehr gewachsen.

Swoyschin, der sich mit anerkennenswerter Selbstverleugnung dem Tennissport, dem er nicht sehr ge-

neigt war, gewidmet hatte, stand jetzt müßig zwischen den walzerträllernden Komtessen. Er konnte nicht umhin, nach Gina zu schielen, von der er sich bis dahin gänzlich fern gehalten hatte, teilweise aus Gewissenhaftigkeit, nebstbei aus Angst vor den Augen des Obersten, die sich mehr als einmal forschend und mahnend auf ihn gerichtet hatten. Bald aber sollten weder Swoyschins Gewissenhaftigkeit noch die Blicke des Obersten mehr ausreichen, den magnetischen Zauber Gina Ginoris zu bekämpfen. Sie bildete den Mittelpunkt einer Gruppe von Offizieren, der besten im Regiment, und sie schienen es sich alle recht sehr angelegen sein zu lassen, ihr Wohlgefallen zu erregen. Zu verwundern war dabei nichts, da sie wirklich verführerisch aussah.

Ganz abgesehen von ihrer Schönheit und von der exotischen Vornehmheit ihrer Toilette, war sie berückend. Es durfte sich keine der anwesenden Damen mit ihr messen, nicht einmal die allerliebste Isa Ronitz, die doch unter den vielen bildhübschen Wiener Komtessen im vorigen Winter den allgemeinsten Beifall errungen hatte, und deren Bild sogar als österreichischer Schönheitstyp in ausländischen Zeitungen erschienen war, ja nicht einmal die Baronin Forstheim, welche ihrer Schönheit halber, trotz ihres Ahnenmangels, zu allen aristokratischen Wohlthätigkeitsfesten in Wien zugezogen wurde.

Die Offiziere mußten ihr gerade einen lebhaften Wunsch vorbringen, einige falteten bittend die Hände. Sie lehnte ab, lächelnd, liebenswürdig. Was konnten sie nur von ihr wollen? Swoyschin legte seiner Neugier die Zügel an, hielt sie so fest nieder, als er konnte. Er hatte keine Lust, Bärenburg zu erneuerten Witzen, dem Obersten zu erneuerten Moralpredigten Anlaß zu geben. Er versuchte, sich in ein Gespräch mit Isa Ronitz zu vertiefen, die ihm vom vorigen Fasching vorplapperte, von Komödiespielen, von den komischen Hemdkragen des Fritzi Z. und den noch komischeren Ballkleidern der Fredi X. und so weiter.

Als er wieder nach Gina hinsah, war diese samt dem Troß ihrer Bewunderer verschwunden. Nun nützte kein Zügel mehr, die Neugier war nicht länger zu bändigen.

Wie ihn die kleine Ronitz langweilte! — Es war recht spät geworden. Selbst die fanatischsten Tennisspieler mußten den Kampf aufgeben, die Rackets niederlegen. Eine von den Komtessen pfiff jetzt ganz stil- und regelrecht einen Walzer, die andern tanzten dazu. Isa Ronitz warf einen verlangenden Blick nach Swoyschin; der merkte es gar nicht oder hatte keine Lust zu tanzen; so faßte sie denn lustig eine der vier Zrinys um den Leib und wirbelte mit ihr fort.

Swoyschin machte sich daran, Gina zu suchen, längere Zeit vergeblich. Nach allen Seiten durchstrich er den großen, verwilderten Park, spähte dahin, dorthin.

Es war ein wunderschöner Frühlingsabend. Anstatt des eintönigen Grüns, das sich später im Sommer über alles Laub ausbreitet, prangte jeder Busch und Baum noch in einer andern Farbe; der eine war grün, der andre fast rosa, der dritte gelbbraun; dazwischen ragte der dunkle Ernst einer Fichte oder Tanne, deren breite, flache, sich schwer dem Boden zuneigenden Aeste der Frühling mit hellgrünen Spitzen verziert hatte. Zwischen ein paar schlanken, silbernen Birkenstämmen, die sich anmutig in ihre hellen Laubgewänder hüllten, sah man die düstere Glut des Sonnenunterganges in einem aufsteigenden Gewitter versinken.

Zu den Füßen der Birken, aus dem noch nicht hinweggefegten dürren Herbstlaub steckten einige Maiglöckchen ihre neugierigen Köpfchen über die sie umschließenden grünen Blätterdüten heraus. Ihr holder Duft mischte sich mit dem Geruch des vorjährigen Herbstmoders, aber über das alles hinaus schwebte noch ein andrer Duft, der immer stärker, berauschender, betäubender wurde, etwas bezwingend Süßes, in das sich eine heimliche Unlauterkeit mischte.

Aus einem Gewirr von metallisch-braun glänzenden Ahornsträuchen ragte, ganz mit weißen Blüten bedeckt, ein ungeheurer Faulbaum auf. Er schien dem jungen Mann zuzunicken, zu winken. Swoyschin ging auf ihn zu. Ja dort . . .! Zu seinen Füßen breitete

sich ein dunkelgrüner Weiher aus, an seinen Rändern von blühenden, weißen und gelben Wasserlilien umkränzt.

Es war derselbe Weiher, worin die arme, junge Frau den Tod gefunden hatte. Ein Schauder durchfuhr Swoyschin, etwas stieß ihn zurück, er wollte fort. Aber ... unter dem Faulbaum auf einer Bank von roh zusammengezimmerten Aesten saß Gina Ginori. Sie hatte ihren Hut abgelegt und sich eine Krone von Faulbaumzweigen auf den Kopf gesteckt. Die großen, weißen Blütentrauben, kaum merklich mit blaßgrünen Blättchen vermischt, schmiegten sich zärtlich in das bauschige, dunkle Haar. Ihre jungen Anbeter waren um sie versammelt, sie hielt eine alte Guitarre im Arm und sang.

Swoyschin kannte die alte Guitarre, sie gehörte dem Wirt, der aus Schloß Monbijou eine Herberge gemacht. Er hatte seinerzeit als Junggeselle unter den Fenstern seiner jetzigen Frau Ständchen darauf geklimpert. Jetzt veranlaßten ihn die Offiziere noch manchmal, darauf herumzuzupfen, wenn er betrunken war und sie selber sich in erhöhter Stimmung befanden. Er sang dazu, er hatte noch ein ganzes Repertoire von halbvergessenen Liedern, die er alle untereinander mischte.

Die Musik, die Gina Ginori auf dem alten Instrument machte, glich keineswegs den Vorträgen des Gastwirts von Monbijou. Ihre schlanken weißen Hände berührten die Saiten kaum, man hörte nur

ein geisterhaftes Huschen und Rauschen, etwas, das an das leise Eintauchen eines Ruders erinnerte und an das Flüstern des Windes im jungen Frühlingslaub.

Ihre Stimme, leicht umflort und keineswegs stark, war dennoch von demselben geheimnisvollen Zauber durchdrungen, der ihre ganze Erscheinung und Persönlichkeit auszeichnete.

Swoyschin vergaß alles, blieb wie verzaubert stehen und horchte. Sie sang ein Lied, das er an schönen Mondscheinnächten öfters von jenen venetianischen Volkssängern gehört hatte, die man, ich weiß nicht recht warum, „pittori“ nennt.

Ein Lied von Tosti: „Penso“. Es fing mit den Worten an:

„Penso a la prima volta, che tu volgesti
Il sguardo tuo dolcissimo su me.“

Die rings um sie gelagerten jungen Leute brachen, als sie geendet hatte, in heftigen Beifall aus. Ohne sich auch nur um dieselben zu bekümmern, richtete sie den Blick auf Zdenko.

„Nicht wahr,“ sagte sie mit ihrer langsamen, verträumten Aussprache, „Sie finden es sonderbar, Graf Swoyschin, daß ich hier zur Erbauung des halben Offizierscorps die Bänkelsängerin abgebe. Aber was wollen Sie, man ist doch manchmal gutmütig. Rittmeister von Fink hatte es den andern Herren verraten, daß ich ein wenig singe, und da war auch schon die

Guitarre bei der Hand, und wie ich mich auch wehrte, ich mußte diesen musikalischen Herren den Willen thun!"

„Ich bin sehr froh, daß Sie sich dazu herbeigelassen haben, Gräfin," erwiderte Swoyschin, „ich habe, wenngleich zu spät, doch noch etwas von Ihrer Freundlichkeit profitiert!"

„Nur das letzte Lied haben Sie gehört?" fragte Gina.

„Leider — nur das letzte!" bestätigte er.

„'s ist ein alter, abgedroschener Gassenhauer," sagte sie wegwerfend, worauf er erwiderte: „Von Ihnen gesungen, war's ein wunderschönes, neues Lied, Gräfin."

„Soll ich weiter singen?" fragte sie.

„Ja, ja, Gräfin, wir bitten, wir beschwören Sie!" Die jungen Offiziere riefen's einmütig.

Sie aber hatte nur noch Augen für Swoyschin. Sollte sie singen? Seine Lippen bewegten sich nicht, aber seine Augen sagten ja.

Sie that ein paar Griffe auf der Guitarre, dann klang weich und leise, leidenschaftlich anschwellend und wieder müde verhallend, von ihren Lippen ein Lied, das Swoyschin nie früher gehört hatte und auch nie mehr hören sollte, ein Lied, das in ihrem leidenschaftlichen Herzen erwacht war und in ihrem Herzen sterben mußte. Nicht, daß sie es ganz selbständig komponiert hätte, aber jedenfalls hatte sie's zurecht ge-

macht. Es war stellenweise keck, banal und einschmeichelnd, wie ein neapolitanischer Gassenhauer, dann wieder tief und geheimnisvoll aufreizend, wie ein Wagnerisches Leitmotiv, dann plötzlich ganz leise in einem magischen mezzo voce kam die seltsame musikalische Phrase mit der chromatischen Figur. Diesmal begleitete sie die Phrase mit Worten:

„Un quarto d'oro potrei mi amar!“

* * *

Der Sonnenuntergang war verglommen. Wie ein finsterer Wall türmten sich die Gewitterwolken an der Stelle, wo das Gestirn versunken war. Um die Ufer des Weihers, dort, wo die Wasserlilien aufhörten, zog sich ein breiter Silberrand. Der Silberrand wurde schmäler, die weißen Blüten des Faulbaums wurden grau unter den langsam herabsinkenden Schleiern der Dämmerung.

Ein letztes Mal hinsterbend, halb erstickt, zitterte, schmachtete es in den Faulbaumduft hinein, den süßen Duft, in den sich eine heimliche Unlauterkeit mischt.

„Un quarto d'oro potrei mi amar!“ dann war alles still.

Es blieb auch still, der Beifall regte sich nicht. Die Kühnsten unter den Zuhörern fühlten sich erschreckt, fast verletzt, wie wohlerzogene Menschen immer, wenn plötzlich ein wilder Naturlaut in die zahme Civilisation hineindringt.

„Meine Herrschaften, Sie werden vermißt. Ich glaube, es ist Zeit, sich zum Souper herzurichten," rief jetzt unzufrieden, fast mürrisch der Oberst, der unbemerkt hinzugetreten war.

„Ja, es ist Zeit," wiederholte Gina, und ihre Stimme klang plötzlich rauh, hölzern, trotzig und gelangweilt, eine Stimme, der kein Mensch mehr Talent zu sinnbethörenden Liebesliedern zugemutet hätte. Sie rieb sich die Augen, wie um sich aus einer großen Schläfrigkeit wachzurütteln, reichte Swoyschin, der an sie herantrat, die Guitarre und ging, gleichgültig von alltäglichen Dingen redend, an der Seite des Obersten auf das Gasthaus zu, in dem für die Damen Zimmer vorbereitet worden waren, damit sie sich für das Souper und den darauf folgen sollenden Tanz entsprechend umkleiden könnten.

Der Oberst fing an, sich zu fragen, ob sie mit dem letzten Lied wirklich ein Stück ihres innersten Empfindens rücksichtslos preisgegeben oder ob sie ihre Zuhörer einfach zum besten gehabt habe.

* * *

Die Damen erschienen vollzählig beim Souper: die, die sich aus der Nachbarschaft eingefunden hatten, und die Damen des Regiments. Eine nach der andern fanden sie sich ein, in dem langen, offenbar aus zwei Zimmern zusammengestückelten Raum, in dem ein

Klavier stand, und der an den Speisesaal stieß. Sie sahen alle hübsch und belebt aus, als ob sie sich auf einen vergnügten Abend gefaßt machten. Gina Ginori erschien etwas später als die andern, in einem frischen, weißen Kleid und mit einem Kranz auf dem Kopfe. Es war nicht mehr derselbe Kranz, den sie draußen bei dem Weiher getragen hatte, nicht ausschließlich aus Faulbaumzweigen zusammengefügt, nein, alles, was der Frühling zum Schmuck der Erde darbringt, mischte sich hinein, Maiglöckchen, Anemonen und ein paar goldene Himmelsschlüsselchen, und das duftete, duftete.

Die Komtessen, die nicht daran gedacht hatten, sich auf ähnliche Weise zu schmücken, fanden, daß es eine Pose sei, mit solch phantastischem Kopfputz bei einer so anspruchslosen Gelegenheit zu erscheinen. Aber das war Ansichtssache.

Kurz nach Ginas Erscheinen setzte man sich zu Tisch.

Der Speisesaal war das letzte Ueberbleibsel der vergangenen Glanzperiode von Monbijou: ein mit verblaßten Fresken geschmückter Raum, von dessen hoher Kuppel ein aus geschliffenen Glastropfen zusammengefügter venetianischer Kronleuchter herabhing. Im Hintergrund befanden sich drei tiefe Nischen, in die große, alte Spiegel eingelassen waren, an der gegenüberliegenden Wandseite drei Glasthüren, die

in den Park hinausführten. Spiegel und Glasthüren waren von geschnitzter Eichenvertäfelung umrahmt.

Nicht ohne Staunen betrachteten die eintretenden Offiziere den Saal als etwas ganz Neues, ihnen Unbekanntes. Was war es denn, das ihn heute zu so märchenhaft vornehmer Geltung brachte? Anstatt der Petroleumwandlampen, die sonst rücksichtslos die Fresken verunstalteten, ging die Beleuchtung von dem Kronleuchter aus, der mit zahllosen Wachslichtern besteckt war; das aber war nicht das einzig Merkwürdige.

Geradezu überraschend wirkte auf die Herren der Anblick der in Hufeisenform gedeckten Tafel.

Großer Luxus wird bei österreichischen Offiziersfesten nicht getrieben. Die Vornehmsten im Offizierscorps waren es gewöhnt, die Tische bei diesen Gelegenheiten mit derbem Linnen, mit schwerfälligem weißen Porzellan und mit eisernen Bestecken in schwarzen Holzgriffen besetzt zu sehen. Und gegen das alles hatten auch die Geschmackvollsten unter ihnen nie etwas einzuwenden gehabt. Diese altgewohnte Schlichtheit heimelte sie an. Eigentlich konnten sie sich ein Fest bei einem in einem kleinen Landstädtchen garnisonierenden Kavallerieoffizierscorps nicht recht vorstellen ohne eiserne Bestecke mit schwarzen Holzgriffen. Was aber jeder von ihnen stets gern hätte missen mögen, das waren die Golddrahtkörbe voll

verstaubter künstlicher Blumen, mit denen der Wirt bei festlichen Gelegenheiten die Tafeln zu verunstalten liebte. Dennoch hatte noch keiner daran gedacht, diese Körbe zu beseitigen. Erstens wollte man den Wirt nicht kränken, und dann war man zu faul, es war nicht wichtig.

Diesmal aber waren die Körbe verschwunden, und statt ihrer dufteten frische Frühlingsblumen aus Krügen und Vasen. Wie es sich herausstellte, hatte Gina Ginori das so hergerichtet.

Der Oberst war der Einzige, dem dieser Umstand die Freude an dem Tafelschmuck verdarb; er war schlechter Laune, der Oberst, und sah danach aus.

Er hatte die Gräfin Zell zu Tisch geführt, zu seiner Linken saß die Gräfin Ronitz. Die Gräfin Zell lobte alles, fand den Speisesaal süperb, das Souper magnifique, wunderte sich darüber, daß man im stande war, eine so famose Bewirtung in Breznitz herzustellen, und gratulierte dem Obersten zu der Liebenswürdigkeit seines Offizierscorps.

Die Gräfin Ronitz klagte darüber, daß sie sich an der Zähigkeit des Filets fast einen Zahn ausgebrochen hätte, und unterzog die ganze Veranstaltung den kritischsten Betrachtungen; besonders die eisernen Bestecke waren gar nicht nach ihrem Geschmack.

Der Oberst ersuchte sie höflichst, sich, wenn sie dem Offizierscorps wieder einmal die Ehre geben

würde, ihre eigenen Bestecke mitzubringen oder vorauszuschicken. Momentan hatte er sich wahrlich über etwas andres zu ärgern als über eiserne Bestecke.

Mit großer Vorsicht hatte er die Tafelordnung so eingerichtet, daß Swoyschin möglichst weit von Gina Ginori zu sitzen kommen sollte. Aber, l'homme propose — femme dispose! Beim Niedersetzen war eine Konfusion entstanden, und das Ende davon war gewesen, daß die Ginori doch neben Swoyschin zu sitzen kam.

Der Oberst war nicht der Einzige, der beobachtende Blicke auf die beiden warf. Sie aßen beängstigend wenig und plauderten sehr viel, das heißt, sie plauderte, er hörte zu, und es war zu merken, daß es ihr gelungen war, in seinem Innern Saiten zu berühren, die noch nie berührt worden waren, die noch nie geklungen hatten.

Der Oberst wendete den Kopf ab, wozu sich abquälen mit Dingen, die nicht zu ändern waren. „Arme Annie!“

Ja fürwahr, arme Annie!

Die drei auf den Park hinausmündenden Thüren des ebenerdigen Saales standen offen. Die Musikanten spielten draußen beim Licht ihrer kleinen Lämpchen, die sie auf einen weiß lackierten Tisch unter einen von hochragenden Blütendolden ganz bedeckten Kastanienbaum hingestellt hatten. Wie sie spielten! Der Atem des Frühlings trug die Töne in den Saal herein, die ganze Musik duftete nach Frühling.

Der Champagner perlte in den Gläsern; in den Spiegeln, die an den Wänden hingen, wiederholte sich das Bild. Die vielen hellblauen Uniformen, dazwischen die jungen Mädchen mit vor Lebensfreudigkeit funkelnden Augen.

Die Musikanten spielten weiter, weiter ... Die Gläser klirrten aneinander, leises Mädchenlachen girrte dazwischen, und der Frühling duftete.

Als endlich die Tafel aufgehoben war, schob man die Tische in das Nebenzimmer und fing an zu tanzen. Man tanzte wie verrückt, alles tanzte, selbst die Gräfin Nonitz tanzte, freilich nur einmal, herum, dann sank sie atemlos zwischen zwei Lieutenants zusammen, vor denen sie sich in heftigen Klagen ausließ über die Schäden des Parketts.

Gina Ginori hatte sich erst ausschließen wollen vom Tanz. Aber bald schwebte sie mit den andern unter dem leise klirrenden Kronleuchter dahin. Ihre Art zu tanzen, war seltsam. Sie tanzte vorzüglich. Mit denen, die ihr gleichgültig waren, tanzte sie leicht wie eine Feder, den Oberkörper stark zurückgebogen, fast wie in einer Art Abwehr.

Von Swoyschin ließ sie sich geradezu tragen. Sie hielt das Köpfchen zur Seite geneigt und die Augen fest geschlossen. In wonnige Träume versunken, überließ sie sich ganz seiner Führung. Er war sonst kein eifriger Tänzer. Diesmal aber ruhte er keinen Augen-

blick. Er tanzte mit allen, unermüdlich, damit es nicht auffallen möge, wie oft er mit Gina Ginori tanzte.

Endlich kam der Kotillon, den tanzte er natürlich mit ihr.

Es war schwül geworden in dem Saal. Der Rittmeister von Fink, der den Kotillon führte, lockte die Gesellschaft gleich nach der ersten Tour in den Park hinaus. Der Mond stand voll am Himmel und goß sein Licht über den alten, verwilderten Park, über die hochragenden Blütenkerzen der Kastanien, über die silberigen, grün umschleierten Birken, über die schwarzen Tannen und die großen, glasigen Teiche, in deren dunklen Flächen sich der Zauber der Landschaft widerspiegelte.

Der Frühling duftete, und die Musikanten spielten weiter, weiter. Sie spielten wie im Traum, mit starren, nach innen blickenden Augen. Sie waren die einzigen Schläfrigen unter den Anwesenden. In allen andern pochte eine wilde, sinnverwirrende, nach Leben dürstende Freudenlust.

Ein leiser, schwüler Lufthauch regte sich, das junge Laub koste und flüsterte, dazwischen mischte sich ein scharfer Laut, das Knistern der dürren Blätter, die an den Eichen vom Vorjahre noch hängen geblieben waren.

Ende des ersten Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Fünfzehnter Jahrgang. Band 18.

Vollmondzauber.

Roman

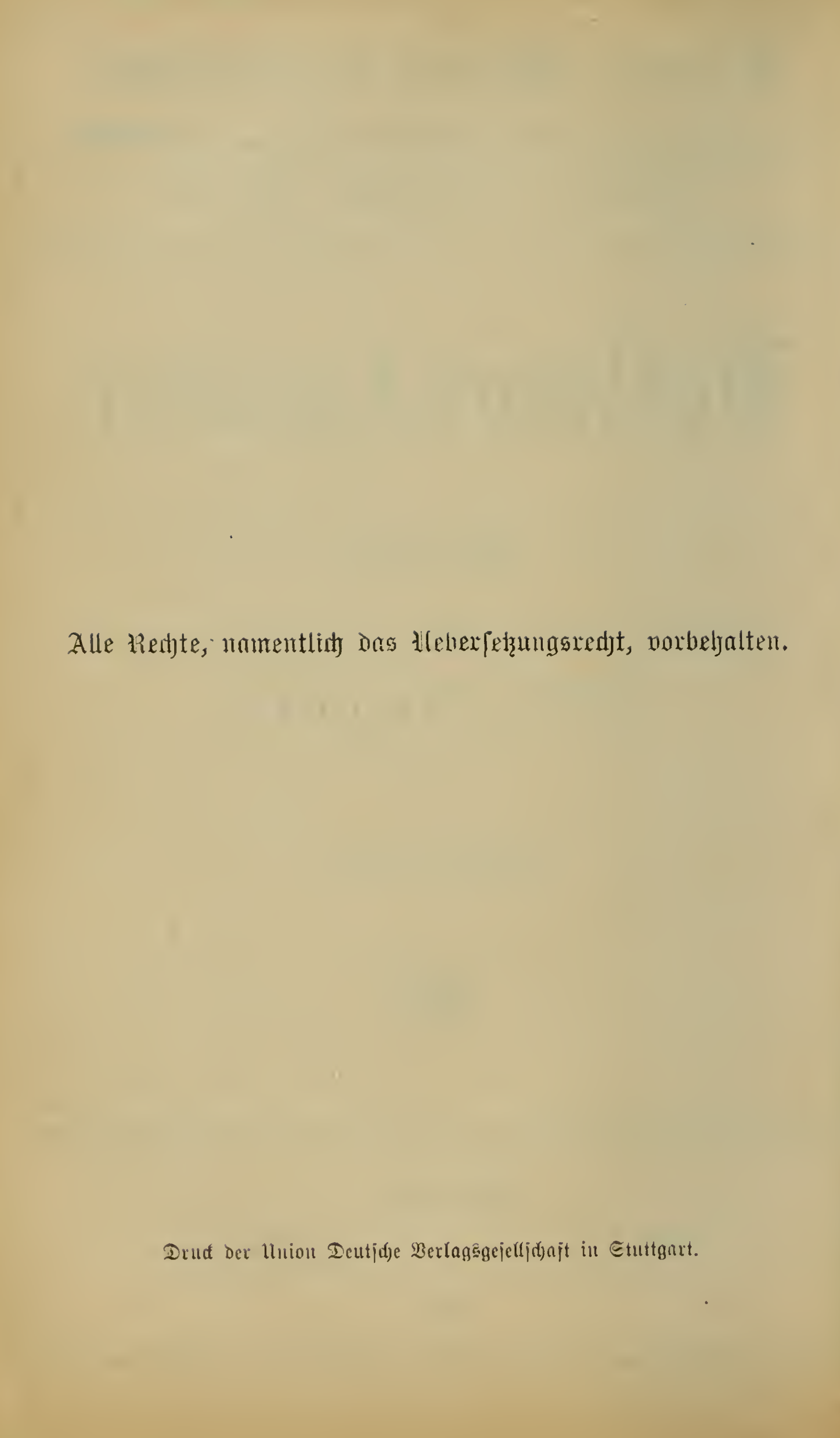
von

Ossip Schubin.

Zweiter Band.



Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1899.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Sechstes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Emma Ginori lag in Zdibitz in ihrem Bett, ein kühlendes nasses Tuch um die Stirne. Heute morgen gleich beim Aufwachen hatte sie es gemerkt, daß ihr eine Migräne drohe. Dennoch war sie aufgestanden, hatte sich bemüht, mit Hilfe von großen Dosen Antipyrin das Leiden zu bekämpfen, es zum wenigsten für einen Tag hinauszuschieben.

Gina wollte sie ohne ihren bevormundenden Schutz das Fest in Monbijou nicht besuchen lassen, ihr die Freude zu verderben, widerstrebte ihr ebenfalls; denn sie liebte Gina zärtlich und war stolz auf ihre Schönheit und Begabung, wenn auch mancherlei in ihrem Wesen sie beunruhigte und bereits viele Verwickelungen in ihr Leben hineingebracht hatte. Gottlob, seit einiger Zeit ging es ruhiger zu, und vielleicht, wenn man's recht geschickt anfing, steuerte man jetzt einer günstigen Wendung der Dinge entgegen.

Es galt, vorsichtig zu sein, sie mußte trachten,

sich heute auf das Fest zu schleppen. Im Laufe des Vormittags fühlte sie eine leichte Besserung; gegen zwölf Uhr aber stellte sich das Leiden mit verdoppelter Gewalt ein, so daß sie den Kampf aufgeben mußte. Vollständig von ihrer Migräne besiegt, taumelte sie auf ihr Bett nieder, ohne daß ihr irgend ein andres Bewußtsein übrig geblieben wäre, als das ihrer Schmerzen.

Es war eine gräßliche Migräne diesmal, eine von jenen Migränen, die einem langsam alle Glieder lähmend den Rücken hinaufschleicht und sich triumphierend mit den tückischten Martern im Kopf festnistet, so daß dieser sich nicht anders fühlt, als ein riesiger hohler Zahn, in dem tausend Kobolde mit glühenden Eisen herumstechen, ein Zustand, in dem jeder Gedanke Wahnsinn, jede Bewegung tödliche Uebligkeit zur Folge hat.

Emma Ginori hatte aufgehört, zu denken, und versuchte nicht mehr, sich zu bewegen. Sie lag auf ihrem Bett wie erschlagen und merkte es kaum, wenn die Kammerjungfer das nasse Tuch auf ihrer Stirn wechselte.

Nach und nach verfiel sie in eine Art dumpfen Schlaf, einen Schlaf, der keine Erquickung brachte, sondern in dem ihre Schmerzen deutlich fortfuhren, sie zu peinigen; sie schlief fester, immer fester, aber böse Träume plagten sie. Immer wieder verfolgte

sie das Gefühl, daß sie etwas verloren habe und es suchen müsse, das Gefühl, daß sie versprochen hatte, irgendwo pünktlich anzukommen, wo sie nicht mehr ankommen konnte, und dabei eilte etwas Schwarzes, Undeutliches vor ihr hin, und etwas schwül Atmendes, Unheimliches jagte hinter ihr drein, und sie hatte die Glieder wie zerbrochen und konnte nicht vom Fleck.

Plötzlich erwachte sie. Das scharfe Rollen eines Wagens, der in die Durchfahrt des Schlosses einmündete, hatte sie aufgeschreckt.

Sie setzte sich halb auf in ihrem Bett. Ein heller Mondstrahl, der durch die Jalousieen ihres Fensters brach, malte weißliche Striche auf dem dunklen Fußboden. Müde legte sie die Hand auf die Stirn und wollte nachdenken. Was war denn eigentlich geschehen?

Ja, Gina hatte zu dem Tennismatch fahren wollen nach Monbijou, und sie, Emma, hatte mitfahren wollen, und dann, wie die Kopfschmerzen ärger geworden waren, dann hatte ihr Gina versprechen sollen, daß sie das Fest nicht besuchen würde ... Hatte Gina versprochen? ... Emma konnte sich nicht entsinnen, von Mittag ab erinnerte sie sich an nichts mehr, als an den heftigen Schmerz, der mit einer verworrenen Angst verbunden war.

Was bedeutete der Wagen mitten in der Nacht? War die Tante nach Breznitz gefahren, hatte Gina

sie mitgenommen? Oder hatte jemand den Arzt gebraucht?

Emma langte nach dem Knopf der elektrischen Klingel und drückte darauf.

Die Kammerjungfer erschien.

„Was wünscht die Komtesse, ist Komtesse besser?“ fragte die Zofe.

Aber Emma antwortete gar nicht auf die Frage in betreff ihres Befindens.

„Wen hat der Wagen gebracht?“

„Die Herrschaften sind aus Breznitz zurückgekommen.“

„Ah!“ Emma runzelte die Stirn. „Wollen Sie meiner Schwester melden, ich lasse sie bitten, sich sofort zu mir zu bemühen.“

„Die Komtesse Gina ist nicht mitgekommen, die Komtesse Gina ist in Monbijou geblieben.“

„Meine Schwester in Monbijou geblieben? Ohne meine Tante! Haben Sie den Verstand verloren?“

„Ich habe gar nichts verloren,“ erwiderte empfindlich die Zofe, „ich weiß nur, daß Komtesse Gina nicht mit der Frau Gräfin und dem Herrn Grafen zurückgekommen ist.“

Emma blieb starr. „Wollen Sie also meiner Tante sagen, ich ließe sie bitten, sich zu mir zu bemühen, ich ließe sie dringend bitten,“ rief sie hastig.

Als um weniges später die Gräfin Zell zu ihr

trat, saß Emma bereits halb angekleidet auf ihrem Bett, offenbar eine heftige Uebligkeit bekämpfend.

„Na, wie geht's dir denn, meine Alte, ein wenig besser?" sagte die Gräfin, indem sie etwas aufgeregt, in dem Bewußtsein einer ihr drohenden Strafpredigt, auf die Nichte zutrippelte.

„Wo ist Gina?" fragte Emma, die indessen fortfuhr, sich anzukleiden.

„Gina ... ach Gina! ... Aber was fällt dir denn ein, aufzustehen! Es ist elf Uhr in der Nacht, wir haben bereits in Monbijou soupiert, wir setzen uns nicht mehr zu Tisch," schwätzte die alte Gräfin. „Ich denke, das beste ist, du hungerst dich aus. Aber wenn du wirklich Appetit hast, so könnte man dir vielleicht etwas auf dein Zimmer ..."

„Tante! Um Gottes willen, wo ist Gina?" schrie jetzt Emma Ginori ganz außer sich.

„Gina? — Nun, Gina ist noch in Monbijou geblieben, sie befindet sich sehr wohl," erklärte die alte Gräfin, in der sich eine gelinde Opposition gegen die Nichte zu regen begann. Es war doch wirklich zu lächerlich, dieses ewige Gethue mit Gina und ihrer Gesundheit, diese ewige, die jüngere Schwester an aller Freiheit hindernde Bevormundung. „Sie wollte noch nicht nach Hause, und da die Märzfeld mir versprach, sie zu chaperonnieren und nach Zdibitz zurückzubringen, so ließ ich sie dort. Ich war schläfrig,

mein Mann auch; in unserm Alter ist es eine Zumutung, wegen so einem Tanzerl bis zum Morgengrauen aufzubleiben. Aber bei der Gina ist es was andres ... sie hat einen succès ... die Herren sind wie verrückt, besonders der junge Swoyschin! Es wäre eine ganz passende Partie für Gina. Es war sehr hübsch, sehr nett, ganz nette Leute, die Offiziere, und die Märzfeld ist auch gar nicht so arg, wenn man sie näher kennen lernt. Nur ein bißl geziert. Anfangs machte ich mir Skrupel, ihr die Gina anzuvertrauen. Ich konnte das doch nicht thun, ohne sie aufzufordern, uns zu besuchen! Aber schau, daß du dich wieder niederlegst, die Gina kommt vor sechs Uhr früh nicht nach Hause, die Nacht ist zauberisch, sie tanzen im Freien, es ist Vollmond heute."

„Vollmond!" wiederholte Emma.

Sie trat an das Fenster, riß es weit auf und blickte hinaus. Der Mond stand hoch am Himmel, sein Licht fiel auf die bleichen Leichensteine und schwarzen Kreuze des Kirchhofs, der unten am Fuß des Parks aus der Wiese emporragte.

Die Gräfin Zell wendete sich zum Gehen, an der Thür holte Emma sie ein und faßte sie beim Handgelenk. Die Gräfin sah auf und erschrak vor dem Gesicht ihrer Nichte. Ein solches Entsetzen stand auf den Zügen des sonst ruhigen Mädchens zu lesen.

„Sie darf nicht länger dort bleiben, sie muß nach Hause!“

„Bist du verrückt? Gina ist ganz gut aufgehoben, schau, daß du dich niederlegst!“ Mit diesen Worten und einem verdrießlichen Gesichtsausdruck verließ die Gräfin das Zimmer.

Einen Augenblick stand Emma wie angewurzelt, sich beide Hände an die von den vielen Umschlägen noch nassen Schläfen haltend. Durch die stille Sommernacht hörte man die dröhnenden Schläge der Turmuhr . . . elf . . . dann eine Pause, noch ein Schlag. Ein Viertel auf Zwölf! Es ist zu spät . . . zu spät . . . aber wer weiß, vielleicht!

Ohne weiter zu überlegen, eilte sie aus ihrem Zimmer, dann die Treppe hinab.

Zehn Minuten später rollte der Wagen den Schloßberg hinunter. „Was ist denn das, wer fährt da?“ fragte die alte Gräfin Zell die Kammerjungfer, die ihr beim Auskleiden behilflich war.

Die Kammerjungfer trat ans Fenster. „Ich bitte, gräfliche Gnaden, es ist der Alois, er hat den Landauer eingespannt, die Pferde laufen, als säße der Teufel auf dem Bock!“

„Na, da sitzt gewiß die tolle Emma in dem Wagen,“ dachte die Gräfin, und dann setzte sie noch hinzu: „Es heißt immer, Gina ist überspannt! Ja wahrhaftig, die Verrücktere von beiden ist Emma!

Nein, wie die Pferde rasen, und noch obendrein den Berg hinab! Wenn nur mein Mann nichts davon erfährt!"

Ja, die Pferde rasten, als säße der Teufel auf dem Bock. Ueber die im hellen Mondlicht grell weiß schimmernden Wände an der einen Seite der stillen Straße in dem schlafenden Städtchen glitt der Schatten der Pferde und des großen dunklen Wagengehäuses in rasch hinhuschenden schwarzen Umrissen.

Der Wagen war geschlossen. Angstvoll strebten die Blicke Emma Ginoris aus dem Fenster hinaus. Neben der Straße zogen sich die flachen, grünen Felder, auf denen sich die Schatten der Obstbäume abzeichneten.

Vorwärts eilte der Wagen an einer Mariensäule vorbei, die weiß zwischen schwarzen Linden aufleuchtete, dann hinein in die endlosen Breznitzer Wälder.

Wieder schlägt eine Turmuhr ... drei Viertel auf Zwölf!

„Gott im Himmel! ... es ist zu spät!"

* * *

In Monbijou tanzt man noch immer, alles tanzt, niemand denkt an Müdigkeit, niemand denkt an irgend etwas. Man tanzt, man genießt, man lebt. — Man hört den Donner nicht, der in der Ferne grollt, man hört nur die süße Musik.

In den Bäumen und Büschen fängt es an zu seufzen und zu klagen, erst leise, wie beklommen, dann lauter. Die Musikanten spielen noch immer, mitten durch die klagenden Lieder des Windes klingt es mit mechanischem, verschlafenem Rhythmus: die „Donauwellen", der wollüstigste und traurigste Walzer der Welt.

Von den blühenden Bäumen fällt's wie weißer Schnee.

Eben im Begriff, sich die zarten Blättchen aus den Augen zu reiben, die ihm der Sturm ins Gesicht streute, fühlte der Oberst von Stahl plötzlich eine Hand auf seinem Arm. Er sah auf und erblickte Emma Ginori.

„Sie hier, Gräfin? Was ist geschehen?" rief er.

„Ich bin gekommen, um Gina zu holen; sie soll nicht so lange tanzen," gab ihm Emma zur Antwort. „Aber ich kann sie nicht finden, und niemand weiß, wo sie ist. Ach, helfen Sie mir sie suchen."

Er zögerte, es war keine angenehme Aufgabe, die sie ihm stellte. Sie merkte sein Zögern, das Blut stieg ihr in die bleichen Wangen, aber sie hatte keine Zeit, sich bei kleinlichen Bedenken aufzuhalten. „Helfen Sie mir, Gina suchen," flehte sie noch einmal.

Da ging er mit ihr durch die stumpfe, graue Dämmerluft zwischen den Büschen und Bäumen, die im Winde zitterten.

Er ging gerade auf den Faulbaum zu, unter dem er sie heute schon einmal gesehen. Unheimlich bleich hob er sich ab gegen die dichter und dichter am Himmel aufsteigenden, schiefergrauen Gewitterwolken. Mit zerstückelten, verzerrten Umrissen breitete sich sein Spiegelbild über die dunkle Oberfläche des Teiches, der im Sturm Wellen trieb.

Ja, sie waren dort ... beide ... Swoyschin und sie.

Das, was der Oberst gefürchtet hatte, war gekommen, Swoyschin hatte gänzlich den Kopf verloren.

Er hielt ihre Hände in den seinen und sprach innig in sie hinein. Jetzt zog er sie an seine Brust. Ihr Kopf sank auf seine Schulter, ihre beiden Arme schlangen sich um seinen Hals.

Plötzlich, durch das Schauern und Seufzen des Laubes, hörte man zwölf dröhnende Schläge. Mitternacht! Und da ereignete sich etwas ganz Unglaubliches ... Der Oberst traute seinen Augen kaum: Swoyschin, der zartfühlende, gutmütige Swoyschin, riß mit einer heftigen, geradezu rohen Bewegung die Arme von seinem Hals herunter und stieß das Mädchen von sich.

Sie ging ein paar Schritte rücklings, mit weit vorgestreckten, leidenschaftlich verlangenden Armen. Ihr Gesicht konnte der Oberst nicht wahrnehmen, da sie mit dem Rücken gegen ihn stand. Er sah nur

das Gesicht des jungen Mannes, er sah, daß dieses Gesicht bis zur Unkenntlichkeit verstört war, und sah, daß Swoyschin, der schneidigste Offizier im Regiment, am ganzen Körper zitterte.

Dann, ehe der Oberst wußte, wie es geschah, mit einer Behendigkeit, die man der ruhigen Emma gar nicht zugemutet hätte, sprang diese auf die Schwester los, schlang ihr den weißen Rock ihres Kleides über den Kopf, nahm sie in ihre Arme und verschwand mit ihr.

Der Oberst war mit seinem Adjutanten allein.

„Swoyschin!“ rief der Oberst, und eine unverhüllte Verachtung sprach aus der Art, wie er das Wort betonte.

„Herr Oberst! ... jetzt nicht, Herr Oberst!“ murmelte er tonlos. „Ein andermal werd' ich mit Ihnen darüber reden, aber jetzt ...“

„Was ist da noch zu reden!“ fuhr der Oberst ihn an. „Wenn das Pflichtgefühl sich so spät einstellt, so muß es einer neueren, dringenderen Pflicht weichen. Nachdem Sie so weit gegangen sind, bleibt Ihnen doch nichts übrig, als das Mädchen zu heiraten!“

Zdenko richtete sich aus seiner in sich versunkenen Haltung gerade auf. Sein Gesicht wurde noch fahler, aber in seine Augen trat ein wilder, drohender Ausdruck. „Heiraten, die ...“ sagte er langsam, „nun, ich kann Ihnen nur das eine versichern, Herr Oberst,

lieber als Gina Ginori zu heiraten, erschieß' ich mich auf der Stelle!"

Ein roter Blitz durchzuckte den Park. Darauf folgte ein lauter, polternder Donnerschlag. Große Tropfen, in die sich Hagelkörner mischten, prasselten nieder, stärker, immer stärker. Die Eisstücke flogen den beiden Männern um die Ohren. Dem Obersten verging Hören und Sehen, so daß ihm keine Zeit mehr blieb, sich mit dem sonderbaren Gina-Ginori-Problem abzugeben. Er strebte auf die Waldherberge zu, wo jetzt in- und auswendig ein großer Wirrwarr tobte. Die Damen hatten sich alle vor dem Unwetter unter Dach gerettet, nahmen sich vor, das Aergste abzuwarten und dann schleunigst nach Hause zu fahren. Einige der Wagen rollten voreilig vor das Portal; Kutscher und Diener in steifen Kautschukmänteln, von deren Kragen das Wasser herunterrieselte, sahen sich nach den Herrschaften um, wurden zurückgewinkt, kreuzten sich mit andern, ebenfalls voreiligen Kutschern.

Der dicke Major schlug einen Glühwein vor, um die Damen zur Reise zu stärken und zu erwärmen.

Die Komtessen lachten und klatschten in die Hände, Frau von Märzfeld lächelte wohlerzogen und war bei allem dabei.

„Wo ist Gina Ginori?" fragte sie plötzlich. Aber kein Mensch konnte ihr etwas darüber sagen.

Ringsherum krümmten sich die Mundwinkel spöttisch, und die Augen richteten sich nach dem Plafond. Frau Märzfeld wurde immer besorgter. Die Gräfin Zell hatte ihr Gina anvertraut, sie mußte Gina zurückbringen.

Gina war nicht zu finden. Aber plötzlich erschien Emma, ganz von Regen übergossen. „Einen Mantel, irgend etwas Warmes für meine Schwester," bat sie.

Bärenburg nahm den Offizierspaletot, den er sich umgehängt hatte, um eine Dame hinauszugeleiten, von seinen Schultern und legte ihr ihn um. Er wollte noch etwas suchen für Gina, aber kaum daß er sich weggewendet hatte, war Emma fort.

Siebentes Kapitel.

Der nächste Tag war kalt wie ein Wintertag. Die Frühlingsbäume hatten ihren Schmuck verloren, zerrissen und beschmutzt schwammen die Blüten auf den großen braunen Pfützen.

Swoyschin war gelb, hielt sich gebückt und schien ungern allein zu bleiben, er ging dem Obersten nicht von der Seite, sprach aber nichts, wenn er mit ihm beisammen war.

Der Oberst trachtete, seine strenge Haltung gegen ihn beizubehalten, aber das Mitleid warf alle seine Vorsätze nach dieser Richtung um. Er hatte erwartet, daß Swoyschin ihm endlich, die häßliche Scene betreffend, ausführliche Auseinandersetzungen machen würde. Aber Swoyschin blieb stumm. Im Kasino saß er wortkarg vor seinem leeren Teller. Nur einmal im Laufe der Mahlzeit bemerkte er: „Das war doch eine gräßliche Konfusion gestern. Ich kann meinen neuen Sommerpaletot nicht finden, er ist mir bei dem Fest in Verlust geraten,“ worauf ihm Bärenburg erwiderte: „Ich bitte dich um Verzeihung, Zdenko,

aber ich hab' ihn gestern mit dem meinen verwechselt und der Emma Ginori gegeben, als sie aus dem Park zurückkam, um etwas Warmes für ihre Schwester zu suchen. Ich will sehen, daß du ihn richtig zurückbekommst." —

Gegen Abend saß Zdenko wieder schweigend bei seinem Obersten. Dieser ging, seinen Tschibuk rauchend, bekümmert auf und ab. „Jetzt wird er endlich doch etwas sagen," dachte er bei sich, aber Swoyschin sagte nichts.

Endlich ging der Freiherr auf ihn zu. „Swoyschin, schütten Sie mir Ihr Herz aus," rief er aufmunternd, „so kann's nicht weitergehen. Wenn's kein verspäteter Anfall von Pflichtgefühl war, was war's, das Sie veranlaßt hat, gestern im letzten Augenblick ..." Er stockte, Swoyschin sah ihn starr an, dann den Obersten am Handgelenk festhaltend, murmelte er kaum hörbar: „Ich weiß es nicht, ich kann mir keine Rechenschaft geben über mein Gefühl — ein Entsetzen, ein Ekel, ein Wahnsinn! Wie ich sie küssen wollte, wurde mir plötzlich zu Mute, als ... hielte ich eine Leiche im Arm ..."

In dem Augenblick klopfte es an die Thür, es war der Diener Bärenburgs, der den von Swoyschin vermißten Mantel zurückbrachte. Swoyschin verabschiedete ihn mit einem Trinkgeld. Der Mantel blieb über einer Sessellehne neben ihm hängen.

Plötzlich merkte der Oberst, daß der junge Mensch heftig zu zittern begann. Er griff nach dem Mantel und hielt sich ihn vors Gesicht, worauf er ihn mit einer Gebärde, die aus Ekel und Entsetzen gemischt war, von sich schleuderte.

„Na, was gibt's denn schon wieder?" rief etwas ärgerlich sein Vorgesetzter aus.

„Verzeihen Sie, Herr Oberst," murmelte er, „aber ich bitte Sie, selbst zu entscheiden: ist's nur meine Einbildungskraft oder spüren Sie den Geruch?"

Der Oberst hielt nun seinerseits den Mantel vor sein Gesicht und schob ihn hierauf ebenso energisch von sich weg, als es Swoyschin gethan hatte. Etwas entsetzlich Unheimliches, ein mit dem Duft welkender Tuberosen vermischter Leichengeruch entströmte dem braunen Tuch.

„Schenken Sie den Mantel weg," sagte der Oberst kurz. Swoyschin schenkte ihn seiner Ordonnanz. Seltsamerweise konnte sich der gemeine Dragoner nicht damit abfinden und brachte ihn nach zwei Tagen an Zdenko zurück. Der Mantel sei verhext, behauptete er. Es gingen Gespenster bei ihm um, seitdem er bei ihm in der Stube hänge.

Swoyschin blieb nichts andres übrig, als den Mantel zu verbrennen.

* * *

Im Regiment hatte es einen unangenehmen Eindruck gemacht, daß Zdenko schon wieder einen überstürzten Rückzug hatte antreten müssen. Die Sache war um so unangenehmer, als die Zells es dem ganzen Offiziercorps übelzunehmen schienen, was nur ein einziger verbrochen hatte. Es kamen keine Einladungen mehr aus Zdibitz, und die Offiziere, die nach dem Tennisfest einen Besuch bei den Zells abstatteten, wurden entweder gar nicht oder mit auffälliger Kälte empfangen. Die Ginoris kamen nicht zum Vorschein. Gina hatte überhaupt kein Mensch mehr gesehen seit jener Vollmondnacht im Mai.

Es lag wie ein Druck über dem ganzen Offiziercorps. Im Kasino ging es schweigsam zu, und auf dem Exerzierplatz that jeder seine Pflicht, ohne sich um den andern zu kümmern.

Jede Woche versammelten sich noch ein paar Offiziere in Monbijou, um Lawn Tennis zu spielen und nachträglich einen kleinen Imbiß einzunehmen bei dem dicken Swoboda, dem unternehmenden Gastwirt, der, ehemals Soldat, in seiner Jugend die Schlacht von Custozza mitgemacht hatte und noch heute die feste Ueberzeugung hegte, daß die Oesterreicher gewiß auch bei Königgrätz gesiegt hätten, wenn sich der Anton Swoboda — bei dieser Behauptung schlug er sich jedesmal auf die Brust — zufälligerweise in Böhmen anstatt in Italien befunden hätte.

Aber das alte Animo fehlte bei diesen Zusammenkünften. Die Offiziere lachten nicht wie sonst über die Witze des dicken Wirts. Auch forderten sie ihn nicht ein einziges Mal auf, Guitarre zu spielen. Das war ein sehr schlechtes Zeichen.

Endlich aber dämmerte wieder eine festliche Veranstaltung am getrübten Horizont, und zwar in Zdibitz, wo ein zum Rittmeister beförderter Oberlieutenant, Baron Möller, die Herren zu einem Galasouper einlud. Der Oberst, der seine Anwesenheit zugesagt hatte, hoffte, daß der Abend erheiternd auf das Offiziercorps wirken würde.

Das Fest wurde in dem Zdibitzer Offizierskasino gegeben, und zwar befand sich dieses im ersten Stock des Gasthauses zum Lamm, das von einem ehrsamen Fleischhacker, dessen Frau eine vortreffliche Köchin war, gehalten wurde. Das Lokal ließ zu wünschen übrig. An der Schwemme, wo die Dragoner speisten, vorbei gelangte man über eine steile Treppe zu dem Zimmer, in welchem die Offiziere zu tafeln pflegten.

An den mit einer sehr häßlichen Malerei verunstalteten Wänden hingen die Bilder der beiden Majestäten aus der Krönungszeit; der Kaiser mit einem roten Ordensband über der weißen Uniform, die Kaiserin mit unter dem Diadem hervorquellendem Haarreichtum. Dann hing noch ein Thermometer neben dem Ofen und unter dem Kaiserporträt in einem aus

braunem Holz geschnitzten Rahmen hinter Glas eine Handarbeit der Wirtstochter, ein Kranz von Vergißmeinnicht auf Kartonpappendeckel und in der Mitte, in Goldperlen ausgeführt, das Wort „Souvenir". Schön war es nicht, aber sehr gemütlich, und die Kost der Frau Jelinek — so hieß die Wirtin — war ausgezeichnet.

Die Offiziere verbrachten viele lustige Stunden im Gasthaus zum Lamm. Eigentlich sind sie anspruchslos, die österreichischen Kavallerieoffiziere; so lange alles vergnügt zugeht und keiner unter den Kameraden ein Rüpel ist, sind sie zufrieden.

An jenem Abend kam aber die Stimmung nicht in Flor, obwohl Möller seine Gäste großartig bewirtete. Die Wirtin hatte alle ihre Geschicklichkeit aufs äußerste angestrengt, alle Leibspeisen der Herren berücksichtigt. Und Möller hatte anstatt des im Kasino üblichen „Montebello" wundervollen „Mumm extra dry" aufmarschieren lassen. Aber das alles vermochte nicht recht, die Gesellschaft zu beleben. Schließlich fragte einer der in Breznitz garnisonierenden Herren danach, ob in der letzten Zeit viel los gewesen sei im Schloß. Es sei jetzt wohl ein Monat verflossen seit dem Tennisturnier, und die Zells hätten noch keine Erwiderung für das Fest geboten. Hierauf antwortete Möller, die Zells hätten in den letzten Wochen überhaupt niemand empfangen. Man sehe sie kaum mehr —

die Gräfin und Emma höchstens bei der Frühmesse in der Kirche — Gina überhaupt nicht. Es heiße allgemein, sie habe ihre Zustände. Aber welcher Art diese Zustände seien, darüber schwebe ein Geheimnis.

„Was ist dir, Zdenko?" fragte an diesem Punkt der Auseinandersetzungen Bärenburg den Vetter, dessen Wangen kreidebleich geworden waren, während seine Lippen sich violett färbten.

„Ich habe eine starke Migräne; es ist so schwül in dem engen Raum."

„Dem Zdenko ist's nicht nobel genug," neckte ihn Bärenburg, „wir werden ihm ein Extrakasino bauen lassen, nach dem Muster des Kursaals in Marienbad."

„Sei nicht geschmacklos, Tapsch!" ärgerte sich Swoyschin und sah so wild aus, daß Bärenburg sich veranlaßt fühlte, einzulenken.

„Es war nicht bös gemeint, Zdenko!" sagte er. Dann, sich den Kameraden zuwendend: „Na, meine Tapferkeitsproben hab' ich hoffentlich zur Genüge abgelegt. Es hat doch niemand was dagegen, daß ich mich so konziliant zeige?"

„Tschapel!" brummte Swoyschin und trat an das offene Fenster, um die frische Luft zu atmen. Das Fenster blickte auf die von Gartenanlagen umgebene Kirche hinaus.

Es war sehr kalt; seit jener lustig durchschwärmten, schwülen Zaubernacht regnete es mit kurzen Unter=

brechungen stetig. Die Luft war feucht. Aus dem breiten Rasenplatz vor der Kirche stieg der stechende Duft von frischerblühten, nassen Centifolien, ernst und schwarz zeichnete sich das gotische Portal aus der von Mondschein übergossenen, mit schmalen Spitzbogenfenstern versehenen, kahlen, weißen Kirchenwand.

Der Tisch war indessen abgeräumt worden. Gläser und Weinflaschen wurden auf einen zu dem Zweck hereingeschobenen Nebentisch gestellt. Die Offiziere setzten sich zu einer lustigen Färbelpartie zusammen.

Der Oberst trat an Swoyschin heran. „Möchten Sie nicht lieber nach Hause reiten?“ fragte er ihn. „Ihnen ist schlecht!“

„Ich glaube, ich bin auf dem besten Wege verrückt zu werden! Ich möchte wirklich gern fort,“ murmelte er, „und,“ setzte er hinzu, „ich wäre Ihnen wirklich dankbar dafür, wenn Sie mich begleiten wollten.“

Fast unbemerkt, nur von einem heimlichen Zwinkern freundschaftlichen Einverständnisses von seiten Bärenburgs gefolgt, machten sich die beiden Herren aus dem Staube. Bald sprengten sie nebeneinander durch die totenstille Stadt an dem kalten, nassen Erdgeruch und stechenden Centifoliendust der die Kirche umgebenden Gartenanlagen vorbei.

Als sie die Häuser hinter sich hatten, verlangsamten sie das Tempo. Von der Straße abbiegend,

trabten sie querfeldein über eine Wiese, in welche die Hufe der Pferde lautlos versanken. In seine Gedanken vertieft, blickte der Oberst weder nach rechts noch links, als sein Pferd plötzlich einen so heftigen Satz machte, daß es ihn fast aus dem Sattel hob.

Aufblickend merkte er, daß er sich mit Swoyschin neben dem Kirchhofe befand, auf dem sie Gina Ginori zum erstenmal gesehen hatten.

Swoyschin hatte sein Pferd angehalten. „Was haben Sie denn?“ fragte, seinem Beispiel folgend, der Oberst.

„Sehen Sie dort!“ Und Swoyschin streckte die Hand nach dem Kirchhof aus.

Es war gerade vier Wochen nach dem Tennisturnier. Der Mond stand hoch am Himmel, von leichtschillernden Wolken umzogen. Silberne Nebeldünste hingen in der feuchten Luft, zogen sich den Boden entlang, schlangen sich in phantastischen Windungen um die weißen Grabsteine und schwarzen Kreuze, um die Lebensbäume und Trauerweiden des Friedhofs.

Gespannt blinzelte der Oberst durch die feuchten, schillernden Schleier. Erst sah er nur etwas Weißes zwischen den lang herabhängenden Aesten der Trauerweiden schimmern, dann trat's aus dem verhüllenden, fahlen Grün hervor. Das Blut erstarrte ihm in den Adern.

Schmal und weiß, in einem langen Nachtkleid, schlich Gina Ginori mit geschlossenen Augen zwischen den Gräbern hin. Deutlich und dunkel traten ihre vollen Lippen aus ihrem bleichen, von schwerem schwarzen Haar umrahmten Gesicht.

Sie näherte sich dem Grab, auf dem sie damals gesessen, als Oberst und Adjutant sie zum erstenmal gesehen hatten. Sie kniete davor nieder und begann die Rasenfläche des Grabes zu streicheln. Dabei sang sie leise, halb wimmernd, die Melodie, die Swoyschin zum erstenmal im Traum von ihr gehört. Dann richtete sie sich auf, blieb einen Moment mit vorgeschobenem Kopf, wie von einer plötzlichen Gier gepackt, stehen, machte noch ein paar Schritte, worauf es schien, als ob die Erde unter ihr eingesunken sei; man sah nur noch ihren Oberkörper, dann auch den nicht mehr.

„Herr Gott," murmelte der Oberst, „sie ist in ein offenes Grab gekrochen."

„Wir werden sie holen müssen, werden sie zurückführen müssen ins Schloß," ächzte Swoyschin, seine Zähne schlugen aneinander.

„Ist nicht mehr nötig, kommen Sie," rief der Oberst, und mit einem Satz brachte er sein Pferd hinter ein paar hohe, wilde Rosenbüsche, zwischen deren Geäst er beobachten konnte, was vorging, ohne vom Kirchhof aus gesehen zu werden.

Eine zweite Gestalt war in den Kirchhof getreten, — Emma! Sie ging gerade auf das Grab zu. Ein kurzer, heftiger Widerstand, ein Kampf zwischen den beiden Schwestern, dann trug Emma die Jüngere wie ein Kind auf den Armen hinweg. Der Kirchhof war leer.

Die beiden Männer sahen einander an, als ob sie nachträglich an ihren Sinnen hätten zweifeln wollen. Aber die Pferde zitterten und bäumten sich unter ihnen, gebärdeten sich wie in Todesangst. Offenbar hatte sich der unheimliche Eindruck ihnen mitgeteilt. Schweigsam ritten sie nach Hause.

Zweimal unterwegs sprach der Oberst Swoyschin an, dieser hörte nicht, er machte den Eindruck, vollkommen betäubt zu sein. Es muß etwas geschehen, um ihn auf andre Gedanken zu bringen, sagte sich der Oberst, sonst geht der arme Teufel zu Grunde. Er hat ja unrecht gehabt, aber er ist fürchterlich gestraft.

Achtes Kapitel.

Wochen waren vergangen. Gina Ginori lag in ihrem Bett, elend, blaß, mit tief eingesunkenen Augen. Man hätte gewähnt, einen Totenkopf in den Kissen ruhen zu sehen.

Der Arzt war da gewesen und hatte eine rasche Abnahme der Kräfte festgestellt. Alle seine Mittel schlugen fehl, es war nichts zu machen. Nahrung vertrug die Kranke nicht, auch litt sie an gänzlicher Schlaflosigkeit, sie, deren Lebensfähigkeiten sich sonst immer während des tiefen magnetischen Schlafes, in den ihr Wesen von Zeit zu Zeit versank, erneut hatten.

Am Fußende des Bettes saß Emma mit ihrer häßlich bunten Stickerei beschäftigt. Mechanisch zog sie den Faden. Von Zeit zu Zeit heftete sie den Blick auf das blasse Gesicht der Schwester, das selbst in seiner Verfallenheit noch Spuren eines seltsamen Liebreizes zeigte. Ihr Herz war voll zum Zerspringen.

Ihre Gedanken, die sich sorgenmüde von der traurigen Gegenwart, der drohenden Zukunft abkehrten, irrten in die Vergangenheit zurück, aber sie fanden keinen sonnigen, heiteren Punkt, an dem sie sich hätten festnisten mögen. Ueberall schaurige Rätsel, drückendes Dunkel, unheilbares Leid.

Alles, was mit Gina zusammenhing, war traurig gewesen vom ersten Augenblick an, und selbst vor ihrer Geburt. Und doch liebte die ältere Schwester Gina. Sie hatte während ihres ganzen Lebens nichts andres zu lieben gehabt als Gina.

Ganz undeutlich, dämmerig schimmerte es in ihrer Seele auf, daß es einmal anders gewesen war, eine kurze Zeit hindurch, während ihrer ersten Kindheit. Sie erinnerte sich, wie sie an der Hand einer stillen, freundlichen Frau durch einen sonnenbeschienenen, blühenden Garten gewandelt war, in dem Vögel sangen. Aber das war so lange her, und es lag so vieles dazwischen, daß ihr diese Erinnerung vorkam wie ein schöner, unwahrscheinlicher Traum.

Das erste, woran sie sich ganz deutlich entsinnen konnte, war ein Tag, an dem man alle Fenster des römischen Palastes, in dem sie damals gewohnt, dunkel gemacht hatte, und besonders die Fenster des Gemachs, in dem ihre Mutter lag mit geschlossenen Augen, ein Kruzifix in der Hand. Nicht nur, daß die Fenster verdunkelt worden waren, die ganzen Wände hatte

man schwarz gemacht, selbst den Fußboden. Der Sonnenschein war hinausgesperrt, das bißchen Licht in dem großen Saal war künstlich und strömte von den Wachskerzen aus, die den Sarg umstanden. Emma war zu Mute, als hätte von da an der Sonnenschein nie mehr den Weg zu ihr gefunden, und als wäre alles Licht, das noch manchmal ihr Leben aufgehellt hatte, künstliches Licht gewesen.

Man hatte ihr ein schwarzes Kleid angezogen, vor dem sie sich gefürchtet, gegen das sie sich gewehrt hatte. Es hatte sich um ihre Glieder gelegt wie eine drückende, einengende, hemmende Last. Das schwarze Kleid hatte sie abgelegt, die Last trug sie noch heute. Nur war sie schwerer geworden mit den Jahren.

Dann kam das Leben in San Vitale, das Heranwachsen des von Natur aus verschlossenen, in sich gekehrten Kindes, voll uneingestandener Sehnsucht nach Zärtlichkeit und Teilnahme zwischen einem in seinen Sorgen vertieften Vater und einer bezahlten Erzieherin.

Das Leben in San Vitale, dem finsteren Schloß, das sich, eine Art Festung, auf einem Felsen an der Küste von Kalabrien erhob, aus Marmor und Granit zusammengetürmt, des künstlerischen Schmuckes weder äußerlich noch innerlich entbehrend, aber kahl, traurig, mit alten römischen Kaiserbüsten in den Gängen und mit sich über den verblaßten Fresken der Wände nieder=

wölbenden, zeitgeschwärzten Stuckplafonds. Ueberall Sprünge und Risse, durch die der Wind hineindrang.

Ein Wunder war es nicht, daß der Marchese sich nach etwas sehnte, seine Existenz aufzuhellen.

An einem schönen Wintertag, Anfang Januar, brachte er der damals zwölfjährigen Emma eine Stiefmutter nach San Vitale, eine junge Römerin, die Ginas Mutter werden sollte. Sie war hoch und schlank von Gestalt, etwas größer als Gina; ihr Gesicht, von dunklen Haaren umrahmt, war wunderbar schön, wie aus Alabaster geschnitten und von zwei großen, schwarzen Augen durchleuchtet.

Aber so schön die Augen auch waren, sie waren doch nicht danach geschaffen, irgend jemand wohl zu thun, irgend jemand zu erfreuen. Es war ein gespannter, unruhig aufhorchender Blick in ihnen, als fürchte sich die Marchesa vor einer Gefahr, die ihr aus weiter Ferne drohte.

Das Meer feierte die Ankunft der jungen Frau mit wilder Musik, niemand hatte es noch so toben hören. Und die Marchesa konnte den Lärm nicht aushalten und suchte im ganzen Schloß ein Zimmer, in welchem sie das Meer nicht hören würde. Aber je fester sie ihre Fenster schloß und verhängte, je tiefer landeinwärts sie in dem weitläufigen Kastell sich eine Zufluchtsstätte suchte, um so lauter tobten die Wellen.

Gegen Ende Januar mußte der Marchese verreisen.

Da kam eine Nacht, in der die Flut fast bis an den Fuß des alten Kastells stieg, das in seinen Grundfesten erzitterte, und das Meer schrie wie ein Ungeheuer, das seine Beute fordert. Und den nächsten Tag wandelte die Marchesa durch die Gänge mit offenem Haar und mit einem geheimnisvollen Lächeln auf den Lippen, immerfort eine eigentümliche, unheimliche Melodie vor sich hin summend, dieselbe, die Gina jetzt manchmal sang.

Tage vergingen, Wochen, Monate. Die englische Erzieherin war davongelaufen, der Marchese in Trübsinn verfallen. Ueber dem ganzen Schloß schwebte eine dumpfe Aufregung, als poche ein wühlendes Fieber in den alten Steinwänden. Es war ein ewiges Zittern und Schaudern. Die kleine Emma fürchtete sich, und wenn sie ihre alte Wärterin, die ehemals ihre Kinderfrau gewesen war, fragte, was der böse, unklare Lärm bedeute, so antwortete die Wärterin jedesmal, es sei der Wind.

Manches Mal mischte sich in das Zittern und Schaudern ein wildes Toben und Schreien, — da erklärte die Wärterin, das seien die Raubvögel, die draußen krächzten. Aber Emma wußte, daß es nicht die Vögel waren, und daß der Lärm nicht von draußen kam.

Die Stiefmutter sah sie fast nicht mehr. Sie galt für unwohl und hielt sich meist auf ihrem Zim-

mer. Einmal erblickte Emma sie zufällig im Garten, einen statuenbesetzten, von Olivenbäumen umschatteten Weg einherschreitend, zwischen zwei Nonnen. Sie hatte die Haare kurz abgeschnitten, ihre Hände waren auf dem Rücken zusammengebunden.

* * *

Das Aergste waren die Nächte. Unten das tosende Meer und im Schloß das Toben und Schreien und das geheimnisvolle Pochen und Zittern, das das Unheimlichste war von allem.

Und wenn Emma sich gar zu sehr fürchtete, so setzte sich die Wärterin, eine schöne, alte italienische Bauersfrau mit großen goldenen Ringen in den Ohren, an ihr Bett und fing an, bald lustige, bald wehmütige Stornelli zu singen, so laut sie mit ihrer alten Stimme konnte, damit Emma die bösen Geräusche nicht hören möge, die sie ängstigten.

Der trockene, durstige Sommer ging vorüber, der Herbst kam. Die Nächte wurden lang. Immer schrecklicher wurden sie. Und einmal saß die alte „Nana" bis in die Morgenstunden neben Emmas Bett und sang, bis sie heiser wurde, und als sie heiser war, sang sie noch. Und wenn sie abbrach, um Atem zu holen, da hörte Emma erschreckte Ausrufe und flüsterndes Reden und ein unruhiges Hin- und Herhuschen draußen im Gang.

Und endlich versagte die Stimme der treuen Wärterin.

Emma mußte wieder horchen und sich fürchten.

Die Unruhe in den Gängen hatte aufgehört, aber aus dem Meer erhoben sich grausige Laute, immer derselbe gellende Aufschrei, der sich in ein leises Kichern verlief. Es war, als schleudere der Ozean höhnende Verwünschungen gegen den Felsen, den das Kastell San Vitale krönte.

Endlich schlief Emma ein. Als sie aufwachte, stand die Wärterin neben ihr. Auf ihrem feierlichen Gesicht war zu lesen, daß sich etwas Wichtiges ereignet hatte.

„Was ist's," fragte Emma ängstlich, „was ist geschehen?" Da sagte die Alte mit bebender Stimme: „Ueber Nacht hat Gott die Frau Marchesa zu sich genommen und dir ein Schwesterchen geschenkt!"

„Ein Schwesterchen!" jauchzte Emma. „Und wo ist das Schwesterchen hergekommen? Hat es das Meer an das Land gespült?"

Da fuhr die Alte zusammen, als habe Emma unvorsichtig an ein großes Geheimnis gerührt. „Vielleicht," murmelte sie und bekreuzte sich.

Schon den nächsten Tag senkten sie die verstorbene Marchesa in die Gruft der Ginoris — ein altväterisches Mausoleum von vier hohen Cypressen umstanden — eine an jeder Ecke, und hinter jeder Cy-

presse eine große Granitkugel, die mit der Kugel an der nächsten Ecke durch eine schwere Kette verbunden war, ringsherum dunkle Reihen von niedrigem, künstlich zugestutztem Buchsbaum.

Dahin trugen sie die Tote. Und während sie sie hintrugen, hörte Emma die Leute flüstern: es ginge irgend etwas nicht mit rechten Dingen zu, ein böses Geheimnis schwebe über der Geburt des kleinen Mädchens; noch im Sterben, und als der Priester mit dem Allerheiligsten an ihr Bett getreten war, habe die Marchesa geschrieen, man solle das kleine Balg in das Meer werfen, das sei das Beste, und dann wäre endlich wieder Friede.

„Freilich ... die Worte einer Irrsinnigen ...“

So hörte es Emma zum erstenmal, daß ihre Stiefmutter irrsinnig gewesen war.

Der Tag war schön, die Luft war warm und duftete, wie sie nur an schönen Herbsttagen in Italien duftet, wenn sich in den Atem der blühenden Rosen der Geruch des Buchsbaums und des Lorbeers mischt.

Und die Welt war schön mit einer verklärten Schönheit, die ihr nur eigen ist, wenn der Sonnenschein von heute in den Regen von gestern hineinscheint. Die immergrünen Steineichen, die Rosen, die sich an ihren Aesten hinaufrankten, die Pinien und Cypressen und die Kastanienbäume in ihrem ge-

lichteten, goldfarbigen Laub, alles triefte von Nässe und flimmerte von Licht. Die regenbespülten Felsen, in deren Rissen sich stachlige, blaugrüne Kakteen festgenistet hatten, glitzerten, wie mit Diamanten bestreut. Große Weihrauchwolken hingen in der Luft, und die Wachskerzen qualmten.

Tief unten brauste das Meer, und von oben antworteten ihm die Totenglocken.

* * *

Als Emma von der Trauerzeremonie heimkam, verlangte sie, sofort zu dem Schwesterchen geführt zu werden. Das Kind, fest von weißen Laken umwunden, schlief, die Fäustchen unterm Kinn.

Und Emma dachte schaudernd an das Gerede der Leute, daran, daß die Verstorbene das kleine Geschöpfchen hatte ins Meer werfen lassen wollen. Da nahm sie das zarte, winzige Wesen in die Arme und küßte es und weinte. Von jenem Tag an liebte sie die Schwester.

Sie liebte das Schwesterchen alle Tage inniger.

Gina wuchs auf, schön, ungewöhnlich und unheimlich. Einmal war sie in einer Vollmondnacht aus dem Schloß gelaufen und Emma hatte sie gefunden, wie sie mit ihren Nägeln an der Thür der Gruft kratzte, hinter der ihre Mutter den letzten Schlaf schlief; ein andermal auf dem Friedhof in dem

elenden Dorf, das sich hinter Kastell San Vitale erhob. In einem halb zugeschaufelten Grab hatte sie sie gefunden, in der Erde wühlend.

Seither hatte sie immer in derselben Stube geschlafen mit Gina. Sie hatte die Fenster vergittern lassen und am Abend die Thür zugesperrt und den Schlüssel unter ihr Kopfkissen gesteckt. Und von da an war Ruhe, und Emma vergaß ihren Schrecken und dachte, daß es sich um etwas Vorübergehendes gehandelt habe, aus dem sich das Kind herauswachsen würde.

Aber sie hatte sich geirrt. Das Aergste, das Grausigste kam, als Gina zwischen dreizehn und vierzehn Jahren zählte, und wieder in einer Vollmondnacht kam's.

Emma fragte sich, ob sie den Verstand verloren habe. Sie wußte nicht, was sie anfangen solle, sie wagte es nicht, das Geheimnis der Schwester einem Arzt preiszugeben. Endlich begab sie sich heimlich zu einer weisen Frau, die in einer Art Höhle am Felsenabhang wohnte und seit mehr als vierzig Jahren in der ganzen Umgebung Rat erteilte und ihre Hexenkünste betrieb.

Als Emma die Schilderung der geheimnisvollen Krankheit ihrer Schwester beendet hatte, schüttelte die Alte den Kopf, seufzte und meinte endlich: das sei alles nicht so merkwürdig und in Anbetracht der Um-

stände, die Ginas Geburt begleitet hatten, nicht weiter wunderbar. Als aber Emma über diese Umstände etwas Näheres erfahren wollte, hatte die Alte erwidert: „Fragt das Meer, das Meer weiß es besser als ich!" Andres war nicht aus ihr herauszubekommen.

Ratschläge zu erteilen war sie hingegen bereit. Das dreiundzwanzigste Jahr würde ihrer Schwester verhängnisvoll werden und bei ihr über Glück und Unglück entscheiden. Emma solle die Schwester besonders hüten bei Vollmondschein, Vollmondnächte wären gefährlich. Das Beste in solchen Nächten wäre, die Schwester in einen tiefen Schlaf zu versenken, einen Schlaf, der dauerte, solange der Vollmond schien. Und sie lehrte Emma, wie man es machen müsse, den totenähnlichen Schlaf zu erzwingen.

Und dann hatte Emma gefragt, ob es kein Mittel gebe, die Schwester gänzlich zu heilen. Da hatte die Alte in den Räucherkessel geblickt, der immer vor ihr stand, wenn sie um Rat befragt wurde, und aus dem ein seltsamer Dunst in feinen bläulichen Gewinden emporstieg.

„Ein Mittel," wiederholte sie, „ein Mittel, die Schwester zu heilen? Wer weiß! Sie hat nicht Leben genug in sich, sie braucht eine Flamme, eine große, starke Flamme, die sie ganz durchglüht, so durchglüht, daß ihr Blut nie mehr erkalten kann." Dann sich weit vorbeugend durch die feinen Rauchwölkchen,

die sie von Emma trennten, fuhr sie fort: „Die Liebe braucht sie!“ Damit stellte die weise Frau den Räucherkessel weg, was anzeigte, daß sie die Sitzung für beendigt hielt.

Emma erhob sich. „Noch eine Frage,“ bat sie, an die Wahrsagerin herantretend: „Ist es überhaupt ratsam für meine Schwester, zu heiraten? Könnte sie einen Mann glücklich machen?“

Die Wahrsagerin maß sie mit einem spöttischen Blick von oben bis unten, dann die Marchesina duzend, wie sie jede Bauernmagd duzte: „Ma che ti fa!“ rief sie heiser, „und wenn er stirbt, sie wird leben!“

Daran dachte Emma an diesem kalten Junitag, während Gina sterbend in ihren Kissen lag und die Bäume draußen wie im Spätherbst fröstelten.

Sie trat an das Bett der Schwester.

„Sorella mia, wie geht's?“

Die Leidende bewegte nur leise stöhnend den Kopf.

„Hast du einen Wunsch, Ginetta, sorella mia?“ Die kalte, gemessene Emma beugte sich über die Schwester und streichelte ihr volles Haar.

„Mach das Fenster auf,“ stöhnte Gina.

Emma that's.

„Die Luft riecht feucht und modrig,“ murmelte Gina, dann setzte sie hinzu: „Wie ein offenes Grab!“

„Ach, Gina, Ginetta, wer wird an so traurige Dinge denken!“

„Traurig?“ Ginas Augen blickten höhnisch und finster. „Mir sind sie nicht traurig, ich habe mich nie vor Gräbern gefürchtet. Ah! du glaubtest immer, daß du alles wüßtest, wenn ich fortschlich —, aber du weißt nichts ... Einmal ... in San Vitale, du schliefst so fest, da zog ich den Schlüssel unter deinem Kissen heraus, und dann schlich ich mich wieder hinaus in den Kirchhof. Es zog mich hin wie noch nie, und dort fand ich ein offenes Grab, das auf eine Leiche wartete. Und da legte ich mich hinein, ganz lang streckte ich mich aus. Ach, das that wohl, und ich fühlte, wie die große Kälte über mich kam, der tiefe Schlaf, und ich freute mich, da ... plötzlich durchzog mich eine Unruhe, ein Fieber. Ueber die Erde schlich ein linder Wind, und der sang. O, wie der sang ... die Liebeslieder sang er, mit denen der Frühling die schlafende Erde weckt. Und die ganze Erde fing an zu duften bis in das Grab, und die Blätter und Bäume dufteten, und die Knospen sprangen auf, die Knospen der Orangenbäume, die Knospen wurden Blüten, und die Blüten dufteten — ach, wie sie dufteten — und sie küßten sich, ich hörte es ganz deutlich, wie sie sich im Mondschein küßten, leise, leise! Da setzte ich mich auf in meinem Grab und horchte, und da kam eine Sehnsucht über mich, so eine Sehnsucht nach allem, was heiß und schön ist, nach allem, was Blüten treibt und im Rausch des

Lebens den Tod vergißt. Und seither suchte ich's, den großen beglückenden Schmerz, er war mir ganz nah, ganz nah ... und nun ist er fort. O Emma, das ist es ja, woran ich zu Grunde gehe, daß er mir so nah war und nun entschwunden ist, entschwunden auf ewig ... ewig!"

* * *

Swoyschins kleiner roter Reisekoffer lag gepackt in seinem Zimmer; der Diener beschäftigte sich jetzt noch mit dem Füllen und Zuschrauben der verschiedenen Flaschen und Büchsen des Reiseneceſſaires. Denn Swoyschin sollte noch selbigen Tages abreisen. Die Unzufriedenheit des Obersten mit seinem Adjutanten hatte sich längst wieder in Sorgen und Mitleid aufgelöst. Der Oberst hatte sich den Kopf zerbrochen, auf welche Art sein junger Freund am rationellsten zu zerstreuen und auf andre Gedanken zu bringen wäre.

Vorläufig schickte er ihn in dienstlichen Angelegenheiten nach Polen, um Pferdekäufe zu inspizieren.

Auf dem Rückweg konnte sich der Adjutant zu Hause aufhalten, gar zu genau war ihm die Zeit nicht bemessen. Ein Oberlieutenant von Rank, ein freundlicher, gewandter und begabter Offizier, würde indessen seine Stelle vertreten.

„Sobald er fort ist, werden diese Ginoris auch keinen Grund mehr haben, die Gegend unsicher zu

machen, sie werden ihrer Wege ziehen, und wir fangen alle ein neues Leben an.“

So die Berechnung des Obersten.

Während sich Swoyschins Diener mit dem Reise-necessaire beschäftigte, saß Zdenko mit seinem Vorgesetzten in dem Rauchzimmer des letzteren und stärkte sich für die Reise mit einer Tasse Thee.

Da trat der Diener herein und meldete, daß jemand den Herrn Grafen Swoyschin zu sprechen wünsche.

„Wer ist's?“ fragte zusammenfahrend Zdenko.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte der Diener. „Es ist eine Dame, und sie ist verschleiert.“

Swoyschin fuhr mit einer Verwünschung halb aus seinem Sessel heraus, dann die Faust ballend, rief er: „Sagen Sie ihr, ich empfange keine verschleierten Damen, die ihren Namen nicht nennen wollen.“

In dem Moment öffnete sich die Thür. „Ich bin's,“ murmelte eine gedämpfte Stimme, und eine schmale, aber ziemlich große Hand in einem dunklen Handschuh streckte Swoyschin durch die halb geöffnete Thür einen Zettel zu, ohne daß die Person, der die Hand gehörte, sichtbar geworden wäre.

In aller Eile öffnete Swoyschin den Zettel. Kaum daß er ihn gelesen hatte, reichte er ihn dem Obersten, worauf er sofort verschwand.

Der Zettel enthielt die Worte:

„Kann ich Sie sprechen? Nur einen Augenblick!
Emma Ginori.“

* * *

Sie standen einander gegenüber, Emma und der junge Offizier. Seine Haltung hatte etwas Schroffes, Abweisendes, fast Drohendes, wie die eines Menschen, der sich im Bewußtsein ungenügender Kräfte zu einem Kampf vorbereitet, ihre Haltung hingegen war sehr ruhig und von einer geradezu entwaffnenden Bescheidenheit.

„Sehen Sie mich nicht so finster an,“ sagte sie in ihrer gedämpften gleichmäßigen Stimme, „es ist mir schwer genug gefallen, herzukommen.“

Bis dahin hatte sie mit gesenkten Augen gesprochen, jetzt hob sie den Kopf, betrachtete ihn aufmerksam mit dem Blick, mit dem ein kundiges Auge eine schwierige Handschrift liest.

„Sie wünschen?“ fragte er nach einer Weile fast herausfordernd. Das unheimliche Schweigen dauerte ihm zu lange.

„Um das, was ich wünsche, handelt es sich gar nicht,“ entgegnete sie ihm bitter, „es handelt sich darum, einer Sterbenden den Todeskampf zu erleichtern.“

Er erwiderte nichts und starrte zu Boden.

„Einer Sterbenden, der Sie das Herz gebrochen haben,“ sagte Emma sehr leise.

Diesmal fuhr er auf. „Gräfin!“ rief er.

„Werden Sie nicht heftig,“ entgegnete sie immer in derselben aufreizenden, gemessenen Art. „Sie wissen es ja, daß ich recht habe. Jeder, der Sie mit ihr zusammen gesehen hat, weiß es. Meine Schwester hat Ihnen gefallen, sie gefällt einem jeden, sie muß jedem gefallen. Aber ihr Herz war bisher fest verschlossen. Da sind Sie gekommen. Sie hat Ihnen gehört vom ersten Augenblick, und Sie haben sich gebärdet, als ob Sie das Ihnen bescherte Glück zu schätzen wüßten. Da, in einer Sekunde war alles vorüber! Sie haben sie von sich gestoßen, ohne Rücksicht, und der Scham und Verzweiflung preisgegeben.“

Eine lange Pause folgte. Sie schien zu warten, daß er etwas erwidere, sich verteidigen werde. Aber was hätte er erwidern, wie sich verteidigen sollen?

Er schloß die Lippen fest aufeinander und runzelte die Stirn. Da trat Emma ganz nahe an ihn heran, und ihm mit ihrem geraden Blick fest in die Augen sehend, rief sie: „Meine Schwester liegt im Sterben! Hören Sie, im Sterben, und das haben Sie gethan!“

„Gräfin, ich bedaure unendlich, was geschehen ist,“ erwiderte er mit zugeschnürter Kehle, „aber zu ändern ist daran nichts mehr. Ihre Schwester wird diese Episode vergessen, wie ich sie zu vergessen hoffe, und das Leben wird von neuem für sie beginnen.“

„Für meine Schwester wird kein neues Leben

beginnen, meine Schwester muß sterben. Der Arzt gibt ihr unter besonders günstigen Witterungsverhältnissen und Gemütsumständen einen Monat. Ein Monat, dann muß sie sterben. Und das ist Ihr Werk, Graf Swoyschin! Aber auch mit Ihrem Leben wird's zu Ende sein, wenn Sie sich in diesem Fall so unbeschreiblich grausam zeigen."

Dann noch näher an ihn herantretend, rief sie: „Erinnern Sie sich noch an die heiße Sommernacht in Wien auf der Roßau? Erinnern Sie sich an die zwei Mädchenleichen, die unter Blumen aufgebahrt lagen? Und — erinnern Sie sich an den kalten Märztag, an jenem Weiher, auf dem das Eis zu schmelzen anfing?"

„Um Gottes willen, Gräfin, wer gibt Ihnen das Recht, in meiner Vergangenheit zu wühlen?" schrie er.

„Wer mir das Recht gibt?" wiederholte sie schneidend, sehr langsam, „ich hab's Ihnen ja schon gesagt, meine Schwester liegt im Sterben. Sie weiß, daß ich hier bin, ich habe ihr vorgelogen, daß ein Mißverständnis allein Sie von ihr getrennt haben könne, habe ihr versprochen, eine Versöhnung zu vermitteln. Und wenn ich unverrichteter Dinge zurückkehre, so kann ich Ihnen das eine schwören, daß meine Schwester die Nachricht nicht überlebt, nicht vierundzwanzig Stunden."

Er stand noch immer regungslos mit gerunzelten Brauen, die Fäuste krampfhaft geballt, da.

„Ruhe werden Sie nicht finden, die neue Reue wird die alte wecken, Sie werden sich elend durchs Leben schleppen und sich vor dem Jenseits scheuen!" fuhr sie immer mit ihrer eintönigen, eindringlichen Stimme fort, einer Stimme, die ihm wie ein eiserner Nagel in die Seele drang. „Während so ..." sie brach ab.

„Während so ..." wiederholte er tonlos.

„So, wenn Sie die paar elenden Wochen hindurch meine Schwester mit ein paar barmherzigen Lügen beruhigt, ihr das Sterben erleichtert haben, wird Ihnen von dieser Episode nichts übrig bleiben als die Erinnerung an eine großmütige That und das Gefühl einer großen Befreiung. Wählen Sie."

* * *

Zwei Minuten später kehrte der Adjutant zu seinem Obersten zurück.

„Na, Swoyschin, das wäre überstanden," sagte der Oberst aufmunternd, „aber Sie haben die höchste Zeit zur Eisenbahn. Ein Glas Cognac auf die Reise?"

„Ich reise nicht," murmelte Zdenko dumpf.

„Wieso ... warum?"

„Weil ich mich morgen früh mit Gina Ginori verloben muß," erwiderte er mit einem bösen Blick.

Der Oberst fuhr auf. „Sie wollen sich verloben, morgen, mit Gina Ginori?"

„Ja, ich habe ihrer Schwester mein Ehrenwort darauf geben müssen,“ sagte er hart.

„Aber, Mensch, das ist ja der reinste Aberwitz! Sie erklärten mir ja immer, lieber eine Kugel vor den Kopf, als Gina Ginori heiraten.“

„Vom Heiraten ist gar keine Rede,“ entgegnete hastig und aufgeregt Swoyschin. „Emma beteuerte mir, davon könne keine Rede sein. Gina Ginori liegt im Sterben, und ich soll ihr Liebe vorlügen aus Barmherzigkeit, um ihr den Todeskampf zu erleichtern. Verstehen Sie, Herr Oberst, verstehen Sie?“

„Herr Gott!“ entfuhr's dem Obersten unwillkürlich, „und Annie?“

Swoyschin hielt sich die Hand über die Augen.

„Sie kann nicht länger leben als vier Wochen, das ist mein Trost, einen andern weiß ich nicht,“ sagte er schaudernd.

* * *

Die Uhr neben Ginas Bett tickt eintönig, gleichmäßig, immer im selben Takt, aber das Herz Ginas pocht immer ungleicher, manchmal so rasch, daß man die Schläge kaum zu zählen vermag, dann wieder schleppend, mit langen Pausen zwischen den Schlägen, wie todmüde, — man möchte denken, es bleibt stehen.

Aber nein, Gina hält es nur zurück, hemmt seinen Schlag, um aufmerksam zu horchen: „Kommt Emma noch nicht?“

Sie richtet sich mühsam in den Kissen auf, mühsam und keuchend, um nach der Uhr zu sehen. Halb acht Uhr, — jetzt muß sie kommen. Horch, ein Wagen auf der Straße unten — nein, er fährt vorüber . . . nichts.

O Gott, wie sind die Stunden lang! Eine Krankenpflegerin sitzt strickend neben Ginas Bett. Die stählernen Nadeln klappern aneinander. Aergerlich über das Geräusch gebietet ihr Gina, sich still zu verhalten. Die Pflegerin steckt die Strickerei in einen großen Beutel aus buntgeblümtem Kattun. Dann faltet sie die Hände, seufzt, langweilt sich. Gina schließt die Augen, thut, als ob sie schliefe. Die Pflegerin mustert sie aufmerksam. Der Schlaf sieht täuschend echt aus. Ein letztes Mal überlegt sich's die Wärterin, dann steht sie auf, verläßt das Zimmer.

Mit einem listigen Lächeln, leise wie eine Katze, kriecht Gina aus ihrem Bett, geht auf das Fenster zu, das die Pflegerin sorgfältig geschlossen hat, und öffnet es. Gierig atmet sie die kühle, feuchte Luft. Sie sagen alle, daß sie sich hüten muß vor erneuter Erkältung, daß ihr ein einziger kalter Luftzug verderblich werden kann.

Thorheiten!

Es ist nicht der kalte Luftzug, der sie töten wird. Was an ihr zehrt, was ihr am Leben frißt, das ist die Sehnsucht nach Zdenko Swoyschin. Sie blickt hinaus. Ueber den smaragdgrünen, nassen Rasen-

plätzen strecken sich die Schatten lang und schwarz. Unten gegen den Boden zu ist die Luft still, kein Grashalm regt sich. Nur hoch oben ist eine leise Bewegung. Die Wipfel der alten Bäume wehen hin und her und singen ein trauriges Lied.

Dort unten liegt der Kirchhof. Die goldenen Aufschriften der Kreuze blinken und blitzen im Licht der tiefstehenden Sonne.

Wie spät es geworden ist! Kommt Emma noch immer nicht? Da ... ein Wagen, ein herrschaftlicher, rasches Rollen, und diesmal zieht's nicht vorbei, nein, den Schloßberg herauf kommt's.

Hastig schlüpft Gina in ihr Bett zurück.

Jetzt hört sie Emmas Schritt im Korridor: wie langsam sie geht, sie muß traurige Nachrichten bringen! Menschen, die Gutes zu berichten haben, gehen schnell. Ginas Herz hört auf zu schlagen, ihr ganzes Sein ist nur noch ein aufgeregtes Horchen.

Jetzt öffnet sich die Thür, Emma tritt ein, totenbleich, mit Regentropfen auf dem Hut und auf ihrer Jacke.

„Nun?“ Gina richtet sich in ihrem Bett auf. „Nun, Emma, was gibt's?“

Am Fußende des Bettes ist Emma stehen geblieben, schweigend und mit einem starren, in sich gekehrten Blick.

„Du hast nichts erreicht?“ murmelt Gina.

„Er kommt morgen," erwidert Emma tonlos.

„Morgen?"

„Er hat mir sein Ehrenwort darauf gegeben."

„Ach, Emma, sorellina mia!"

Gina will die Hände der Schwester fassen und sie mit Küssen bedecken. Aber zum erstenmal in ihrem Leben wehrt Emma die Hände der Schwester von sich ab. „Laß mich," murmelt sie, dann geht sie auf ihr Zimmer zu, das an Ginas Schlafgemach stößt.

„Emma, wo gehst du hin? Erzähl' mir doch!"

„Ich will mein nasses Zeug ablegen."

Emma verschwindet.

Ginas Augen blitzen zornig, aber ihre Lippen verzerren sich vor wilder Freude. „Morgen," haucht sie vor sich hin, „morgen."

Emma ist indes auf einen Sitz niedergesunken, sie denkt nicht daran, sich auszukleiden. Die Ellbogen an die Rippen gepreßt, die Hände ineinander gelegt, blickt sie vor sich hin. „Gott helfe mir," murmelt sie, „ich bin eine Verbrecherin, eine Mörderin, das bin ich," dann sich aufraffend wie aus einer dumpfen Erinnerung heraus: „Ma che ti fa! sie wird leben!"

Neuntes Kapitel.

Eine einzige Bedingung hatte Zdenko an seine Verlobung geknüpft, und zwar, daß diese Verlobung geheimgehalten werden solle. Auf diese Bedingung waren die Schwestern eingegangen, und so hatte man niemand eingeweiht als Graf und Gräfin Zell. Die Gräfin hatte versprochen, nicht darüber zu reden, der Graf hatte die ihm höchst uninteressante und widerwärtige Angelegenheit bereits zwei Stunden, nachdem sie ihm mitgeteilt worden war, vergessen.

In der Gegend redete man wohl dies und jenes, Swoyschins tägliche Besuche in Zdibitz mußten auffallen, aber schließlich wurden die ewigen Variationen über dasselbe Thema eintönig, man suchte sich einen andern Gesprächsstoff.

Er hielt das Emma gegebene Wort, er hatte sich mit Gina verlobt, er that, was er konnte, ihr Liebe zu heucheln.

Jeden Tag ging er zu ihr und saß bei ihr

Stunde um Stunde, ihre heiße, vor Fieber zitternde Hand in der seinen. Und wenn er nach Hause kam, warf er sich auf sein Bett hin und vergrub das Gesicht in die Polster. Manchmal verging die Nacht, ohne daß er daran dachte, sich auszukleiden. Die geballten Fäuste rechts und links vor seinem Kopf, lag er da und rührte sich nicht. Er aß so gut wie nichts und ernährte sich fast ausschließlich durch den Genuß starker Spirituosen, er, dessen Mäßigkeit im ganzen Regiment sprichwörtlich gewesen war. Dabei war er matt wie eine Fliege, zeigte sich abwechselnd stumpf und krankhaft reizbar und versah den Dienst nicht mehr mit der alten Pünktlichkeit.

Eine merkwürdige Beobachtung machten seine Kameraden, die nämlich, daß seine Pferde, die ihm sonst wie alle Tiere eine ungewöhnliche Zuneigung bewiesen, jetzt vor ihm zurückschauderten, sobald er sich ihnen näherte, so zwar, daß er Mühe hatte, sich hinaufzuschwingen, und wenn er einmal im Sattel saß, so zitterten und schnaubten sie, wie Pferde, wenn sie an einer Menschenleiche vorübergehen sollen.

Der Arzt hatte gesagt, über einen Monat hinaus kann sie nicht leben, das ist der äußerste Termin. Aber Aerzte irren sich. Der Juli war vorüber, und sie lebte noch immer. Ja, es ging sogar ganz merkwürdig besser mit ihrer Gesundheit. Sie konnte das Bett verlassen, sie erschien bei den Mahlzeiten im

Schloß, ihr bleiches Gesicht hatte gesündere Farben, ihre Stimme einen stärkeren Klang.

Anfangs, als sie noch recht elend war, so daß ihr Tod und seine Erlösung ihm nahe schienen, da hatte das Mitleid Zdenkos Grauen vor seiner Braut gedämpft. Aber je gesünder sie wurde, um so größer wurde das Grauen. Manches Mal nahm dieses Grauen die Form eines wilden Hasses an; er wäre im stande gewesen, sie zu töten, wenn ihn nicht eine recht unheimliche Ueberzeugung daran gehindert hätte, die Ueberzeugung, daß sie aus dem Grabe auferstehen würde, um ihn zu quälen. Und jede Faser in ihm strebte nach allem, was lebenswarm, gesund und frisch, nach allem, was heißes, rotes Blut in den Adern und ein fröhliches, unbefangenes Lächeln auf den Lippen hat. Er, den die Kameraden abwechselnd mit seiner Unwiderstehlichkeit und seiner spröden Troubadournatur geneckt, hatte jetzt Anfälle der derbsten, prosaischen Sinnlichkeit.

* * *

„Zu Fuß, Doktor? Was ist denn das? Haben die Kräfte der Füchseln nicht mehr gelangt, oder ist am Ende eins davon krumm?“

Es war der Oberst, der die Worte dem ihm altbefreundeten Arzt von Zdibitz, dem Doktor Mratschek, zurief. Der Oberst kutschierte seine Schimmel, der

Doktor ging zu Fuß und befand sich momentan in einem aufreibenden Kampf mit seinem Regenschirm, der ihm den Dienst verweigerte und alle seine acht Spieße gegen den Himmel streckte, so daß er sich wie ein großmächtiger Trichter ausnahm.

Oberst und Doktor, der eine zu Fuß, der andre zu Wagen, waren von einem starken Gewitterregen überrascht worden. Dazu blies ein heftiger Wind, und auf der Straße standen die Wasserlachen mehrere Meter lang.

„I, krumm sind meine Füchse immer," erklärte der Doktor, „aber deswegen müssen s' für gewöhnlich doch laufen, nur heut haben sie erstens eine lange Nachttour gemacht, zweitens sind sie Vormittag auch noch zwei Stunden gerannt. Und da die Sonne schien, als ich jetzt Nachmittag hinauswollt', da hab' ich mir gedacht: Gönnst den armen Füchsen für einmal Ruh', laufst das Stückl selber. Wenn ich geahnt hätte, wie das Wetter wird, so hätt' ich mir's überlegt. Aus einem kleinen Schauer mach' ich mir ja nichts weiter, dazu hat man seinen Regenschirm, aber dieses Spektakel!"

„Das nimmt schließlich auch der Regenschirm übel," rief lachend der Oberst. Dann setzte er freundlich hinzu: „Na, springen S' nur herauf, Doktor; so weit Ihre Schustersrappen Sie gebracht hätten, treffen's meine Schimmerln wohl auch. Sind ohne-

dies übermütig, die Schimmerln; eine kleine Extratour wird ihnen gut thun!"

„Herr Oberst sind wirklich zu gütig," entgegnete der Doktor, indem er zugleich auf den hohen Kutschierbock neben Baron Stahl hinaufkletterte. „Ich muß schon sagen, daß ich dankbar bin."

„Na, ich auch," erklärte der Oberst, „dem glücklichen Zufall nämlich, der mich in die Lage versetzt hat, Ihnen den kleinen Dienst zu erweisen. Und jetzt, wohin befehlen Sie?"

„Nach Sobjetuch, wenn der Herr Oberst so freundlich sein wollen."

„Gut. Hat's Eile, oder . . . kann man sich Zeit lassen? Wie viele Minuten per Kilometer?" scherzte Baron Stahl.

„O, es hat keine große Eile — eine alte Frau, die an Gesichtsschmerzen leidet, und die ich trösten muß. Zu helfen ist ihr nicht."

„Und wie geht's in Zdibitz im Schloß? Was macht die Ginori?"

Der Doktor zog die Brauen zusammen. „Im Lauf meiner ganzen Praxis," erklärte er energisch, „hab' ich mich noch nie so vollständig in einer Diagnose geirrt. Ich habe sie für lebensunfähig, für gänzlich lebensunfähig gehalten; ein Fieber, knapp an der Grenze der Möglichkeit, geschwollene Füße, elende Verdauung, alle Anzeichen des angehenden

Zersetzungsprozesses, und jetzt. . . . Wenn es so weitergeht, ist sie in einem Monat gesund, das heißt, wenn man eine Person von ihrer kuriosen Beschaffenheit überhaupt gesund nennen kann."

„Nun, von was für einer Beschaffenheit sprechen Sie denn, Doktor?" drang der Oberst in ihn. „Glauben Sie, Sie Mann der Wissenschaft, wirklich daran, daß sich bei ihr während ihres scheintoten Zustandes die Seele vom Körper trennt und frei auf der Erde herumspaziert?" Der Oberst zog verächtlich die Mundwinkel herab.

„Hm, diese Erscheinungen entziehen sich meiner Beobachtung," entgegnete der Doktor. „Ich bin kein Spiritist, was nicht verhindert, daß ich zugestehen muß, es kommen auf der Welt Dinge vor, die zu erklären der Verstand nicht ausreicht. Aber das Kurioseste bei ihrer Beschaffenheit sind ja ihre Zustände in jeder Vollmondnacht."

„Wieso?" fragte der Oberst, dem eine unangenehme, vor widerwärtigen Enthüllungen zurückschaudernde Neugierde kalt über den Rücken fuhr.

„Nun, wissen Sie's denn nicht, die Emma ist ja deshalb aus Italien fort mit ihr, weil die schöne Gina dort ein Gegenstand des Grauens geworden war."

„Was Sie sagen! Aber worum handelt sich's eigentlich?" fragte der Oberst.

„Wenn Sie mir versprechen, dem Grafen Swoyschin nichts davon zu verraten. Uebrigens, hol's der Teufel — ich bitte um Verzeihung, Herr Oberst — ich wollte sagen, 's ist auch kein Schade, wenn die Verlobung auseinandergeht," meinte der Doktor, der offenbar darauf brannte, seine Weisheit auszukramen.

„Nur los!" munterte ihn der Oberst auf, und der Doktor begann seinen Bericht.

„Wenn sie bei Vollmondnächten nicht zur rechten Zeit in den magnetischen Schlaf versetzt wird, in dem sich ihre Kräfte erneuern, so verfällt sie plötzlich, sobald es Mitternacht schlägt. Ihr Gesicht erhält das Aussehen einer Leiche, ihr Körper wird starr und kalt und ganz übergossen von eiskaltem Schweiß. Um das vierzehnte Lebensjahr herum sollen sich die Zustände zum erstenmal bei ihr eingestellt haben. Die Schwester trachtet, die Sache geheimzuhalten; selbst die Gräfin Zell wurde nur in den interessanten, ästhetischen Teil der Abnormitäten ihrer Nichte, die übrigens ihre Stiefnichte ist, eingeweiht. Aber ich bitte Sie, wie können Sie etwas derartiges vor einer Kammerjungfer geheimhalten! Die Kammerjungfer schwört Verschwiegenheit und plaudert alles aus an den ersten Mann, in den sie sich verliebt hat. Die Kammerjungfer der Ginoris hat sich in den Apotheker verliebt. Die sonderbaren Mittel, die selbige Zofe sich manches Mal bei ihm abholte, hatten ihn

neugierig gemacht, und wie mancher geschickte Detektive verlegte er sich darauf, ihr den Kopf zu verdrehen, was ihm auch gründlich gelang. Hierauf bekam er aus ihr heraus, was er wollte.

„Sie können sich denken, daß die unheimlichen Zustände des Mädchens nicht ohne Kommentar geblieben sind; in Rom hat man einen ganzen Sagenkreis darum gewoben. Na, die Kammerjungfer schwört, daß die Sache buchstäblich wahr und von glaubwürdigen Persönlichkeiten bezeugt worden ist. Aber ich für meinen Teil glaube natürlich nicht an diese Räuber- und Gespenstergeschichten; nur wenn der Unsinn Sie interessiert, Herr Oberst . . .“

„Gewiß interessiert er mich — gewiß!“

„Nun, Herr Oberst wissen vielleicht, daß der Marchese Ginori, dessen Namen die Mädchen tragen, zweimal verheiratet war, und zwar das erste Mal mit einer Schwester der Gräfin Zell, einer braven, soliden Frau, der Mutter der Komtesse Emma, die ihr nachgeraten zu sein scheint. Als der Marchese Witwer wurde und zum zweitenmal heiratete, zählte die Gräfin Emma zwölf Jahre. Die zweite Frau war eine große Schönheit. Sie hatte noch als junges Mädchen ein Verhältnis mit einem bildschönen jungen Römer, dem sie den Laufpaß gab, um den alten Ginori heiraten zu können. Der junge Römer — er hieß Guido Varini — soll bei diesem Anlaß eine

leidenschaftliche Aufregung bewiesen haben, wie solche öffentlich zu zeigen in seinen Kreisen nicht üblich ist. Schließlich brachte man ihn dazu, sich kurz vor der Hochzeit seiner ungetreuen Braut einzuschiffen. Der alte Ginori zog sich nach der Trauung mit seiner jungen Frau auf eines seiner Schlösser, Kastell San Vitale im Neapolitanischen, zurück.

„Die Sachen gingen anfangs ganz gut; die schöne Marchesa schien etwas nervös, aber nicht von Belang. Da, in einer Vollmondnacht im Januar, kam ein furchtbarer Sturm, ein Sturm, daß man geglaubt hätte, er würde das ganze San Vitale ins Meer hineinblasen, und daß alle die, welche einen Angehörigen auf der See draußen wußten, die Nacht auf den Knieen verbrachten, um für ihn zu beten. Im Schloß betete der Kastellan für seinen einzigen Sohn. Er ging bis in die Kapelle, um den Schutz Gottes für ihn anzuflehen. Da, als es ein Uhr schlägt, hört der Sturm plötzlich auf, so plötzlich wie ein abgeblasenes Trompetensignal. Der Alte tritt aus der Kapelle. Im Korridor draußen begegnet ihm ein hoher, dunkeläugiger Mann, sehr bleich und in von Wasser triefenden Kleidern. Der Kastellan weiß nicht, was er thun soll, besonders, da die Erscheinung der Richtung nach aus den Gemächern der Marchesa kommt. Schließlich drückt er sich in den Schatten einer Thürnische hinein, der Mann schreitet an ihm vorbei und verschwindet.

„Als der Kastellan sein Versteck verläßt, sucht er die Fußspuren, die der von Nässe Triefende hinterlassen haben muß, findet aber nichts. Den nächsten Tag stellt es sich heraus, daß die Marchesa Ginori über Nacht irrsinnig geworden ist. Der Kastellan verriet einigen Vertrauenspersonen die nächtliche Erscheinung. Alle waren darüber einig, daß in jener Nacht die Gräfin ihren Liebhaber empfangen habe.

„Da, kurze Zeit darauf, liest man in der Zeitung, daß der junge Varini bei einem Seesturm ertrunken ist, und zwar während derselben Vollmondnacht, in der der alte Kastellan in den Gängen von San Vitale die Erscheinung erblickt hatte. Genau dreiviertel Jahr danach kam Gina Ginori zur Welt und kostete der Mutter das Leben. Alle, die den verstorbenen Guido Varini gekannt haben, behaupten, daß sie ihm wie aus dem Gesicht herausgeschnitten sei.

„Da haben Sie die ganze Räubergeschichte. Genier' mich eigentlich, so was nachzuschwätzen, aber Sie waren neugierig, und unheimlich ist die Sach', meinen S' nicht? Bei mir freilich geht das in ein Ohr hinein und zum andern hinaus, aber die Leut' erklären sich daraus alles mögliche. Für mich ist das einzig' Interessante bei der G'schicht nur der Umstand, daß die Mutter vor der Entbindung wahnsinnig war. . . . Aber hier sind wir, Herr Oberst,

wenn's gefällig wäre, anzuhalten. Danke für die freundliche Beförderung! Ergebenster Diener!"

* * *

Ende August rückte das ganze Regiment in die Manöver, die unter den Augen Seiner Majestät im östlichen Böhmen abgehalten wurden.

Gina flehte den Obersten an, ihr den Bräutigam nicht zu nehmen, ihn für diesmal des Dienstes zu entheben. Aber der Oberst blieb gegen ihre einschmeichelndsten Bitten taub. Die Gräfin Zell, die der Jammer der Braut rührte, erklärte ihn für einen alten Gamaschenknopf. Der Oberst ließ sie reden. Ihm war darum zu thun, Zdenko wenigstens für einige Zeit von seiner unheimlichen Braut zu befreien.

So trabte denn Swoyschin neben dem Obersten in die Welt hinaus. Mit jeder Meile, die er zwischen sich und die Braut legte, schien er ein Stück Gesundheit und Seelenruhe zurückzugewinnen. Nach drei Tagen hatte er sich vollkommen erholt, war ganz der alte, nur mit einer Spur Ausgelassenheit und Uebermut mehr, immer der erste auf dem Posten, eifrig im Dienst, vergnügt mit den Kameraden, durch keine Einquartierungsunbequemlichkeiten zu beirren.

Da kam der Tag des großen entscheidenden Manövers. Das ganze Regiment, vom Obersten bis her-

unter zu dem bescheidensten Dragoner, hatte sich auf den Tag gefreut. Um drei Uhr früh war man ausgerückt. Die grauen Dämmerungsschleier schwebten noch über den taunassen Wiesen, den frisch abgeräumten Stoppeln und über den wenigen Feldern, auf denen das abgeschnittene Getreide noch in dicken Schwaden lag. Alles sah poetisch, malerisch, verwischt aus, auch die krummstämmigen Zwetschgenbäume an dem Straßenrand und die bleichen Armensünderblumen zu ihren Füßen und der Fluß, der sich blauschimmernd zwischen kurios verschnittenen Weiden durch die Landschaft schlängelte.

Der Oberst war aufgeregt wie eine Primadonna vor ihrer Benefizvorstellung; die schrill durch die stille Morgenluft gellenden Trompetensignale, der Lärm der durcheinandertrappelnden Pferdehufe versetzten ihn in gehobene Stimmung. Er erinnerte sich an den Morgen vor Custozza, an den glorreichen Todes- und Siegesritt, den er damals als ganz junger Offizier mit seinem Zug ausgeführt hatte. Wie schön das gewesen war. Wenn nur die Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz nicht darauf gefolgt wäre. Die hatte den Jubel totgeschlagen.

In diese Gedanken vertieft, führte er sein Regiment durch die breite, unebene Hauptstraße eines böhmischen Dorfes mit abwechselnd ebenerdigen, strohgedeckten und einstöckigen, schindelgedeckten, mit höl-

zernen Freitreppen und Galerieen versehenen Häuschen und frischen Mädchengesichtern hinter mattblinkenden Fensterscheiben.

Aus dem Dorfe heraus ritten die Dragoner über eine steinerne Brücke, an deren einem Ende eine „heilige Johannes"-Statue stand mit einem Kreuz im Arm und einem welken Blumenkranz auf dem Kopf.

Die Brücke war schmal. Plötzlich kam das ganze Regiment ins Stocken. Das Pferd Swoyschins wollte nicht vom Fleck. Es stellte sich auf die Hinterbeine und drehte sich wie ein Kreisel; man glaubte, es sei ganz unmöglich, daß er sich darauf behaupte. Endlich war er damit fertig geworden. Aber nun stand das Pferd still wie hypnotisiert; der Oberst merkte, daß Pferd und Reiter nach derselben Stelle hinsahen. Swoyschins Atem kam schwer. „Herr Oberst, sehen Sie nichts?" stöhnte er.

„Nichts!"

Swoyschin biß die Zähne aufeinander.

Die Dämmerung verschwebte wie dünner Rauch, bläulich, silbern sah man sie in einem langen Streifen über die Wiese hinschleichen, auf welche die Brücke hinausmündete.

Groß und rot schien jetzt die Sonne über den flachen, grünen Horizont, die ganze Erde schimmerte verklärt, wie mit Gold übergossen; dann war der Tag gekommen, alles teilte sich nüchtern in Licht und Schatten.

Swoyschin trabte weiter neben seinem Vorgesetzten dem Manöverterrain entgegen. „Was war's?" fragten ein paar Bekannte aus der Gruppe von Offizieren, die den Obersten umgab. „Vor was hat der Gaul gescheut?"

Swoyschin blieb stumm.

Der Oberst warf einen Blick auf das Pferd seines Adjutanten; er bemerkte, daß dasselbe den Hals steif hielt, und daß sein Fell glanzlos und struppig aussah.

Swoyschin bemerkte den staunenden, mißbilligenden Blick des Obersten. „Sie wollen mir eine Ausstellung machen in Bezug auf mein Roß, Herr Oberst," sagte er; „ich versichere Ihnen, als mir mein Bursch heute das Pferd aus dem Stall zuführte, glänzte es nur so, daß man sich in dem Fell hätte spiegeln können. Jetzt ist das Fell matt wie ein schlechtgeputzter Silberlöffel. Armes Tier, zittert mir unter dem Sattel, als ob's vom kalten Fieber gepackt worden wäre."

„Aber was ist denn los, Swoyschin?"

Dieser schwieg, es hörten zu viele Menschen zu außer dem Obersten.

Aus der Ferne tönten Alarmsignale, die Truppen waren in der Nähe.

Vorwärts! Und in einem wundervollen Galopp, so daß das ganze Regiment sich ausnahm wie eine

golddurchblitzte, blaue Wolke, die der Wind über die Wiese wehte, strebten die Dragoner den Kameraden zu.

* * *

Es war ein heißer Tag geworden für Roß und Mann, aber die 32er Dragoner hatten ihn mit Ehren bestanden. Das ganze Regiment war belobt, der Oberst von allerhöchster Seite ausgezeichnet worden.

Jetzt war's vorbei, die Dragoner waren fertig geworden mit dem Trockenreiben und Füttern; Pferd und Reiter streckten sich aus ins Stroh.

Der Oberst und sein Adjutant saßen noch beim Souper. Sie waren in einer Pfarrei einquartiert. Die Pfarrersschwester, eine gutmütige, umfangreiche Finanzbeamtenwitwe, hatte sich diesmal ganz ausnehmend bemüht mit einer Wildpastete und wundervoll gebratenen, von Kompott und Salat begleiteten Hühnern. Der Oberst sprach den Leckerbissen eifrig zu. Er war aufgeregt von seinen Erfolgen und merkte nicht, daß Swoyschin das Abendessen unbeachtet ließ.

Endlich fiel es ihm auf und auch, wie elend Swoyschin aussah. Von einem Augenblick zum andern vergaß er seine Erfolge und erinnerte sich der merkwürdigen Scene auf der Brücke in Sobjetuch.

„Was war das denn eigentlich, Zdenko?" fragte er. Wenn sich die beiden allein befanden, pflegte er den Adjutanten oft bei seinem Vornamen zu nennen.

Swoyschin stieß ein hartes, unangenehmes Lachen aus. „Was es war?“ rief er. „Sie ist mir entgegengekommen, s i e! . . . Das war alles. Sie duckte sich erst zwischen den Weiden, dann schwebte sie hin über die Wiese, sie schwebte hin über die gelben und lila Kelche, und ihre Füße waren leicht und verbogen keinen Grashalm, aber die Blumen, über die sie hinschwebte, welkten, von einem Augenblick zum andern welkten sie, als ob sie ein Reif gestreift hätte. Ich sah es genau, und plötzlich hörte ich ein leises, grausames Lachen — sie stand vor meinem Pferde und streckte die Arme nach mir aus. Sie war in dem schwarzen Mantel, und man konnte nur ihre gierigen Augen sehen, — aber ich weiß, daß sie es war.“

Er stützte den Ellbogen auf den Tisch und ließ den Kopf schwer in die Hand fallen.

„Mensch! Ihre Nerven sind krank! Sobald die Manöver beendigt sind, müssen Sie die unsinnige Verlobung lösen und etwas für Ihre Gesundheit thun, damit Sie wieder auf andre Gedanken kommen,“ erklärte der Oberst.

„Lösen? — wie soll ich die Verlobung lösen? S i e gibt mich ja doch nicht mehr frei,“ erwiderte Swoyschin dumpf. „Ich lebte auf, als ich sie nicht mehr sehen mußte, ich fühlte mich so frisch und vergnügt, ich wollte ein Ende machen, ich hab' ihr auf drei Briefe nicht geantwortet. Da sehen Sie die

Folgen davon — sie kam einfach selbst. O, Herr Oberst, ich bin ein unglücklicher Mensch! Mir ist nicht mehr zu helfen." Er ließ das Gesicht in seine verschränkten Arme auf die Tischplatte fallen und stöhnte.

„Das alles sind Dummheiten," verwies ihn der Oberst, indem er einen barschen Ton annahm, nur um den armen Teufel aufzurütteln. „Sie sind nicht der erste, der an Hallucinationen leidet, aber solche Sachen gehen vorüber. Sie haben sich in einen Engpaß verirrt, aus dem Sie so schnell als möglich herauszufinden trachten müssen."

Swoyschin hob den Kopf. „Es ist kein Engpaß, es ist eine Sackgasse!" rief er verzweifelt, „und es gibt keinen Weg hinaus. Frieden gibt's keinen mehr für mich auf der Erde, vielleicht im Himmel, aber manches Mal glaube ich an keinen Himmel mehr, ich glaube nur noch an eine Hölle, wo ich sie wiederfinden muß."

„Unsinn! Trachten Sie, Vernunft anzunehmen, vor allem fassen Sie einen festen Entschluß und trinken Sie ein Glas Bier und legen sich schlafen."

Er blickte den Obersten ängstlich an. „Nur nicht schlafen, nur nicht schlafen," murmelte er, und es war etwas so Flehendes in seinem Blick, daß es dem älteren Mann durch Mark und Bein ging

„Mir ist schlecht, Herr Oberst," murmelte er, „ich möchte . . ."

„Was denn?"

„Schwarzen Kaffee, starken, schwarzen Kaffee; ich werde Sie gar nicht belästigen, ich will mir ihn selber brauen."

Er erhob sich, der Oberst hielt ihn am Handgelenk fest. „Gehen Sie mir zum Teufel mit Ihrem schwarzen Kaffee!" rief er, „um zehn Uhr in der Nacht."

„Aber ich will, ich muß . . . Schließlich bin ich ein erwachsener, zurechnungsfähiger Mensch, der vorläufig zum wenigsten noch nicht unter ärztlicher Kuratel steht." Er starrte den alten Freund an, als wolle er ihm an die Kehle springen.

Der Oberst dachte bei sich, daß es eigentlich recht gut wäre, ihn unter vernünftige ärztliche Vormundschaft zu stellen, ins Gesicht sagte er ihm das jedoch nicht, sondern nur: „Swoyschin, wenn Sie sich vor dem Einschlafen fürchten, so will ich recht gern die Nacht mit Ihnen wachbleiben. Ich will Sie auch für morgen Ihres Dienstes entbinden, damit Sie bei Tag ausschlafen können. Spielen Sie eine Partie Schach mit mir. Wenn Sie das zu sehr anstrengt, so spielen wir Trick-Track oder bauen Kartenhäuser zusammen, mir ist's einerlei, aber den schwarzen Kaffee trinken Sie nicht."

So spielten sie denn Trick-Track miteinander, eine Partie nach der andern, bis gegen Mitternacht.

Der Oberst blieb vollkommen wach, dem Adjutanten fielen nach der fünften Partie die Augen zu und die Würfel aus der Hand. Der Schlaf kam unabweislich, er kam in der Verkleidung eines Freundes, die Gedanken in der gepeinigten Seele auslöschend, das wunde Gefühl in den müden Gliedern lösend.

Diesmal wehrte ihm Swoyschin nicht. „Wenn Sie gestatten, Herr Oberst, leg' ich mich jetzt nieder," murmelte er, sich ein letztes Mal aufraffend, „ich glaube übrigens, Sie haben die bösen Geister gebannt, ich werde gut schlafen, ich freu' mich auf den Schlaf."

„Na, gute Ruh', mein Alter," entgegnete ihm der Freund. „Ich für meinen Teil will noch ein wenig aufbleiben. Ich habe gar keinen Schlaf heute und möchte das Buch hier auslesen. Wenn's Ihnen recht ist, so lass' ich die Thür zwischen unsern Zimmern offen."

Der dankbare Blick, mit dem er den Obersten ansah, er, der schneidigste Offizier im Regiment!

Zdenko ging in sein Zimmer; der Oberst merkte, daß er bereits im Gehen schlief, wie manches Mal Infanteriesoldaten während eines langen, ermüdenden Marsches schlafen. Kaum, daß er die Kleider von sich heruntergestreift hatte, taumelte er auf sein Bett nieder.

Der Oberst machte es sich indessen in seinem

Großvaterstuhl bequem, schraubte seine Lampe zurecht, sah nach, ob das Petroleum noch bis in den Morgen hinein vorhalten würde, worauf er sich in eine Broschüre über die österreichische Artillerie vertiefte. Von Zeit zu Zeit horchte er in das Nebengemach hinein auf Swoyschins Atemzüge. Sie kamen ruhig und regelmäßig, wie die eines Menschen, unter dem die Welt versunken ist, und der sich in gänzlicher Vergessenheit von einer großen Erschütterung erholt.

„Gott sei Dank! Armer Bursch! Vielleicht schüttelt er doch noch den Alp von sich ab," murmelt er vor sich hin.

Da — es mochte gegen ein Uhr sein — auch nicht der fahlste Dämmerstreifen brach sich durch die Gardinen, hörte der Oberst gegen Swoyschins Fenster etwas wie das Streifen eines leichten Flügelschlags, so, als ob ein Vogel durch eine Glasscheibe herein will, dann ... mit einemmal war sein Zimmer dunkel, die Lampe ausgelöscht Er wollte aufspringen, Licht machen, konnte aber keine Zündhölzer finden. Er stand da wie gebannt, und deutlich hört er das Rascheln und Schleifen eines lang nachschleppenden, seidenen Frauengewands, dann ein leises Lachen, leise, höhnisch, siegesgewiß und grausam ... jetzt noch einmal!

Ihm stockte der Atem. Sein Bewußtsein verwirrte sich; was weiter geschah, darüber vermochte er sich keine Rechenschaft zu geben. Als er endlich

die Zündhölzer fand, die Lampe angezündet hatte, war es drei Uhr morgens.

Er trat in Swoyschins Zimmer; das Fenster stand offen, Zdenko lag auf seinem Bett, kreideweiß, den Angstschweiß auf der Stirn, mühsam röchelnd, im festen Schlafe.

Es dauerte mehrere Minuten, ehe es dem Obersten gelang, ihn zu wecken.

„Ich hielt es für gut, Sie aufzurütteln; ich glaube, Sie haben schwer geträumt," rief er ihm zu, als Swoyschin endlich die Augen öffnete.

„Sehr schwer geträumt," wiederholte er, „sehr schwer!" und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Haben Sie gestern das Fenster offen gelassen, Zdenko?" fragte der Oberst.

„Nein, gewiß nicht!" rief Swoyschin heftig, indem er sich in seinem Bett aufsetzte und nach dem geöffneten Fenster umsah. „Ich lasse es ja gern offen, aber gestern saßen zwei Käuzchen auf dem Birnbaum, und die krächzten mir so häßlich in das Zimmer herein, daß ich das Fenster schloß. Es schloß fest."

„Jetzt ist es offen."

„Ich weiß."

Eine lange Pause.

„Swoyschin, wovon haben Sie geträumt?"

Statt aller Antwort drehte er den Kopf gegen die Wand.

Zehntes Kapitel.

Die Fahne, welche die Anwesenheit der Herrschaft verkündete, wehte von dem rechten Turm des Schlosses Radin. Sie war zerrissen wie eine Kriegsfahne, die ein Dutzend Schlachten mitgemacht hat.

Das Schloß war groß, malerisch, imposant. Im Viereck um einen weiten Hofraum gebaut, hatte es vier kreisrunde Türme, deren Dächer die spitzige Form von Löschhütchen aufwiesen. Diese vier Türme verliehen dem Schloß das Aussehen einer Festung. Ueberhaupt machte es den Eindruck, als ob es seiner Zeit ein rechtes Raubritternest gewesen wäre.

Hinter der breiten, mit mächtigen Quadern gepflasterten Terrasse gähnte ein weiter Wallgraben, in dem das Wasser stand, und über den sich der steinerne Bogen einer Brücke spannte, welche die ursprüngliche Zugbrücke ersetzte. Nach den in bauschige Gewänder gehüllten, in Tanzposen gestellten Statuen zu schließen, welche die Brücke zierten, mußte die Herstellung der-

selben in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fallen, während die ursprüngliche Erbauung des Schlosses sehr viel weiter zurück zu suchen war. Auch die Terrasse und der Park mußten um dieselbe Zeit entstanden sein wie die Brücke, denn der Park war, wenngleich verwildert, im Lenôtreschen Stil angelegt, und die an der Hauptfront des Schlosses gelegene Terrasse war ebenso wie die Brücke mit Rokokostatuen geschmückt, die auf der aus kleinen, dickbäuchigen Säulen bestehenden Balustrade in allen möglichen Stellungen kauerten und hockten, nur daß sie im Gegensatz zu den Standbildern auf der Brücke keine ausgewachsenen Menschen, keine Helden und Götter, sondern allerhand großköpfige Kobolde und Zwerge männlichen und weiblichen Geschlechts darstellten.

Es war Ende September und seit einer Woche der erste erträgliche Tag. Endlose Regengüsse hatten den Wallgraben gefüllt, ein schlammiger Hauch stieg aus ihm empor. Die von Feuchtigkeit dampfenden Wände des Schlosses zeigten eine trübselige, dunkelgraue Farbe, auf der Terrasse standen die Pfützen an den Stellen, wo im Laufe der Zeit Vertiefungen in die Quadern hineingetreten worden waren.

Heute schien die Sonne, und dort, wo ihre Strahlen hinfielen, war es warm. Aber das reichte nicht weit, die Schatten waren jetzt immer lang, selbst um die Mittagszeit, und wuchsen rasch in das

Dunkel der langen Abende hinein. Trübe Herbstahnungen schwebten in der Luft, hinter dem Wallgraben im Park drüben zitterten die Bäume, leise, leise, als fürchteten sie sich, und die ersten gelben Blätter sanken von den Bäumen in das von der Nässe wie Smaragden funkelnde Gras.

Mit einem leisen, aufatmenden Seufzer sanken sie hin. Sie waren müde, weil sie sich auf nichts mehr zu freuen hatten, darum starben sie. Die Singvögel waren alle verschwunden, aber die Frösche in dem Wallgraben quakten, und aus der Ferne tönte das Krächzen der Krähen, die in langen Zügen mit schwerfällig humpelndem Flügelschlag über die abgeräumten Felder flogen.

In dem breiten Lichtstreifen, den die Sonne über die Terrasse warf, lehnte der alte Graf Swoyschin in seinem Krankensessel. Er klagte über irgend etwas, und seine Stimme klang genau wie die der Unken im Wallgraben. Neben ihm saß ein junges Mädchen mit einem runden Gesichtchen, das so trotzig und tapfer in die Welt hinaussah, wie das eines gesunden, lebensmutigen Jungen. Ein weicher Zug um die vollen Lippen milderte die knabenhafte Herbigkeit und verlieh dem Antlitz etwas unbeschreiblich Reizvolles.

Man sah, daß dieses junge Geschöpf den Kampf mit dem Leben wohl mutig aufnehmen, aber ihn

nicht herausfordern würde. Annie Binsky war nicht zänkisch, sie war nur tapfer. Sie trug eine leichte Bluse und einen derben, ziemlich kurzen grauen Lodenrock. Trotz des sie umgebenden Frühherbstgeröstels war ihr warm, und trotz der mißmutig über ganz Radin brütenden Trauer schien sie vergnügt.

Emsig an einer Handarbeit nähend, ließ sie den alten Herrn weiter klagen, so lange, bis es ihn zu ärgern anfing, daß sie ihm nicht widersprach. Dann lenkte sie durch eine geschickte Frage seine Gedanken der Vergangenheit zu.

Dantes Worte über jene traurigste Traurigkeit, die daraus entsteht, wenn man aus dem gegenwärtigen Elend heraus vergangener Freuden gedenkt, sind zwar sehr schön, aber nicht immer zutreffend. Den alten Herrn zerstreute die Erinnerung an seine schöne Vergangenheit zusehends und auf das angenehmste. Herrliche Bilder rollten sich vor ihm auf. Er schwelgte in längst bestandenen romantischen Gefahren, erlebte merkwürdige Abenteuer, Jagdabenteuer und auch andre, in deren Bericht er sich plötzlich unterbrechen mußte, um die Ohren des jungen Mädchens zu schonen.

Manchmal unterbrach er sich zu spät, aber das schadete auch nichts, an Annies reiner Seele glitt alles ab; nicht daß ihr das, was er ihr vorplauderte, unverständlich gewesen wäre; sie verstand ganz gut, aber

sie hielt sich nicht weiter dabei auf, es interessierte sie nicht. Er erzählte von dem Meisterschuß, den er gemacht hatte unter den Augen Seiner Majestät, er erzählte von den Herzen, die er in Petersburg einem Großfürsten weggerobert hatte, er erzählte ohne Geckenhaftigkeit, warm, lebendig, als ob es sich um einen ganz andern als ihn selber handelte. Seine blauen Augen sprühten, sein altes, verrunzeltes Gesicht wurde schön, und als er wieder in die Gegenwart zurückkehrte, war's, als hätte er sich an einem tüchtigen Schluck kräftigenden Weins gestärkt und vermöchte nun mit mehr Mut die Gegenwart zu ertragen.

„'s war schön damals, wenn ich mich erinnere, in meiner Jugend, die Jagden um jene Zeit, tausend bis zweitausend Rebhühner an einem Tag. Und die lustigen, gemütlichen Abende nachher, die Jagddiners. Wie einem der Wein geschmeckt hat nach dem Herumhetzen in den Feldern. Da hatte mein Vater so einen weißen Bordeaux, einen Chateau d'yquem, irgend jemand aus dem Hofstaat Karls X. hatte ihm ihn besorgt, in ganz Oesterreich hatte keiner einen solchen Yquem. Gut eingekühlt mußte er sein, wie Sonnenstrahl floß er einem durch die Adern, je kälter er war, um so wärmer machte er einem. Und die Dienerschaft, immer vergnügt, wenig zu thun und Trinkgelder die Hülle und Fülle. Kein Sozialist unter den Dienern, kein Geizkragen unter den Herren.

Kein Mensch hat ans Geld gedacht. Sich irgendwie mit dem Geld zu beschäftigen, galt damals für schmutzig; man gab's aus, man lernte es ausgeben, liebenswürdig und geschmackvoll ausgeben, es aufheben lernte man nicht, und es beschaffen auch nicht, dazu hatte man seine Beamten. Herr Gott, wenn ich mich so hätte behelfen sollen wie der Zdenko! Ich denke, der läßt seine Stiefel vorschuhen."

„Und wenn!" rief Annie trotzig, das Köpfchen hebend.

„Es schickt sich nicht, solche Sachen schicken sich nicht für einen Grafen Swoyschin," ärgerte sich der alte Herr.

„Würde es sich besser für ihn schicken, Schulden zu machen?" fragte Annie.

„Es würde sich besser für ihn schicken, das Sparen nicht nötig zu haben," entgegnete der Graf.

„Aber wie soll er sich helfen?"

„I, du nimmst immer seine Partei, Schwarzblattl!" rief der alte Herr; „von Jugend an habt ihr zu einander gehalten, seid gute Kameraden gewesen, — ich dank' meinem lieben Gott, daß ihr euch nicht ineinander verliebt habt, das wäre eine Bescherung."

Bei dieser scharfsinnigen Bemerkung stach sich Annie in den Finger, aber das merkte der alte Graf nicht, und das war ein Glück.

„Du fragst, wie er sich helfen soll, meine liebe Annie. Heiraten soll er, ein reiches Mädchen soll er freien, dann hat alle Not ein Ende," nahm der alte Graf unbefangen den Faden des Gesprächs von neuem auf.

„Das wär' allerdings ein Ausweg," murmelte Annie und zog etwas spöttisch die Mundwinkel herunter.

„Er braucht sich ja nicht zu verkaufen, und eine Mesalliance braucht er auch nicht zu machen, da soll er lieber Malteserritter werden, als seinen Nachkommen den Stammbaum verpfuschen. Aber es gibt ja auch liebenswürdige Komtessen, die Geld haben; warum soll er sich nicht in ein reiches, hübsches Mädel verlieben?"

„Ja, warum nicht?" bekräftigte Annie ernsthaft; sie lächelte ein wenig schelmisch dazu, aber dabei wendete sie den Kopf ab aus Vorsicht. „Uebrigens," erklärte sie plötzlich, „glaube ich, daß Zdenko auch mit einer armen Frau glücklich werden könnte. Er weiß einzuteilen, und er hat keine kostspieligen Bedürfnisse."

„Das ist ja richtig," erklärte der alte Herr, „aber ein Swoyschin hat Verpflichtungen gegen seinen Stand, er soll sich nicht in kümmerlichen Verhältnissen glücklich fühlen." Die Augen des Grafen funkelten zornig. „Ich verlang' mir ja keinen rothschil-

dischen Reichtum, nur ein Mädel mit einer Million, einer einzigen kleinen Million. Herr Gott, wär' das ein Leben mit einer Schwiegertochter, die die Hypothekarschulden von Radin zurückzahlen könnte."

Annie senkte den Kopf, die Million, die der alte Herr sich zu seiner Schwiegertochter wünschte, besaß sie entschieden nicht, und sie kam sich wie eine Verbrecherin vor, weil sie Zdenko daran hinderte, sich zu einer Millionenbraut zu entschließen.

„Und der Zdenko, der so ein riesiges Glück hat bei allen Frauen," fuhr der Graf fort, „wenn er sie nur zweimal anschaut, sind sie weg, und er kann mir die Freud' nicht machen."

„Aber warum muß es denn gerade Zdenko sein, der dir die Freude machen soll? Konrad könnte es ja ebensogut besorgen!" rief Annie mit einer Lebhaftigkeit, die jeden unbefangeneren Zuhörer als den Grafen stutzig gemacht hätte.

„Ach, Konrad, Konrad! Der hat nicht das Zeug dazu wie Zdenko, der verdreht nun einmal nicht jeder, die ihm in den Weg läuft, den Kopf, drum ist er auch an der einen, die ihm weis gemacht hat, daß sie ihn anbetet, picken geblieben, wie die Fliege am Vogelleim. Mein Gott, der soll machen, was er will. Wenn der gar nicht heiratet, so fällt das Majorat an Zdenko, und da ist es gut aufgehoben. Nur ein bißchen Geld, Geld!"

„Ach, das Geld ist nur Chimäre!“ trällerte Annie frei nach „Robert der Teufel“.

„Hm, das hab' ich auch gemeint, solange mir's nicht gefehlt hat,“ murmelte der alte Graf, „solange ich immer überzeugt davon war, daß es mir so natürlich zuflog wie die Luft zum Atmen.“

„Mir ist das Geld nie zugeflogen wie die Luft zum Atmen, und ich hab's doch nicht besonders schmerzlich entbehrt,“ berühmte sich Annie.

„Ach was, du brauchst keins,“ erklärte der Graf großartig, „junge Mädchen brauchen überhaupt keins. Warte nur, bis du verheiratet bist, dann wirst du sehen, was es heißt, mit beschränkten Mitteln einen Haushalt führen.“

„Ich glaube, ich brächt's doch zusammen,“ meinte Annie, indem sie mit einem halb träumerischen, halb trotzigen Blick in die Ferne starrte. „Aber vorläufig,“ setzte sie rasch hinzu, „vorläufig denke ich noch nicht ans Heiraten, Onkel Karl.“

„Na, da hast du auch recht, Mädel. Herr Gott! Wie gern ich dich ausgestattet hätte, wenn die Verhältnisse halbwegs normal geblieben wären Aber wer hätte auch denken können, daß der Bernhard Swoyschin dieses verrückte Testament macht und alles dem kleinen Eugen hinterläßt, der eine Tingeltangelsängerin zur Mutter gehabt hat. So etwas ist doch nicht erbfähig in Oesterreich. Ich sagte mir: den Prozeß

mußt du gewinnen. Profit! bin in der zweiten Instanz durchgefallen, 's gibt keine Gerechtigkeit in Oesterreich. Aber einen letzten Versuch hab' ich gemacht, ich kämpfe weiter bis zum Schluß, und wenn ich den letzten Heller daran setzen sollte. Lieber verhungern als nachgeben. Kommt da nicht die Post?"

Ueber die statuenbesetzte Brücke trabte auf einem lahmen Fuchs ein alter Mann, der eine lederne Tasche umgeschnallt hatte. Es war der ehemalige Stallmeister, der das ehemalige Lieblingspferd des Grafen dazu benutzte, alle Tage den Posteinlauf aus dem nächsten Städtchen zu holen.

Annie ging ihm entgegen und nahm ihm die Tasche ab. Der Stallmeister machte einen tiefen Diener und wandte sein Pferd den Stallungen zu, die am Anfang des Parks unweit dem Häuschen des Thorwarts gelegen waren.

Eifrig sortierte Annie die Briefschaften und kontrollierte die Recepisse, was ihres täglichen Amtes war. Eine kleine Enttäuschungsfalte zeichnete sich auf ihrer weißen Stirn. Den Brief, den sie seit vielen Wochen erwartete, den suchte sie in der Posttasche vergeblich. Warum hatten seine letzten Briefe so müde geklungen? Kein herzliches Wort mehr darin, der dürrste Bericht. Und warum schrieb er jetzt gar nicht mehr?

Der Posteinlauf für den alten Herrn war auch

nicht befriedigend. Rechnungen — Rechnungen! Er hütete sich, die bereits von außen unliebsam erkennbaren Dokumente zu öffnen, noch einmal Rechnungen, und zum Schluß ein Brief von seinem Advokaten mit einer unangenehmen Nachricht in betreff des großen Familienprozesses.

Ein Diener in Livree mit einer recht verschossenen goldknöpfigen roten Weste trat aus dem Schloß an Annie heran und meldete: „Ihre gräflichen Gnaden ließen Komtesse fragen, ob keine Briefe für Ihre gräflichen Gnaden angekommen seien?"

Annie sichtete noch einmal Zeitungen und Briefschaften. Ja, ein Brief war da, einer in einem großen, dicken, weißen, unangenehm stark parfümierten Umschlag, der mit einem von einer neunspitzigen Krone überschwebten Monogramm verziert war. Den sandte Annie durch den Lakaien mit der roten Weste an die Tante.

Der alte Herr war jetzt noch verstimmter als früher. Alle Tage zählte er die Stunden, bis die Post kam, und alle Tage erwartete er von der Post eine angenehme Ueberraschung. Aber die Post brachte nie etwas Gutes. Er sah sich nach Annie um. Aber mit Annie, die doch immer einen scherzenden Trost, einen kleinen Aufmischer für ihn in Bereitschaft hatte, war's heute auch nicht weit her. Was hatte das Mädel nur? Sie konnte sich doch nicht am Ende doch

in den dummen Buben, den Zdenko, vergafft haben, wie sich alle Weiber in ihn verliebten? Ach nein, das war ausgeschlossen. Sie hatten sich ja beide immer nur verwandtschaftlich geneckt und gern gehabt wie Bruder und Schwester.

Aber immerhin, Herr Gott! Das auch noch! Der Verdacht war ihm plötzlich gekommen, ganz plötzlich, und nun er gekommen war, ließ er sich nicht mehr abweisen. Jedenfalls durfte er sich seiner Frau gegenüber nichts anmerken lassen, entschied der alte Herr eilig. Wenn die etwas von der Sache merkte, wäre sie im stande, die Kleine nach Tirol zurückzuschicken, und ohne seinen Sonnenstrahl konnte es der arme melancholische alte Graf in dem Eulennest nicht aushalten.

Zwei große graulila Tauben mit metallisch glänzendem Kropf spazierten gravitätisch, die zarten rosa Füßchen zierlich vor sich setzend, über die grauen Quadern der Terrasse und tauchten ihre Schnäbel in die seichten Pfützen. Mit krächzender Stimme und ungeschicktem Flügelschlag flog ein wundervoller Pfau herbei, und seinen schillernden Schweif ausbreitend hockte er zu Füßen eines der Sandsteingnomen auf dem Rand der Balustrade nieder. Zwei kleine Pfauen trippelten hinter ihm drein.

Aus dem Park unten trug der feuchte, frische Wind ein paar rote Blätter über den Wallgraben

und streute sie dem alten Herrn vor die Füße. Annie bückte sich nach einem der dürren Blätter.

„Du, Annie, Schwarzblattl —“ begann der alte Graf. Da, ein Rascheln von seidengefütterten Frauenkleidern, ein Duft von betäubenden exotischen Parfüms, in den sich der Dampf einer starken Cigarre mischte: auf die altertümliche Terrasse war eine außerordentlich moderne Erscheinung getreten, eine Frau von nahezu fünfzig Jahren, noch immer schön, in einem koketten Morgenanzug, eine brennende Cigarre in der einen, den soeben mit der Post angelangten Brief in der andern Hand.

„Sehr interessante Nachrichten!“ rief sie, indem sie gleich darauf die Cigarre an die Lippen setzte und ein paar kräftige Züge that. Der Rauch, den sie langsam genießend zwischen den vollen Lippen entschlüpfen ließ, schwebte in bläulichen Gewinden durch die feuchte Septemberluft.

„Was für Nachrichten?“ fragte mißmutig der Graf. „Nachrichten, die uns unserm Ziel näher bringen?“

„Was nennst du unser Ziel?“ fragte die Gräfin.

„Einen Ausweg aus unsern ewigen Geldverlegenheiten,“ erwiderte der Gatte.

„Darum handelt sich's ja gerade,“ erwiderte die Gräfin. „Da lies, Annie, lies dem Onkel vor, der Brief ist von der Rosin' Ronitz, sie schreibt über Zdenko.“

Die Gräfin Therese Swoyschin war weitsichtig, da sie es aber womöglich vermied, vor Zeugen eine Brille aufzusetzen, ließ sie sich, wenn es anging, alle ihre Briefe von ihrer jungen Anverwandten vorlesen. Annies Hand zitterte, während sie ihrer Tante den Brief abnahm.

„Meine liebe Resi!

Es ist recht lange her, seitdem ich …"

Die Gräfin unterbrach Annie mit den Worten: „Ach, das sind Phrasen, sie schreibt zu jedem Brief ein Vorwort, hier auf der zweiten Seite nach dem ersten Absatz."

Annie las: „Was sagst Du zu der Verlobung Zdenkos?"

„Wie?" fragte, den Kopf vorstreckend, der Graf, der etwas schwerhörig geworden war. „Du bist heute recht undeutlich, Annie; sonst versteh' ich dich immer."

„Was sagst Du zu der Verlobung Zdenkos?" wiederholte mit erhobener Stimme Annie.

„Verlobung Zdenkos!" rief, fast aus seinem Krankenstuhl herausfahrend, der Graf. „Verlobung? Mit wem?"

„Unterbrich nicht, so wirst du's erfahren," verwies ihm ärgerlich die Gräfin. Sie hatte sich in einen bunt austapezierten Strandstuhl niedergelassen, von wo aus sie ruhig den Eindruck abwartete, welchen

die große Neuigkeit auf ihren Gatten, sowie auf ihre junge Anverwandte machen würde.

„Zdenkos Verlobung mit Gina Ginori," las Annie.

„Wer ist das?" fragte etwas scharf der Graf.

„Nun, die Gina Ginori, eine von den zwei reichen Ginoris, den Töchtern des Marchese Ginori. Seine Mutter war eine Russin; von der stammt das Vermögen. Sie sind mit meiner guten Freundin, der Franziska Zell, verwandt, und bei Zells hat Zdenko die Ginori kennen gelernt. Lies nur weiter, Annie."

Annie las: „Mit Gina Ginori. Oder hast Du noch nichts von der Verlobung gehört? Freilich, öffentlich ist noch nichts, und wenn ich die Franziska frag', so antwortet sie ausweichend, die jungen Leute verkehrten gern miteinander, aber von einer Verlobung könne wahrlich nicht die Rede sein. Na, wenn ein bildhübscher junger Mann, wie Dein Sohn Zdenko, Tag für Tag ein Haus besucht, in dem sich ein junges Mädchen befindet, das sich lebhaft für ihn interessiert, da weiß man, wie viel es geschlagen hat.

„Du weißt, die Zells haben Zdibitz gemietet, und das liegt nur eine Stunde von Breznitz entfernt; daher die Bekanntschaft Deines Sohnes mit der Ginori, die bei ihrer Tante Zell den Sommer verbringt.

„Vor den Manövern steckte er alle Tage, die Gott gab, in Zdibitz oder wenigstens dreimal die Woche. Trotzdem war etwas Bestimmtes aus meiner Freundin Franziska nicht herauszubekommen, immer nur dasselbe: ‚Was dir einfällt, — Verlobung, — Unsinn, — als ob von einer Verlobung die Rede sein könnte bei dem angegriffenen Gesundheitszustand der Gina,‘ und so weiter.

„Es war zum Kaminhinausfahren. Ich kann diese sogenannten diskreten Leute nicht ausstehen — macht mich nervös, die Geheimniskrämerei. In so einem Fall teilt mir eine gute Freundin die Thatsache einfach mit und fordert von mir, dieselbe nicht weiter zu erzählen. Aber mir so etwas geheimhalten! Und was sie von dem angegriffenen Gesundheitszustand der Gina sagt, ist auch nicht stichhaltig. Zdenko hat dem Mädel den Kopf verdreht, ehe sie krank war, das hab' ich mitangesehen, und er hat kein Recht, sie nachträglich im Stich zu lassen, c'est mon opinion. Aber, wie gesagt, ich bin mir nicht klar über die Sache, und so wende ich mich an Dich mit der Frage: Ist Dein Sohn mit der Gina verlobt oder nicht?

„Im übrigen, liebe Resi, hab' ich Dir nicht viel zu erzählen ...“

„Ist nicht weiter interessant,“ bemerkte, den Brief aus der Hand ihrer Nichte nehmend, die Gräfin. „Aber was sagt ihr denn zu der Neuigkeit?“

„Hm! Es ist ja gar keine Neuigkeit, es ist ja nur eine Frage,“ murmelte unzufrieden der alte Graf.

„Eine Frage? Ich bin überzeugt, daß Zdenko thatsächlich verlobt ist.“

„Und ich bin überzeugt, daß er sich wieder einmal verbandelt hat und nicht aus und ein kann,“ brummte der alte Herr.

„Das ist auch möglich,“ erklärte die Gräfin, „aber ich finde es an der Zeit, daß Zdenko endlich einmal gezwungen wird, sich zu entschließen, sonst heiratet er sein Lebtag nie. Die Ginori ist ja alles, was wir wünschen könnten: gute Familie, schöne Person und sehr vermögend. Was willst denn du noch? Du hast es mir selber hundertmal erklärt, daß Zdenko nur reich heiraten darf.“

„Na ja, na ja,“ erwiderte übellaunig der Graf, „eine reiche Braut hab' ich ihm gewünscht, aber nicht so eine verrückte Ausländerin, sondern ein nettes, frisches, österreichisches Mädel, das wir unter uns haben aufwachsen sehen, etwas, zu dem man Vertrauen hegen kann, das dem Buben eine gemütliche Zukunft verspricht. Was wissen wir von dieser Ginori?“

„Du hast doch genug von den Ginoris gehört; wie die Klara voriges Frühjahr aus Rom kam, sprach sie von nichts anderm.“

„Und was erzählte sie?“ rief der Graf scharf. „Daß die ältere Schwester alt und garstig ist und

die andre jung und schön, aber aus der älteren werde niemand klug und die jüngere habe Raupen im Kopf. Sie war, wenn ich nicht irre, ein ganzes Jahr in Paris, um sich von Charcot behandeln zu lassen. Wenn dir das besonderes Vertrauen einflößt, so gratulier' ich dir zu deiner vertrauensseligen Natur."

„Ach was, sie war ein wenig hysterisch, das gibt sich in der Ehe," erklärte die Gräfin.

„Selbst nach dem, was deine neugierige Freundin Rosin' dir schreibt, steht es schlecht um ihre Gesundheit," wendete hartnäckig der alte Graf ein.

„Etwas Vorübergehendes," replizierte die Gräfin. „Bildschön muß sie sein," murmelte sie hierauf wie zu sich selbst, „eine Schwiegertochter, mit der man Staat machen könnte. Die ältere Schwester dürfte kaum mehr heiraten; man müßte zusehen, daß sie nicht unter den Einfluß der Geistlichkeit gerät. Hm! hm! Jedenfalls werde ich trachten, mich zu orientieren. Wo ist denn Annie?"

Aber Annie war verschwunden. Die Gräfin verfügte sich in das Schloß zurück, um ihren Schlachtplan genau zu überlegen.

Kurze Zeit darauf trat Annie von neuem auf die Terrasse. Sie brachte dem alten Herrn sein Gabelfrühstück. Das that sie immer selbst. Sie stellte den leichten Imbiß, ein paar Sandwiches und ein Glas Wein, auf den kleinen Tisch aus Korb-

geflecht, der sich neben dem Krankensessel des alten Herrn befand, und auf den er seine Zeitungen gelegt hatte. Er blickte sie aufmerksam an — sie sah gerade so frisch und hübsch aus wie früher, nur mit etwas Feuchtem um die Augen, was ihrem Blick eine besondere Weichheit verlieh.

„Soll ich dir die Zeitung vorlesen, Onkel?" fragte sie, nach derselben greifend.

„Ja, Schwarzblattl." Er nickte. Sie begann zu lesen wie alle Tage. Gewöhnlich unterbrach er sie gerade mitten im Leitartikel mit lauten Lamentationen über die österreichischen Zustände, die ihm nämlich nie recht waren, mochten die Konservativen oder die Liberalen, die Tschechen oder die Deutschen am Ruder sein. Heute schimpfte er nicht; dieser Umstand bewies, daß er gar nicht zuhörte.

Annie merkte das wohl, aber sie las weiter. Sie merkte auch, daß er sie öfter als sonst und mit ganz besonderer Zärtlichkeit betrachtete. Vielleicht erriet sie, was in ihm vorging.

Die Frage in betreff der reichen Braut, mit der Zdenko sich durchaus verloben mußte, war zum erstenmal in einer konkreten Form an ihn herangetreten. Er kam sich zum Bewußtsein, daß er dieselbe früher ganz akademisch behandelt, daß er sich eigentlich zur Schwiegertochter nie etwas andres als ein Mädchen gewünscht hatte, das genau so aussehen sollte

wie Annie — Annie mit einer Million in der Tasche.

Wie er seinem Buben ein solches Glück gegönnt hätte! Herrliche Visionen von in der Vergangenheit versunkenen Glanzepochen zogen durch seine alte, müde Seele. Er hörte Hifthörner schmettern, hörte lustiges Pferdegetrappel, sah die Jäger in roten Röcken heimkehren, erhitzt und kotbespritzt von einer Parforcejagd. Er sah die Lichtflut, die bewillkommnend aus allen Fenstern des Schlosses den Heimkehrenden durch die Dämmerung entgegenstrahlte, und dann später die schönen Frauen, von Diamanten funkelnd, in hellen Gewändern, mit lächelnden Lippen und freundlichen Worten die Jäger begrüßend, in den Salons, in denen man sich vor dem späten Jagddiner versammelte, die leise Tafelmusik, der Duft von Trüffeln, der die Speisen durchwehte, die höflich gedämpfte Konversation, in der zwischen witzig und flüchtig erzählten Jagdabenteuern die anerkennenden Worte für die Jagdgeber regneten, der Toast einer sehr hohen Persönlichkeit, die neidischen Gesichter der Nachbarn, alles tauchte wieder vor ihm auf.

Und plötzlich versank das alles, alles. Er sah eine Dorfstraße vor sich im duftigen Zwielicht eines Frühlingsabends und auf der Schwelle eines zu beiden Seiten von Obstbäumen umblühten Bauernhauses ein junges Weib mit einem schönen, gesunden Kind auf

dem Arm. Das Weib streckte spähend den Kopf vor. Ein junger Mann kam auf die Hütte zu, ein schöner Bursch, dem die Lebenslust aus dem Auge leuchtete durch den Schleier der Dämmerung.

„Kommst du endlich?“ Wie der Schlag einer Amsel klang die Stimme des Weibes, dann ein lustiger Ausruf, ein Sprung, und er hielt Weib und Kind in seinen Armen.

Der Graf Swoyschin war für gewöhnlich nicht sentimental dem Volk gegenüber. Aber damals hatte er, von der Jagd heimkehrend, sich doch in den Schatten gedrückt, um die drei nicht zu stören.

Warum fiel ihm die kleine Scene ein? Warum war er sich plötzlich klar darüber geworden, daß aller Glanz der Erde nicht den Kuß wert war, den die zwei im duftigen Frühlingszwielicht miteinander getauscht hatten?

Unten im Park schauerten die Bäume, die gelben Blätter fielen in das Gras.

Der alte Mann sagte sich, daß es nicht mehr lange dauern würde, und der Winter legte seine kalte Hand um sie. Aber wenigstens hatten sie den Sommer gekannt, in ihren Zweigen hatten die Vögel gesungen, ihre Blätter hatten unter den Liebkosungen linder Winde geschauert, sich an den Strahlen der Sonne gefreut. Aber . . .

Was sollte so ein armer Baum, wenn er nicht

im Frühling geblüht, im Sommer Früchte getragen, wenn er, in den Tod hinüberfröstelnd, nicht ein letztes Mal sich an der Erinnerung des Sonnenscheins freuen durfte, der ihn einmal durchwärmt!

* * *

Die 32er Dragoner waren aus dem Manöver zurückgekehrt, und Zdenko hatte seine Liebeszwangsarbeit in Zdibitz von neuem aufgenommen. In dem Gesundheitszustand seiner Braut war neuerdings ein Rückschritt eingetreten. Sie sah hohläugig und bleich aus, hustete und war stark abgemagert. Der Ausbruch elementarer Leidenschaft, mit dem sie den Bräutigam begrüßte, wäre rührend für ihn gewesen, wenn er sie geliebt hätte; da er sie nicht liebte, wirkte er auf Swoyschin nur erschreckend.

Der Oberst ärgerte sich über den Fortbestand dieser höchst unnatürlichen und widerwärtigen Brautschaft; er redete stundenlang in seinen Adjutanten hinein, um ihn zu bewegen, das Verhältnis zu lösen. Aber ohne Erfolg. Es war, als ob er Steine in einen Brunnen geworfen hätte — Zdenko reagierte nicht einmal.

Endlich, auf das endlose In-ihn-hineindrängen, erwiderte er seinem alten Freunde: „Es ist umsonst, Herr Oberst, ich kann nicht von ihr los. Durch die paar Stunden, die ich am Tag opfere, erkauf' ich

mir wenigstens die Ruhe meiner Nächte. Ich kann Ihnen nicht schildern, was ich gelitten hab' die letzte Zeit in dem Manöver, die Zeit, nachdem sie den Weg zu mir gefunden hatte. Ach!"

Ein Frost schüttelte ihn, er legte die Hände über die Augen. Der Oberst begann ihn auszuforschen, er gab scheue, widerwillige Antworten.

War sie ihm öfters erschienen?

Ja, jede Nacht.

Das konnte er nicht aushalten, und darum ging er noch immer zu ihr, jeden Tag, dann hatte er in der Nacht Ruhe.

„Ewig wird's ja nicht dauern," setzte er mit einem bösen, stieren Blick hinzu.

Der Oberst schüttelte den Kopf. Er hatte eine Wahrnehmung gemacht, die ihn sehr beunruhigte. So elend sie auch war bei Zdenkos Rückkehr, so rasch besserte sich ihre Gesundheit jetzt. Mit jeder Stunde, die er ihr widmete, blühte sie auf. Man sah es deutlich, wie seine Gegenwart ihre schwindenden Kräfte verjüngte, wie sie sich an dem Leben kräftigte, das sie ihm nahm.

* * *

Eine Woche verging. Im Park von Zdibitz schimmerten die Bäume in allen Prachtfarben des großen Herbststerbens. In der Luft war ein bestän=

diges leises Knistern: das Knistern der Blätter, die von den Bäumen fielen. Mit rauhem, heiserem Geschrei flogen die Raben über die kahlen Felder hin, um schwarz und mißtönend anstatt der Singvögel zu herrschen.

Es war ein Oktobernachmittag, einer von jenen Oktobernachmittagen, an denen man im Kamin Feuer anzündet und die Fenster dazu offen läßt. Es hatte den ganzen Tag geregnet; die Luft, die durch die hohen, eichengetäfelten Fensternischen in das Wohnzimmer drang, in dem sich die beiden Schwestern Ginori aufhielten, duftete süß, aber mit etwas Unheimlichem in der Süßigkeit darin, von dem jeder wußte, daß es Tod und Verderben bedeute.

Gina saß in einem tiefen Lehnstuhl neben einem Kamin aus rotem Marmor, dessen Gesims mit altväterischen Kupfervasen besetzt war, aus denen rote, gelbe und braune Chrysanthemen herausstrebten und sich in dem Hintergrund eines alten, hohen Empirespiegels verdoppelten. Sie trug ein loses, weißes Hauskleid, das gelbliche Spitzen zierten, und sah wunderschön aus. Ihre dunklen Augen schimmerten durch die langsam sinkende Dämmerung. Neben ihr saß Zdenko Swoyschin und den beiden gegenüber Emma.

Gina hatte ihr Möglichstes gethan, um durch finstere Blicke und stechende Worte die Schwester zu

entfernen, aber die Schwester ging nicht. Sie rührte sich nicht von dem Brautpaar, wenn Swoyschin nach Zdibitz kam. Ihm war es fast, als trachte sie, ihm sein Martyrium zu erleichtern.

„Zdenko, komm, reich mir die Hand, so, die rechte, und den linken Arm leg unter meinen Kopf, so, auf die Lehne meines Sessels, so, ach, das thut wohl, ach!“ hauchte Gina, dann nahm sie seine Rechte und wollte sie an ihre Lippen ziehen. Eine strenge, strafende Miene Emmas hielt sie auf.

„Emma, du bist unausstehlich!“ rief Gina heftig. „Wenn dein altjüngferlicher Neid es nicht über sich gewinnen kann, uns ruhig zuzusehen, so geh du deiner Wege!“

Aber Emma that, als höre sie die Worte der Schwester gar nicht; sie saß da und fuhr fort, den Faden aus ihrer häßlichen Stickerei zu ziehen.

Irgend ein Mißklang hatte die Harmonie des sonst rührenden schwesterlichen Verhältnisses getrübt.

„Ach, mir ist so wohl, seit du wieder da bist; ich werde völlig gesund werden, wenn du einmal ganz mein bist,“ murmelte Gina. „Weißt du, wir stehen zu einander wie die Erde zu der Sonne, ich und du. Wenn die Sonne die Erde bescheint, so lebt die Erde, und sobald die Sonne der armen Erde ihr Licht und ihre Wärme entzieht, muß die Erde zu Grunde gehen. Du bist meine Sonne, Zdenko.“

Und mit einer Gebärde wahnsinniger Zärtlichkeit schlang sie plötzlich beide Arme um seinen Hals, und seinen Kopf an ihre Brust haltend, murmelte sie in sein Haar hinein: „Mein, mein, mein!“

Wieder richtete Emma die Augen auf sie. Sie waren nicht mehr kalt und bannend wie sonst, sondern unruhig und gequält.

Gina ließ den Bräutigam los, aber sie machte eine Bewegung nach der Schwester zu, als wolle sie dieser an die Kehle springen.

Die Schwester saß von neuem ruhig da, als wüßte sie von nichts, und fuhr fort, regelmäßig den Faden zu ziehen.

„Bist du nicht stolz darauf, ein Geschöpf durch einen Blick, ein Lächeln, eine Berührung so glücklich machen zu können, wie du mich machst?“

„Gewiß, Gina, gewiß.“ Er murmelte es müde, ohne Betonung, wie eine auswendig gelernte Lektion.

„Hast du dir's schon überlegt, wohin wir unsre Hochzeitsreise machen werden?“ fragte sie.

„Nein.“

„Aber ich habe mir alles ausgedacht,“ murmelte Gina, „wir wollen hinunterreisen in das alte Schloß, wo ich geboren bin. Zwischen grauen Olivenwäldern liegt es auf einem Felsen, von dem aus man ins Meer hinuntersieht. Die Rosen blühen das ganze Jahr, bis in die Kronen der immergrünen Stein-

eichen in unserm Garten klettern sie hinauf, und ihr Duft mischt sich mit dem Geruch des Buchsbaums, und der große, frische, wilde Hauch der See streicht zu uns herüber und würzt alles. Kennst du die See? Liebst du die See, das wundervolle, blaue Mittelmeer? Ja, blau ist es am Tage, blau wie der Himmel, mit flimmernden Silbersternen besät. Aber gegen Abend, da ist es nicht mehr blau; wenn die Sonne hinein versunken ist und es angezündet hat, da leuchtet's wie von Flammen durchlodert. Da ist es am schönsten, da werden wir hinausrudern, leise, leise wird sich unser Kahn schaukeln auf dem leuchtenden Flammenmeer, aus dem ein kühlender Hauch aufsteigt. Es ist ein Bild unsrer Liebe, das leuchtende Flammenmeer, aus dem ein kühlender, lindernder Hauch aufsteigt. Zdenko, Zdenko, freust du dich?"

„Ja, ich freue mich."

Wie konnte sie ihn fragen! Sie mußte es doch erraten haben, wie ihm zu Mute war, wenn er so dasaß mit diesem traurigen Gesicht, wenn er ihr antwortete mit dieser müden Stimme.

War sie stumpf und blind? Er selber hatte die Empfindung, als ob sie in ihm läse wie in einem offenen Buche, sie wußte, daß er sie verabscheute, aber sie wollte ihn doch. Vielleicht dachte sie, ihn zwingen zu können, sie zu lieben, bis sie ihn einmal ganz haben würde, ganz.

„Wenn du einmal mein bist, wird mein Elend hinter mir liegen wie ein böser Traum," murmelte sie. „Hast du schon an deine Eltern geschrieben, Zdenko?"

„Nein, ich habe gewartet, bis du wohler bist," murmelte er.

„Ich werde nie ganz gesund werden, ehe ich dein bin; deine Liebe wird mich gesund machen," flüsterte sie.

Die Dämmerung hatte sich verdichtet, die Chrysanthemen auf dem Kamin waren fast schwarz, die Kupfervasen glühten wie durch einen Schleier hindurch in das Zwielicht hinein, der Hauch, der durch das offene Fenster drang, wurde scharf und kalt, ein starker Wind hatte sich erhoben, die ganze Verzweiflung der Natur, die sich gegen das Sterben wehrte, schrie jetzt in den Büschen.

Emma stand auf, um die Fenster zu schließen. Sie bediente sich in vielen Dingen merkwürdig geschickt selbst und hatte überhaupt eine energische Unabhängigkeit in ihrem Wesen, die in Anbetracht ihres Standes verriet, daß sie mitunter darauf angewiesen war, die Dienerschaft selbst auf Kosten ihrer Bequemlichkeit fernzuhalten, vielleicht um sich und ihre Schwester der Beobachtung zu entziehen.

Swoyschin trat an sie heran, um ihr behilflich zu sein.

„Verzeihen Sie meiner Schwester," murmelte sie leise, und Swoyschin bemerkte, wie ihr die Schamröte auf den sonst so bleichen Wangen stand. „Sie weiß nicht mehr, was sie sagt; die Krankheit hat ihr den Sinn verrückt. Von Heiraten kann nicht die Rede sein bei ihr. Aber haben Sie nicht einen Wagen ins Schloß rollen gehört?"

Swoyschin wendete den Kopf und horchte. Die Einfahrt befand sich auf der andern Seite des Schlosses. „Es scheint," sagte er.

Gina richtete sich auf. „Wenn's ein Besuch ist, so . . ."

„Es wird ihn niemand hereinlassen," erwiderte Emma herb und drehte das elektrische Licht auf. Das elektrische Licht war der einzige moderne Luxus, über den das Schloß verfügte. Der letzte Besitzer, ein Elektromane, der viel Zeit in Amerika zugebracht, hatte Zdibitz damit versehen.

Was war das? Zdenko schrak zusammen, Geraschel von Frauenkleidern, Lachen, Durcheinanderrufen von drei weiblichen Stimmen im Korridor draußen, die Stimme der Gräfin Zell — und . . .

Plötzlich öffnete die Gräfin Zell die Thür. „Da sind sie, da sind sie. Du kannst sie gleich ertappen," rief sie.

Die Gräfin Zell trat, den Weg führend, voraus in das Zimmer. Hinter ihr — Zdenko traute seinen

Augen kaum — hinter ihr kamen seine Mutter und Annie.

* * *

Den Abend wachte der Oberst bis über Mitternacht hinaus, er konnte sich die lange Abwesenheit seines Adjutanten nicht erklären. Sollte ihm etwas zugestoßen sein? Sollte er seinem Leben ein Ende gemacht haben? Die seltsamsten Unglücksmöglichkeiten durchkreuzten das Hirn des besorgten Mannes. Gegen halb Eins hörte er ein Pferd über die Straße rasen. Die Gangart desselben war ungleich, als ob es ohne Führung dahineile; es war die Gangart eines Pferdes, das seinen Reiter abgeworfen hat.

Der Oberst eilte hinaus, zu sehen, was es gab, auf das Aergste gefaßt.

Aber nein, das Aergste war noch nicht eingetreten, wenngleich etwas sehr Arges.

Er hörte Swoyschins Stimme unten vor dem Hause, seine Stimme, aber mit etwas Fremdem in ihrem Klang.

Die Stimme war heiser, die Artikulation schwerfällig, unbeholfen.

„Herr Gott!“ rief der Oberst aus, „der Bursch ist betrunken.“

Was war vorgefallen, wie war er zu dem Rausch gekommen?

Sein Schritt näherte sich und blieb vor der Thür des Vorgesetzten unschlüssig stehen. Der Oberst selbst öffnete die Thür.

„Kommen Sie herein!“ rief er.

Er trat ein, griff mit der rechten Hand an seine Stirn und hielt sich mit der linken an einem Möbel fest.

„Verzeihen Sie, Herr Oberst, ich bin nicht ganz bei mir, bin in einem Zustand, in dem ich mich Ihnen lieber nicht gezeigt hätte.“

„Ist weiter von keiner Bedeutung, setzen Sie sich,“ gebot ihm der Oberst. „Sie sind nicht der erste junge Offizier, den ich in diesem Zustand sehe, und werden wohl nicht der letzte bleiben. Den Weltuntergang führt etwas Derartiges nicht herbei, aber meines Wissens hat's in der Gegend heute kein Fest gegeben, drum, wenn es Ihrem Gedächtnis momentan nicht zu viel zuzumuten heißt, möchte ich wissen, wo Sie sich diesen Zustand geholt haben?“

„Wo?“ Swoyschin war teilweise zu sich gekommen. Sein Gesicht war noch immer rot und aufgedunsen, aber seine wässerigen Augen hatten sich etwas geklärt, und je mehr sie sich klärten, um so mehr zeigten sie einen Ausdruck starren Entsetzens.

„Wo?“ murmelte er, „wo? In der Kneipe . . . dort unten am Fluß . . . der Kneipe ‚zu den drei Linden‘, dort hab' ich mir den Rausch angetrunken.“

„Wer war mit Ihnen?"

„Ich war ganz allein, mir war nicht nach Gesellschaft zu Mut."

Er starrte vor sich hin, an dem Gesicht des Obersten vorbei, auf die Wand.

„Sie sind in der Kneipe ‚zu den drei Linden' eingekehrt und haben sich einen Rausch angetrunken mit ganz gewöhnlichem Fusel, Swoyschin? Nun, heute ist nicht mit Ihnen zu rechten. Legen Sie sich ins Bett; aber morgen!"

„Muß der Morgen kommen?" Er fing an, am ganzen Leib zu zittern. „Es war, weil ich vergessen wollte, daß der Morgen kommen muß!" Plötzlich bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen und fing an, krampfhaft zu schluchzen.

Der Oberst ließ ihn eine Weile, der junge Mensch mußte sich nüchtern geschluchzt haben, ehe er ihn weiter ausfragen konnte. Dann legte er ihm die Hand auf die Schulter. „Swoyschin, was ist geschehen?" fragte er ihn.

„Was geschehen ist?" wiederholte Swoyschin, indem er sich kerzengerade erhob, „was geschehen ist? Es ist geschehen, daß ich in drei Wochen heiraten soll!"

Er sah noch einen Moment starr vor sich hin, dann verließ er, ohne ein weiteres Wort zu sprechen, das Zimmer.

Der Oberst hörte, wie er die Thür hinter sich zuschloß.

*   *
*

Die Gräfin Swoyschin war eigentlich bei ihrer Jugendfreundin, der bissigen Stiftsdame Rosin' Ronitz, eingekehrt und war, nachdem sie die ganze Affaire tüchtig durchgeklatscht, plötzlich als Ueberraschung in Zdibitz eingetroffen, um Zdenko, den ewig Unschlüssigen, zu einem Entschluß zu zwingen.

Sie hatte ihn zu einem Entschluß gezwungen, hatte, wie sie's triumphierend nach Hause an ihren Gatten schrieb, sofort alles ins Geleise gebracht.

Der Oberst machte einen verzweifelten Versuch, den jungen Freund zu retten. Den Tag, nachdem Zdenko ihm die fürchterliche Nachricht mitgeteilt hatte, verfügte er sich nach Zdibitz und bat um eine Unterredung mit der Gräfin Swoyschin.

Er sah der Begegnung mit peinlicher Aufregung entgegen. Erstens fühlte er sich, trotz allem, was über seine Jugendliebe hinweggegangen war, eigentümlich davon berührt, daß er Therese Sensenheim, jetzt Gräfin Swoyschin, wiedersehen sollte. Zweitens fürchtete er sich vor der bevorstehenden Auseinandersetzung.

Er hatte sich vorgenommen, ein sehr ernstes Wort mit der Gräfin zu sprechen. Kaum, daß sie ihm entgegentrat, eine hübsche, stattliche, etwas zu

starke Frau, die sich für ihr Alter zu jugendlich, für ihre Mittel zu kostspielig kleidete, wußte er, daß er sich vor einer Auferstehung seiner Jugendthorheit nicht zu fürchten brauche; aber er erriet zugleich, daß mit dieser Frau ein ernstes Wort überhaupt nicht zu reden war.

Nichtsdestoweniger versuchte er's. Er that sein Möglichstes, ihr zu beweisen, daß diese Eheschließung die Existenz ihres Sohnes vernichten müsse, er gestand ihr, was ein Ehrenmann ihr von dem Abscheu des Bräutigams, von den Eigentümlichkeiten der Braut mitteilen konnte, alles, was er sich zu sagen erlauben durfte, ohne Gefahr zu laufen, entweder selbst für einen Verrückten erklärt zu werden oder Swoyschin als einen solchen hinzustellen. Er sagte ihr, daß der Gesundheitszustand Ginas momentan eine Ehe undenkbar mache.

Die Gräfin war gegen alles taub.

Sie nahm eine erhabene Miene an: da Zdenko es nun einmal so weit hatte kommen lassen, stand ihm das Recht nicht zu, zurückzutreten. Er mußte heiraten, sobald seine Braut es wünschte. Wenn sie ihm einmal angetraut war, würde sich Gina beruhigen, und die Beruhigung mußte man ihr gönnen. Entweder würde das Glück sie gesund machen oder ihr den Tod erleichtern. Beide Möglichkeiten faßte die Gräfin mit derselben Gelassenheit ins Auge. Hierauf

lenkte sie das Gespräch von der Gegenwart ab, der Vergangenheit zu, schmeichelte sich mit allerhand retrospektiven Sentimentalitäten an den Obersten heran. Sie hatte aus ihrer gefeierten Blütenzeit allerhand veraltete Mätzchen und Männchen in ihre reiferen Jahre herübergenommen, die sie nun anwendete, um ihrem ehemaligen Anbeter neuerdings den Kopf zu verdrehen. Aber binnen sehr kurzem merkte sie doch, daß seine Leidenschaft verjährt und nichts mehr mit ihm anzufangen, und da er seinerseits zu der Ueberzeugung gekommen war, daß er dieser weltlichen und beschränkten Frau gegenüber nichts ausrichten könne, so trennten sich die beiden bald, und zwar recht unbefriedigt voneinander.

Und die Dinge gingen ihren Lauf.

* * *

Wenn der Oberst sich geradezu abgestoßen fühlte von seiner ehemaligen Flamme, so schloß er hingegen bald den engsten Freundschaftsbund mit ihrer jungen Anverwandten, der Komtesse Annie Binsky.

Warum sie mitgekommen war, fragte er sich, ob aus einem eigensinnigen Wunsch, den Treulosen zu quälen, und sei's auf Kosten ihrer eigenen Seelenruhe!

Die Gründe lagen nicht so tief. Die Gräfin Theres hatte durchaus ihre Nichte nicht zu Hause

lassen wollen, sie hatte nämlich erst kürzlich ihre Kammerjungfer gewechselt, und die neue machte alles verkehrt, war noch nicht eingeschult. Da konnte die Gräfin Annie wirklich nicht entbehren, und da Annie für eine energische Weigerung keinen Grund hätte finden können, ohne ihr armes Herzensgeheimnis preiszugeben, so hatte sie sich denn geduldig dazu bestimmen lassen, mit der Tante zu reisen.

Ein reizendes Geschöpfchen war sie und so natürlich, ohne jede Pose und Flause, ohne hypermixolydische Ueberspanntheit, gesunder Menschenverstand in einem reizenden, gesunden Körper, dabei keine Nüchternheit, sondern ein unendlich weiches, poetisches, aber ebenfalls durchaus gesundes Empfinden.

Wenn sie das Zimmer betrat, in welchem das Brautpaar sich befand, blickte Swoyschin jedesmal rasch nach ihr hin, dann heftete er die Augen eigensinnig zu Boden.

Sie zwitscherte indessen mit wohlgespielter Gleichgültigkeit lustiges Zeug, gab einem Teckel, der sich ihr gleich nach ihrer Ankunft verliebt an die Fersen geheftet hatte, Kosenamen, behandelte Swoyschin verwandtschaftlich, humoristisch, legte aber vom ersten Augenblick an die schroffste, ungeschminkteste Abneigung gegen seine Braut an den Tag.

Den andern Damen im Schloß bezeigte sie im Gegenteil tausend herzige Aufmerksamkeiten. Dabei

machte sie immer ein sehr vergnügtes Gesicht. Aber die Schatten unter ihren Augen wurden täglich tiefer, die Schatten, welche schlaflose Nächte unter den Augen der Menschen zurücklassen.

* * *

Wenn Annie der Braut ihre Abneigung offen bezeigte, so überbot sich im Gegenteil die Gräfin Therese Swoyschin, welche indessen mit Annie nach Zdibitz übersiedelt war, in anticipierten Schwiegermutterzärtlichkeiten, und Gina, welche die Absicht der selbstsüchtigen Frau ganz genau durchschauen mußte, ließ sie gewähren. Sie pflegte die Freundschaft der Gräfin Swoyschin, wie man die Freundschaft eines mächtigen Bundesgenossen pflegt.

Einen ganzen Vormittag blieben die Gräfin Swoyschin und Gina unsichtbar. Als aber jemand fragte, ob sich die Braut wieder angegriffen fühle, hieß es: durchaus nicht, im Gegenteil erholt sich Gina jetzt merkwürdig, aber die Damen haben etwas Geschäftliches miteinander abzumachen. Hierauf bemächtigte sich aller Anwesenden eine große Verlegenheit, und Graf Zell, welcher die Auskunft gegeben hatte, lächelte vielsagend.

* * *

Und ein Tag folgte dem andern, und alle Morgen

kam die Sonne später, und jeden Abend ging sie früher unter.

Aber die kurzen Tage waren in Anbetracht der Jahreszeit wunderbar schön, von krankhafter herbstlicher Verfallspoesie durchweht.

Von einem Tag zum andern hatte der Oberst auf ein Wunder gehofft, auf einen Machtspruch des Schicksals, das zur rechten Zeit eingreifen würde, den jungen Freund zu befreien.

Heute hoffte er nicht mehr, denn es war der einundzwanzigste Oktober, der Vorabend von Gina Ginoris Hochzeitstag.

Sehr großartige Dinge hatte man, anbetrachts des prekären Gesundheitszustandes der Braut, nicht unternehmen können. Dennoch hatte sich die Gräfin Zell bemüht, der Feier ein heiteres Gesicht zu geben.

Sie hatte ein halbes Dutzend Komtessen eingeladen, welche Gina als Kranzeljungfern dienen sollten, die schöne Baronin Forstheim war mit der alten Gräfin Ronitz gekommen, die jetzt für sie schwärmte, und natürlich hatte man noch dementsprechend junge Herren und die unvermeidlichen Angehörigen all dieser Jugend gebeten.

Das sollte alles im Schloß übernachten, da es auch an einem Polterabend nicht fehlen durfte.

Bärenburg, der sich in die Verlobung so wenig wie alle andern nicht hinein verstand und den Obersten

nervös machte mit seinen ewigen Fragen, was er denn von der ganzen Komödie halte, behauptete, die Zells hätten diese überstürzte Heiraterei eingefädelt, nur um endlich die Ginoris los zu werden, und darum ließe sich die Gräfin es auch etwas kosten.

Aber er stand ziemlich vereinzelt mit seiner humoristischen Ansicht da.

In der ganzen Gegend wußte man, und dazu hatte die boshafte Ronitz ihr gutes Teil beigetragen, daß die Gräfin Theres die Hochzeit über das Knie gebrochen hatte, und man machte über die Sache recht unliebsame Bemerkungen.

Niemand sprach von der bevorstehenden Hochzeit, ohne zu erwähnen, daß die kranke Braut Zdenko Swoyschins ein steinreiches Mädchen sei. Es blieb vor dem Obersten nicht verborgen und war ihm sehr unangenehm. Aber thun ließ sich nichts mehr.

Und so war der einundzwanzigste Oktober gekommen, der Vorabend von Zdenko Swoyschins Hochzeitstag.

Die Herren waren auf der Jagd, die Damen, in ihre Vorbereitungen vertieft, hatten sich selbe ausdrücklich weggewünscht.

Nun war der Nachmittag hereingebrochen.

Annie beschäftigte sich damit, die letzten Rosen von den Bäumchen herunterzuschneiden, die in einer zierlichen Reihe den großen Rasenplatz vor dem Schloß

umgaben. Eine Blüte nach der andern fiel unter dem scharfen Zusammenklippen der Gartenschere.

Von Zeit zu Zeit schweiften ihre Blicke über ihre Umgebung hin.

Wie schön alles noch war, aber wie nahe der Verwesung schon.

Um die weißen Stämme der Birken schimmerte es wie goldene Schleier, die Linden waren fast gänzlich kahl, violettbraun streckten sie ihr Geäst in die feuchte Luft, unter ihnen bedeckte das fahle Laub den smaragdgrünen Rasen mit mattgoldenen Farben. An einigen Ahornbäumen und Büschen zitterten wie in Todesangst gelbe, mit Braun punktierte Blätter, die Adlersbeerbäume glühten und lohten wie Flammen in die allgemeine Auflösung hinein, während das Laub der Akazien dunkelgrün von der Sonnenhitze und Herbstkälte kaum berührt, dennoch des Todes gewärtig die Blätter senkte.

Annies Augen hefteten sich auf die Akazien. Das war das Allertraurigste, dieses gesunde, grüne Laub, das ohne Müdigkeit, ohne Krankheit sich dem Todesurteil der Jahreszeit fügte.

Die Luft war feucht, fast schwül, und den falschen Veilchenduft des Herbstes beherrschend wehte überall der Geruch von nasser Erde, der Geruch eines offenen Grabes.

Durchsichtige Nebel schlichen über den Rasen hin

und blieben in den Büschen hängen, mehr und mehr den Hintergrund verwischend. Bald war alles undeutlich außer der Reihe blühender, aber halb entblätterter Rosenbäumchen, die sich gegen einen dichten silbernen Schleier abhoben, hinter dem die bunten Herbstbäume phantastisch wie ferne Flammen hinter einem weißen Rauch lohten und flackerten, undeutlich, immer undeutlicher.

Und endlich hatte der weiße Nebel alles ausgelöscht, und hinter dem Nebel war ein Schaudern und Schauern, ein Rascheln und Rauschen, ein Knistern und Zittern, als ob das Herbstgespenst, leise zwischen den Bäumen hinschleichend, das Laub von den Bäumen streife. Ein klagender Wind wehte müde knapp an der Erde hin, die Dämmerung mischte sich in den Nebel.

Annie langte nach einer Rose. Sie mußte sich auf die Fußspitzen stellen, um den Ast, an dem sie blühte, zu sich herunterzuziehen. Der Ast entwischte ihr, schnellte empor.

Ungeduldig wollte sie noch einen Versuch machen, als eine männliche Hand ober der ihren erschien und den Ast zu ihr niederbeugte.

„Ah!" rief sie zusammenfahrend und wandte sich um. Sie hatte die Hand erkannt.

Zdenko war etwas früher als die andern von der Jagd heimgekehrt und stand neben ihr.

„Zu was brauchst du die Rosen?“ fragte er.

„Für das Zimmer deiner Braut,“ erwiderte sie.

„Ach, laß das Zimmer ungeschmückt,“ gab er ihr zur Antwort.

Hierauf verfiel er in dumpfes Schweigen.

„Es wird feucht,“ meinte sie; „wir thäten besser, ins Schloß zu gehen.“

„Die Feuchtigkeit schadet weder dir noch mir, bleib noch,“ bat er, „es ist so schön draußen, wir wollen im Freien bleiben, bis der Tag ganz tot ist, ganz.“

„Meinethalben,“ erklärte sie, „aber dann mußt du mir alle Rosen abpflücken, die ich nicht habe erreichen können.“

„Ja, Annie. Zeig mir welche.“

Sie zeigte auf eine gelbe, dann auf eine blaßrosa und auf eine weiße. Er schnitt eine nach der andern ab.

Der Nebel wurde unruhig, der dichte weiße Schleier bewegte sich, zerriß in phantastisch geformte Fetzen.

„Wie seltsam,“ flüsterte sie, „es ist, als ob ein neuer Tag anbräche, als ob die Sonne noch einmal aufgehen wollte.“

„Die Sonne geht nicht zweimal auf an einem Tag,“ murmelte Zdenko müde; „es ist der Mond, der aufgeht.“

Und in der That, dort im Osten über einer Reihe rotgelber, aus dem Dunkel eines Fichtenwäldchens herausragender Lärchen sah man die Scheibe des Mondes erst kupferrot, dann immer blässer und glänzender am Himmel aufschweben.

„Es ist Vollmond heute,“ sagte Annie, und Zdenko wiederholte schaudernd:

„Ja, Vollmond!“

Die Nebel drängten sich jetzt alle der Erde zu, im regenbogenfarbigen Gewinde und Gewelle flogen sie am Boden hin.

Zdenko und das junge Mädchen standen in der phantastisch leuchtenden Nebelflut bis über die Kniee.

„Wie schön!“ murmelte Annie. Er schwieg, in tiefe Gedanken verloren.

Dann ging sie mit ihm ins Schloß und verfügte sich in das große Wohnzimmer, in dem irgend etwas, eine feierliche Kälte, der Umstand, daß die Möbel alle mehr oder minder aus ihrer gewöhnlichen gemütlichen Lage heraus gegen die Wand geschoben worden waren, verkündete, daß etwas Besonderes im Gange war.

Zdenko stellte die Rosen auf einen Tisch, es folgte eine beklommene Pause. Beide hatten das Gefühl, daß dies der letzte Moment zu einer gegenseitigen Aussprache war, den ihnen das Schicksal gönnte, und beide konnten das Wort nicht finden, das ihnen das Herz erleichtern sollte.

Gab es überhaupt ein solches Wort? Er fragte sich's. Er war der Linkischere von beiden.

„Läute, Zdenko, damit sie uns Wasser in die Vasen bringen," sagte Annie.

„Ja, ja, gleich, nur . . ." er stockte.

„Und dreh das elektrische Licht auf; es wird dunkel."

„Gleich, ich kann den Knopf nicht finden, Annie!" Er war ganz nahe an sie herangetreten.

„Zdenko!"

„Du denkst schlecht von mir."

„Nein, ich denke nur, daß du ein sehr schwacher Mensch bist, der seines Schicksals nicht Herr werden konnte."

„Annie!"

„Ich hätt's nicht sagen sollen, Zdenko; man hat nicht das Recht, so aufrichtig zu sein!"

„Mit Sterbenden soll man immer aufrichtig sein, und mir ist's, als stünde ich an der Schwelle der Ewigkeit. Was aus mir wird von morgen an, kann ich nicht ausdenken; mir ist's, als hätt' ich nur mehr bis morgen zu leben!"

„Zdenko, das ist entsetzlich! Kein Ausweg . . . keiner? . . ."

„Nein, keiner!"

Eine lange, dumpfe Pause. „Wirst du morgen in der Kirche für mich beten, Annie?" murmelte Swoyschin.

„Um was soll ich beten?“

„Um was?“ wiederholte er tonlos; er hatte Angst, daß sie seinen Wunsch erraten könne, einen grausamen Wunsch, der wie eine fressende Gier sein ganzes Sein durchbrannte.

Plötzlich wendete sie den Kopf, ein eigentümlicher Laut hatte ihr Ohr berührt, etwas wie das leise Rauschen und Knistern eines lang hinschleppenden seidenen Gewandes.

„Was ist das?“ fragte sie.

„Irgend ein Fenster ist offen geblieben, und der Wind weht einen Vorhang hin und her.“

„Nein, nein, dreh doch das Licht auf, es ist ganz dunkel geworden, ganz.“

„Annie, nur ein Wort, gib mir die Hand, beide Hände, Annie, ich will sie nur einmal küssen, nur ein einziges Mal!“ Er zog die Hände an seine Lippen.

Da, wieder das Knistern und Rauschen, und über das alles hintönend ein leises, höhnisches Kichern; dann plötzlich war das Zimmer voll Licht, und vor den zweien stand Gina Ginori, in weißem Brautgewand, den Myrtenkranz auf dem Kopf.

Sie legte Zdenko beide Hände auf die Schultern, lachte ihn an. „Mein!“ flüsterte sie hastig, „mein!“ Dann drückte sie ihm ihre vollen Lippen auf den Mund, streifte Annie mit einem grausamen,

höhnenden Blick, und ehe Zdenko darüber hatte mit sich einig werden können, ob er träume oder wache, war das Zimmer von neuem dunkel.

Und wieder das Rauschen und Knistern rasch dahinschleifender Seide, ein leises, siegessicheres Kichern, nichts mehr . . . nichts!

Er tastete nach dem Knopf des elektrischen Lichts, — endlich hatte er ihn gefunden, das Licht aufgedreht.

Er sah sich nach Annie um, nach Gina — verschwunden, wie weggezaubert, von der Erde verschlungen, aber jemand andres stand neben ihm — Emma Ginori, aschfahl, mit bleichen Lippen. Sie sah ihm voll in die Augen. „Sie sind sehr unglücklich?" murmelte sie.

Er lächelte bitter. „Wie können Sie fragen!" rief er, „Sie, die alles wissen! Sie, die an allem schuld sind!"

„Ja, schuld, an allem schuld, ich nahm die Schuld auf mich, weil ich meine Schwester liebte, aber das ist vorbei, vorbei."

Er blickte ihr eigentümlich forschend in die rätselhaften, schiefergrauen Augen, dann mit einem kurzen Achselzucken wendete er sich um und verließ das Zimmer.

Emma Ginori blieb noch wie angewurzelt stehen an der Stelle, an der sie mit ihm gesprochen hatte.

„Entweder er oder sie, er oder sie,“ murmelte sie.

Dann trat sie an ein Fenster, öffnete es hastig und sah hinaus in den Park.

Sie fuhr zusammen, der Atem stockte ihr. Nein, sie hatte sich nicht geirrt, dort über dem dunklen Waldstreifen am östlichen Horizont, sein weißes Licht über die Erde gießend, so daß sie wie mit leichtem Schnee bedeckt flimmerte, stand der Vollmond.

* * *

Das Souper fiel glänzend aus; die Tafelmusik war entzückend; die Weine und Speisen vorzüglich, die Damen alle bei Schönheit, die jungen wie die alten.

Und dennoch lag's wie ein Druck auf der Gesellschaft.

Später sagten alle, es sei ihnen zu Mute gewesen, als laure etwas Unsichtbares um den Tisch herum.

Die Braut überstrahlte alle Anwesenden, selbst die junge Baronin Forstheim, die so schön war, daß man sie trotz der Neuheit ihres Adels aufgefordert hatte, in Wien bei einem Karussell mitzureiten, zu dem, obzwar es eine Wohlthätigkeitsveranstaltung war, nur Prinzessinnen und Komtessen vom reinsten Adel geladen wurden.

Gina trug ein bauschiges, duftiges, bis zum

Hals schließendes Kleid — sie entblößte ihre Schultern nie — und reichen Schmuck von Diamanten und Perlen, dazu ihre brennenden Lippen und glühenden Augen. Es machte den Eindruck, als ob eine Flamme aus einer Hülle von Eis und Schnee herauslodere.

Auf dem Kopf trug sie einen jener phantastischen Kränze, mit denen sie sich zu schmücken liebte, und den sie diesmal aus buntem Herbstlaub und weißen Rosen zusammengeflochten hatte. Sie bot ein eigentümlich fesselndes Bild, dennoch merkten alle Anwesenden, daß etwas an ihr anders war als gewöhnlich.

Der Oberst von Stahl, welcher natürlich zur Tafel geladen worden war, wurde sich am rascheften darüber klar, was es war, das sie heute gegen sonst veränderte. Ueber den Tisch hinüber konnte er's feststellen, daß sie sich stark geschminkt hatte. Und als er nach Tisch an ihr vorüberkam, rein zufällig, denn ihm war's nicht darum zu thun, sich mit einem lügnerischen Glückwunsch an sie heranzudrängen, fiel ihm noch ein andrer Umstand unangenehm auf, daß sie nämlich von einem geradezu erstickenden Dunst der stärksten indischen Wohlgerüche eingehüllt war.

Und durch all diese Wohlgerüche drang etwas Entsetzliches, Schauerliches, ein ganz schwacher, aber deutlich wahrnehmbarer Leichengeruch.

Nach der Tafel verfügten die Gäste sich in einen Saal, der nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzt wurde.

Es war ein großer, länglicher Raum mit spiegelglattem Parkett, mit weißen, goldverzierten Vertäfelungen an den Wänden und einer irgend ein mythologisches Motiv darstellenden Freske an der Decke. Mitten aus der Freske hing ein herrlicher Kronleuchter herab, und viele Wandleuchter im selben Stil, mit geschliffenen Glastropfen geschmückt, hoben sich von der weißen Wandvertäfelung ab. Hohe, in der Mitte gestückelte Spiegel unterbrachen die Reihe der Fenster, unter jedem Spiegel stand ein Marmortisch, dessen Platte auf goldenem Gestell ruhte. An den andern Wänden standen schmale, geradlehnige Sofas und Lehnstühle. Tische, Spiegel und Sofas waren im strengsten Empirestil gehalten, und alle waren mit Chimären geschmückt, Chimären eigentümlicher Art. Sie hatten weibliche Köpfe und Brüste, kurze, wie zum Losfliegen aufgestellte Flügel und große, grausame Klauen, und sie trugen Krönlein auf dem Haupt. Die Chimäre mischte sich in ihnen mit der Sphinx.

In dem Lüster und den Wandleuchtern brannten Lichter.

Man hatte aus besonderer Pietät keine elektrischen Beleuchtungskörper in dem Gemach angebracht,

dessen großer und feierlicher Stil dadurch gestört worden wäre.

In einem der anstoßenden Räume spielten die Musikanten, welche auch die Tafel mit ihren bald munteren, bald elegischen Weisen begleitet hatten.

Man hatte ihnen aufgetragen, nicht zu viel Lärm zu machen. Sie spielten halblaut, aber mit bethörendem Rhythmus.

Die Gäste standen oder saßen in kleinen Gruppen beisammen und unterhielten sich, wie sie konnten. Aber es wehte eine unheimliche Luft im Schlosse an jenem Abend, niemand fand das rechte Wort.

Nur die Gräfin Theres Swoyschin hielt unermüdlich Vorträge darüber, wie sehr sie sich an dem großen Glück ihres Sohnes freue. Sie fragte alle Gäste, einen nach dem andern, ob sie nicht fänden, daß Gina prächtig aussähe, so daß ihre vergangene Krankheit ihr gar nicht mehr anzumerken sei. Die projektierte Hochzeitsreise an die Riviera sei ganz unnötig geworden, aber der Zdenko sei so verliebt, so schrecklich verliebt, infolgedessen so besorgt.

Auf diese Bemerkungen erhielt sie freilich recht ausweichende und meistens sehr kurze Antworten. Ueber Zdenkos Gefühle konnte sich niemand einen Vers machen, und was das gute Aussehen Ginas anbelangte, so vermochte ihr heute kein Mensch beizupflichten.

Gina erbleichte sichtlich unter der dicken Schminke, rang mühsam nach Atem.

Immer müder lehnte sie in der Ecke eines der mit blaßgelbem Brokat überzogenen Empiresofas. Es fiel kaum eine Silbe von ihren Lippen.

„Gina, solltest du dich nicht niederlegen?“ fragte die Gräfin Zell. „Wär's nicht besser, du schontest deine Kräfte für morgen?“

Aber Gina schüttelte nur den Kopf. „Gina, mein Liebling, vielleicht doch,“ flötete die Gräfin Swoyschin.

„Ach, uns folgt sie nicht, ich weiß, wie eigensinnig sie ist,“ erklärte nicht ohne Irritation die Gräfin Zell, der offenbar gar nicht darum zu thun war, daß die Hochzeit durch ein erneuertes Unwohlsein der Braut verschoben werden sollte. Sie hatte die beiden Ginoris wirklich lange genug genossen.

„Emma,“ wendete sie sich an diese, „trachte doch, Gina zu veranlassen, sich zurückzuziehen, sie hält sich kaum aufrecht.“

Aber Emma sah nicht nach Gina hin. „Sie soll machen, was sie will,“ erklärte sie. Sie war bleich wie der Tod, aber sie rührte sich nicht.

Die Musik spielte und spielte. Den Komtessen zuckte es in den kleinen Füßen. Es waren dieselben Komtessen, die damals beisammen gewesen waren in jener Mainacht, in der Gina Ginori Zdenko Swoyschin um seinen Verstand betrogen hatte. Und

dieselben Musikanten wie damals spielten dieselben Walzer.

Es war viel Champagner getrunken worden bei Tisch, alles befand sich in erhöhter Gemütsstimmung, die sich jedoch nicht in Lustigkeit, sondern in einer aufgeregten, von dem unheimlichen Druck Befreiung suchenden Unruhe äußerte.

Es war beschlossen worden, daß nicht getanzt werden sollte, wegen der Braut. Aber plötzlich umfaßten zwei Mädchen einander und begannen über das glatte Parkett hinzuwirbeln. Dann, nachdem sie einmal den Saal umkreist hatten, blieben sie vor Gina stehen, die noch immer, sich langsam fächelnd, neben ihrer zukünftigen Schwiegermutter saß.

„Ich bitte dich, Gina, sei nicht böse," riefen sie, „es ist abscheulich, zu tanzen, wenn du nicht tanzen kannst, aber wir hatten so eine Aufregung in den Füßen."

„Gut, wenn die Aufregung nur in den Füßen war," erwiderte Gina mit einem Spott, durch den es wie leiser Neid hindurchklang, „nehmt keine Rücksicht auf mich, hüpft, soviel ihr wollt," und sie wendete gleichgültig den Kopf von den jungen Mädchen ab und sah nach der Thür, durch die er kommen mußte.

Die Komtessen ließen sich's nicht zweimal sagen. Bald hatte alle Anwesenden eine Art Tanzwut er=

faßt, alles tanzte, die ältesten Herren, die ältesten Damen. Damen mit weißen Haaren fingen an zu tanzen, die Gräfin Zell tanzte.

Gina Ginori saß noch immer unbeweglich in einer Ecke des mit gelbem Brokat überzogenen Sofas und blickte nach der Thür, durch die er kommen mußte. Wie lange er wegblieb! Es schickte sich gar nicht für einen Bräutigam, sich so lange im Rauchzimmer aufzuhalten. Die alten Damen begannen schon darüber zu tuscheln.

Endlich kam er, einer der letzten von allen. Der Oberst sah ihm sofort an, daß er ungewöhnlich verstört war, vielleicht hatte er etwas von dem häßlichen Gerede, das seine Heirat heraufbeschwor, vernommen. Der Oberst selbst hatte nach der Richtung hin Dinge gehört, die ihn aus dem Rauchzimmer vertrieben hatten. Gina war nicht beliebt, und man deutete Zdenko seine überstürzte Trauung sehr übel.

Zwei Herren hatten im Rauchzimmer miteinander gewettet, ob die Braut veranlaßt worden war, vor der Trauung ein Testament zu machen, ob nicht. Sollte ihm das zu Ohren gekommen sein?

Vielleicht!

Er ging an Gina vorüber, ohne sich bei ihr aufzuhalten. Die Gräfin Theres, welche bei der Braut sitzen geblieben war, suchte ihn durch Zeichen herbeizulocken, vergeblich.

Bärenburg, dessen unverwüstlicher Humor auch diesmal standhielt, hatte indessen eine Art Kotillon improvisiert.

Konrad Swoyschin, Zdenkos älterer Bruder, der, blaß, blond, lang und mager, vornehm, aber ohne Liebenswürdigkeit, mit seinem Monocle, seinem Diener und seinem Mops aus Abbazia nur für vierundzwanzig Stunden heraufgekommen war, um bei der bevorstehenden Hochzeit den kranken Vater zu vertreten, trat an Gina heran und reichte ihr ein Kotillonbouquet.

Sie dankte, aber an dem blonden, schattenhaften Konrad vorüber blickte sie nach ihrem Bräutigam.

Es fing an, spät zu werden. Man hatte erst um halb Zehn angefangen zu soupieren, jetzt ging's auf Mitternacht.

„Ginerl, du thätest wirklich besser, dich zurückzuziehen," drängte die Gräfin Theres. „Komm, ich geh' mit dir hinauf. Emma, red ihr doch zu!"

Aber Emma sprach kein Wort. Sie war noch bleicher geworden, aber sie rührte sich nicht, machte keine Miene, sich der Schwester zu nähern.

Zdenko hatte sich indessen in den Reigen gemischt. Er tanzte, und zwar tanzte er mit seiner Cousine Annie.

Anfangs tanzten die beiden miteinander, wie alle Leute tanzen, nicht mit mehr, nicht mit weniger

Feuer, als junge Oesterreicher bei einem Walzer an den Tag legen. Nach einer Weile erwärmten sie sich. Der Zwang, den sie sich so lange auferlegt hatten, schmolz, sie lebten nur noch in dem Augenblick; Zukunft, Vergangenheit gab es für sie nicht mehr. Das war kein tanzendes Paar, das waren zwei Liebende, die sich in seliger Freude aneinander schmiegten.

Dieser Walzer war von beiden Seiten ein Waffenstillstand mit der Verzweiflung, und es war eine öffentliche Beichte.

Gina Ginori hatte sich erhoben, den starren Blick auf das tanzende Paar gerichtet stand sie mühsam atmend da.

Wie von ihrem Blick gelähmt blieben die beiden stehen.

Was nun geschah, wie sie's von ihm erzwang: im nächsten Augenblick war's Gina Ginori, die in Zdenkos Armen über das Parkett flog.

* * *

Sie tanzte mit wundersamer Anmut, die Augen in ekstatischer Müdigkeit geschlossen und mit einem schrecklichen, gierigen Lächeln um den leicht geöffneten Mund. Er war totenbleich, der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn.

Der Vollmond schien durch die Fenster, die weder

mit Läden noch mit Rollvorhängen versehen waren. Die Turmuhr fing an zu schlagen, eins, zwei, drei ...

Plötzlich war's, als regten alle die goldenen Chimären im Saal ihre kurzen Flügel und reckten die Klauen aus.

Vier, fünf, sechs ... Mitternacht!

Sie tanzten noch immer, er trug sie mehr, als er sie hielt, sie bewegte die Füße kaum ... bewegte sie nicht mehr! ...

„Um Gottes willen, Zdenko!"

„Swoyschin!"

Er raste weiter, wie vom bösen Geist gejagt. Endlich fiel man ihm in den Arm.

Er hatte es nicht gemerkt, daß er mit einer Leiche getanzt hatte.

* * *

Sie war tot. Am Tage vor der Erfüllung ihres heißesten Wunsches war sie gestorben.

Alle waren überzeugt von ihrem Tode, nur Zdenko Swoyschin wollte nicht an diesen Tod glauben. Er behauptete eigensinnig, daß Gina einfach von ihren kataleptischen Zuständen befallen worden war, und widersetzte sich der Beerdigung der Leiche.

Vier Tage und vier Nächte lag sie aufgebahrt in dem großen Saal. In ihrem weißen Brautkleid lag sie da, den Myrtenkranz auf dem Kopfe, den Schleier

über dem Gesicht und in den gefalteten Händen ein Myrtenzweiglein neben dem schwarzen Kruzifix.

Rings um den schwarzsamtenen, mit silbernen Beschlägen geschmückten Sarg ein Wald von Blumen und grünen Pflanzen und eine Palissade von brennenden Wachskerzen in hohen und schweren alten Leuchtern. Und ringsum alles schwarz, die Wände, der Fußboden, der Plafond.

Die Totenflecke bedeckten ihr Gesicht, alles drängte, die Leiche zu bestatten, nur Swoyschin wehrte es. Endlich, als der Arzt erklärte, daß mit der Beerdigung nicht länger gewartet werden könne, machte ihm Swoyschin ein fürchterliches Geständnis.

Die Braut hatte ihm einmal den Eid abgenommen, daß, falls sie ihm vorstürbe, er ihr einen Dolch ins Herz stoßen solle, ehe man sie in die Erde versenke. Sie fürchtete sich, scheintot begraben zu werden.

Der Arzt und der Oberst hielten miteinander ein Konsilium. Ein Eid blieb ein Eid, selbst wenn er einem Ungeheur zugeschworen worden war.

So wurde denn beschlossen, daß Swoyschin in Gegenwart des Arztes, des Obersten und Emma Ginoris seinen der Verstorbenen gegebenen Schwur erfüllen solle.

Blaß und starr, den Dolch in der Hand, schritt er durch den schwarzen Saal auf die Lichtinsel zu, wo der Sarg, in Weihrauchwolken gehüllt, zwischen

hohen Kerzen auf einem von grünen Pflanzen verdeckten Gestell ruhte.

Der Oberst von Stahl und der Arzt standen zu Häupten des Sarges, Emma Ginori kniete zu dessen Füßen. Der Arzt enthüllte die linke Brust der Toten und bezeichnete Swoyschin genau die Stelle, wo sich das Herz befand.

Mit wahnsinniger Ueberwindung stach Swoyschin los . . . die Leiche schlug die Augen auf, nur einen Moment heftete sie dieselben auf den Bräutigam, dann — dann senkten sich die blauen Lider von neuem, die Leiche erstarrte.

Emma Ginori hatte sich aufgerichtet, jetzt fiel sie mit einem dumpfen Schlag wie leblos auf den schwarzen Fußboden hin.

Swoyschin war wie von Sinnen, und die Versicherung des Arztes, daß es sich hier um ein einfaches, lebloses Spiel der Muskeln gehandelt habe, vermochte nicht, ihn zu beruhigen.

Noch denselben Tag wurde Gina in die Erde gesenkt. Sechs Männer vom Forstpersonal trugen sie auf den kleinen Kirchhof zu Füßen des Parks. Sie hatte einmal den Wunsch geäußert, dort begraben zu werden.

Der zugleich dumpfe und schrille Klang der Posaunen, die den Trauermarsch vor dem kleinen Leichenzug herbliesen, rang sich durch einen feuchten und zu-

gleich kalten Nebel. Die Erde zerging im Schlamm, auf den Pfützen schwammen welke Blätter, über die Felder hin zogen lange, dunkle Züge schwerfällig fliegender Krähen, und aus dem schiefergrauen Himmel fielen dicke, weiche Schneeflocken, die sich bei Berührung der Erde in Schmutz verwandelten.

* * *

Es stellte sich nun heraus, daß Gina in der That ein Testament hinterlassen hatte, in welchem sie Zdenko ihr ganzes großes Vermögen vermachte, aber es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß Zdenko diese Erbschaft schroff und unerbittlich von sich wies, wodurch er seiner Mutter allerdings eine große Enttäuschung bereitete.

Die ganze Gesellschaft, welche sich jenen Sommer so oft in Zdibitz versammelt hatte, stob auseinander. Die Zells verließen das Schloß, von Emma Ginori erfuhr man, daß sie sich in ein Karmeliterkloster geflüchtet habe.

Bärenburg sagte dem Soldatenstand Valet. Er trat aus, um eines der Güter seines Vaters zu übernehmen.

Bei Zdenko Swoyschin war ohnehin an ein Weiterdienen gar nicht zu denken, seine Nerven befanden sich in einem solchen Zustand, daß er in ein Sanatorium gebracht werden mußte. Der Oberst

wurde zum Brigadier ernannt und sah sich schweren Herzens veranlaßt, sein geliebtes Regiment verlassen und einen neuen Wirkungskreis in Preßburg antreten zu müssen.

Nun, die Zeit wirkt Wunder. Baron Stahl hatte sein geliebtes Regiment entbehren gelernt, hatte sich in die glänzenden und gastfreundlichen ungarischen Verhältnisse eingelebt, aber einen wunden Punkt gab's für ihn in seiner Existenz, daß nämlich der ihm ehemals so freundschaftlich zugethane Adjutant nichts von sich hören ließ.

Endlich eines Tages erhielt er die Todesanzeige des alten Grafen Swoyschin, von Zdenkos eigener Hand adressiert.

Der Oberst setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb an seinen ehemaligen Liebling einen warmgefühlten Kondolenzbrief. Zur Antwort erhielt er ein Telegramm mit den Worten:

„Herzlichen Dank für freundliche Teilnahme, Brief folgt.

Swoyschin.“

Aber der angekündigte Brief kam nie. Ein paar Tage lang erwartete der General mit Aufregung die Post, dann grämte er sich ein wenig, dann tröstete er sich mit dem Gedanken: „Armer Teufel, ich erinnere ihn an zu traurige Dinge, es mußte ihn aufregen, an mich zu schreiben,“ und endlich vergaß er es.

Kurz darauf quittierte er den Dienst. Am politischen Horizont zeigte sich kein Wölkchen, Krieg war keiner in Sicht. Er war es müde, Regimenter an sich vorüber defilieren zu lassen im Frieden und sein Parere über fiktive Siege auf Manöverfeldern abzugeben.

Er verließ Europa, um einem alten, durch seine Lebensverhältnisse jahrelang zurückgehaltenen Wandertrieb Rechnung zu tragen und dem Jagdsport im großen, gefährlichen Stil mit halsbrecherischer Begeisterung zu frönen.

In Indien und Ceylon hielt er sich am längsten auf, schiffte dann hinüber nach Amerika, machte interessante Ausflüge in den Cordilleren, hierauf wieder nach Europa, um in Rußland Bären zu schießen. Der eintönige Zauber des russischen Landlebens, bei dem sich primitiv-naive Zustände mit orientalischem Luxus vermischen, übte einen großen Reiz auf ihn aus. Er verbummelte den ganzen Sommer bei Freunden, die in der Nähe von Poltava begütert waren.

Endlich, nach dreijähriger Abwesenheit, kehrte er ins Vaterland zurück, und zwar mit der Absicht, eine seiner Schwestern in Südböhmen zu besuchen. Die Schwester verheiratete ihre jüngste Tochter, und er war als Trauzeuge geladen.

Er war in einer Tour von Petersburg gefahren

und fing an, sich auf sein Reiseziel zu freuen. Die Geschichte war doch verflucht langweilig, und an landschaftlichen Schönheiten war auch nicht viel Zerstreuung zu holen, wenn man von Eydtkuhnen quer durch Preußen und die Mark Brandenburg fuhr.

In Tetschen, während er auf seinen Diener wartete, dem er die Kofferschlüssel wegen der Versteuerung übergeben hatte, fing er an, unruhig zu werden. Er schleppte unter andern Gepäckstücken ein weißes Bärenfell, einen ausgestopften Adler und zwei Tigerhäute mit, und begann Aengsten zu haben, daß der Steuerbeamte ihm diese Raritäten beanstanden könnte. Er steckte den Kopf zum Fenster hinaus, um sich nach dem Diener umzusehen. „Zahradka,“ schrie er, „was zum ...“

Da erspähte er den Diener im eifrigen Zwiegespräch mit einem Herrn, den er an seinem Anzug, einer Lodenjacke und einer besonderen Art niedrigen Lodenhuts als einen österreichischen Gutsbesitzer erkannte.

Zahradka schwenkte triumphierend die Kofferschlüssel in der Luft: „Ich bitt', is alles in Ordnung, Excellenz!“ Im selben Moment sah der Herr im Lodenrock sich um. Eine Minute später wurde die Thür des Coupés, in welchem Baron Stahl sich aufhielt, zurückgeschoben. „Ist's erlaubt, Excellenz?“ fragte eine joviale Stimme.

Etwas befremdet sah der General auf. Er blickte in ein hübsches, vergnügtes Gesicht mit einem kecken blonden Schnurrbart. Er erkannte weder das Gesicht noch den Schnurrbart. Das Gesicht war breit und rot geworden und der Schnurrbart sehr dick. Aber die lustig blinzelnden Augen erkannte er. „Bärenburg!" rief er und streckte dem jungen Mann bewillkommnend die Hand hin.

Dann saßen sie einander gegenüber und riefen sich durch die dicken, blauen Rauchwolken, die sie vor sich hinbliesen, Fragen nach ihrem gegenseitigen Schicksal und nach alten Bekannten zu, und ehe fünf Minuten verstrichen waren, hatte der General bereits begonnen, sich im mitleidigsten Ton nach „dem armen Swoyschin" zu erkundigen.

Bärenburg wedelte mit der Hand die Rauchwolken zwischen sich und seinem Gegenüber hinweg und blinzelte dem Freiherrn mit einem recht kuriosen Ausdruck ins Gesicht: „Er ist wirklich nicht so schrecklich zu bedauern, der arme Swoyschin." Bärenburg hob die Augen mit einem scheinheiligen Blick zum Himmel. „Er ist ein steinreicher Mann!"

„Woher denn?"

„Haben Sie denn alle Nachrichten im Auslande verdämmert?" staunte Bärenburg. „Kurz nach dem Tode des Alten ist der Familienprozeß zu Gunsten der Radiner Swoyschins entschieden worden. Ein

halbes Jahr später ist Konrad — war übrigens ein lahmlocketer Schlingel, kein Schaden um ihn — im Duell gefallen; heute gehört Swoyschins Vermögen zu den ansehnlichsten, seine Herrschaften zählen zu den schönsten in Böhmen, seine Beamten schwärmen für ihn, rühmen seine Umsicht ebensosehr wie seine Humanität, wo er sich zeigt, ist er im Handumdrehen die beliebteste Persönlichkeit."

„Nun ja, nun ja," entgegnete der General, „aber was nützt das alles, wenn einem solche Erinnerungen das Leben vergällen. Seine Nerven müssen ja total zerrüttet sein."

Bärenburg schüttelte den Kopf. „Daß ich nicht wüßte," entgegnete er; „ah, Sie meinen wegen der traurigen Dinge, die er erlebt hat? Hm! Das Bewußtsein des von ihm angerichteten Unheils sollte ihn zu Boden drücken! Sollte allerdings; ich möchte mein Gewissen nicht mit so viel Gepäck beschweren. Aber, ich hab's Ihnen ja schon immer gesagt, Zdenko legt ein wahres Genie an den Tag, wenn es gilt, mit einem unangenehmen Eindruck fertig zu werden. Noch obendrein ist er seit zehn Monaten verheiratet mit der reizendsten Frau in Böhmen und den umliegenden Ortschaften."

„Verheiratet, mit wem?" rief halb von seinem Sitz aufspringend der Feldmarschallieutenant.

„Mit seiner Cousine Annie Binsky. Hat Glück,

der Mensch, auf Vermögen hat er nicht zu schauen brauchen, et pour le reste ist Annie wirklich die herzigste Frau, die ich kenn'!"

„Na, ich freu' mich, ich freu' mich von ganzem Herzen!" rief der Freiherr, „denn wissen Sie, er war doch ein famoser Mensch, unser Swoyschin. Und die Annie paßt für ihn wie keine zweite. Seine alte Kunstfertigkeit wird er endgültig an den Nagel gehängt haben."

„Sie meinen in Bezug auf das Herzenbrechen?" fragte Bärenburg, und wieder wedelte er die Rauchwolke von seinem Gesicht hinweg und lächelte recht eigentümlich.

„Aber Bärenburg, Sie denken doch nicht ... jetzt, wo er verheiratet ist," entrüstete sich der General.

„Er war ja immer passiv, er hat nie das Mindeste dafür gekonnt," erklärte Bärenburg mit perfider Betonung, „das wissen wir alle, er selber ist davon fest überzeugt. Hm! Aber trotz alledem kann ich Ihnen versichern, daß, wenn ich verheiratet wäre, was ich Gott sei Dank nicht bin, ich nicht wünschen würde, viel bei Swoyschins zu verkehren."

Das Gespräch fing an, Baron Stahl zu verdrießen, ein nicht ganz gemütliches Schweigen versiegelte beiden Männern die Lippen.

Der Feldmarschallieutenant ließ, vielleicht um

ein andres Gesprächsthema zu suchen, die Blicke zum Wagenfenster hinausschweifen, und da bot sich ihm ein überraschendes und trauriges Bild.

Die Elbe war über ihre Ufer hinausgetreten, von Wiesen und Feldern zeigte sich keine Spur, die ganze Gegend hatte sich in einen See verwandelt, aus dem hie und da ein paar Baumwipfel, die Richtung einer Straße bezeichnend, hervorragten.

Jetzt erinnerte sich Baron Stahl, in den Zeitungen gelesen zu haben, daß der Herbst in Böhmen ein ungewöhnlich nasser und das Land letzterer Zeit von verheerenden Regengüssen heimgesucht worden war.

Die Ueberschwemmung mußte hier großen Schaden angerichtet haben und noch anrichten. Er legte die Zeitung, die er mittlerweile in die Hand genommen, nieder und suchte sich in der Gegend zurechtzufinden. Das viele ungewohnte Wasser verwirrte ihn.

Bald aber grüßten ihn bekannte Punkte, mehr und immer mehr. Er sah die zwei Türme der wunderthätigen Marienkirche zu Breznitz; dort zu Füßen der alten Fichtenwälder schimmerte ihm die sandige Fläche des alten Exerzierplatzes entgegen, der von der Ueberschwemmung verschont geblieben war.

Der früher für einen Augenblick aus dem Ueberschwemmungsterrain herausgetretene Eisenbahnzug schwamm jetzt geradezu auf dem Wasser, die blaue Flut umspülte die Räder.

Mit einemmal . . . Aufregung . . . Hin- und Herreden des Zugspersonals . . . mitten auf der Strecke blieb der Zug stehen.

Die Passagiere steckten die Köpfe aus den Fenstern, fragten alle durcheinander, was es gäbe. Mehrere schrieen wie am Spieß.

Es war keine Auskunft zu erhalten. Einige versuchten die Thüren aufzureißen, unmöglich, die Thüren waren versperrt. Sie wollten zum Fenster hinaus, ja wohin? Das Wasser reichte bis an die Trittbretter hinauf.

Bärenburg nahm die Sache sehr kühl. Er und sein ehemaliger Vorgesetzter warteten beide ab, machten ihrer inneren Ungeduld nur von Zeit zu Zeit durch einen kräftigen Fluch Luft. Die Meinungsverschiedenheiten über Swoyschin waren vergessen.

Endlich fand das Personal es an der Zeit, die geängstigten Reisenden zu beruhigen.

„Der Zug kann nicht weiter," hieß es, „die Elbe hat die Eisenbahnbrücke zerstört, es muß in den letzten Stunden geschehen sein, man bittet die Herrschaften, sich ein wenig zu gedulden, man hat bereits um Kähne geschickt, die Passagiere hinüberzusetzen."

Und in Kähnen . . . erbärmlichen, wenig Vertrauen erweckenden Bauernkähnen, setzten die Reisenden hinüber. Dann galt es, zu Fuß zu gehen bis zur

nächsten Station durch versumpfte Aecker und Rübenfelder, in deren aufgeweichtem Boden man bis über die Knöchel versank.

Bärenburg machte schlechte Witze, der Feldmarschalllieutenant schimpfte, so erreichten sie endlich wohlgemut um anderthalb Stunden später die Station Zdibitz.

Es heimelte sie beide an, als sie plötzlich das ihnen so wohlbekannte Stationsgebäude vor ihren Blicken auftauchen sahen und nun den kleinen Restaurationssaal betraten, in dem sie so oft auf den Breznitzer Zug gewartet hatten.

Der Spiegel befand sich noch immer an derselben Stelle, und das Klavier stand in derselben Ecke und die Landkarte von Böhmen hing nach wie vor zwischen den Oelfarbendruckbildern der beiden Majestäten, und die lange, weiße Tafel in der Mitte des Saals war noch gerade so wie in den alten Zeiten mit Schüsseln voll böhmischer Kolatschen besetzt.

Ausgehungert und müde, wie es die beiden Männer waren, stürzten sie sich über die nationalen Leckerbissen. Sie schmeckten vorzüglich.

Dann erkundigten sie sich, wann die Bahnstrecke so weit in stand gesetzt sein würde, daß sie die Reise fortsetzen könnten. Daran war nun freilich gar nicht zu denken, vor dem nächsten Tag nicht einmal ein Notbehelf herzustellen.

So fügten sich denn die beiden in ihr Schicksal mit so viel Gleichmut, als sie gerade bei der Hand hatten, ließen auf die unorthodox vorausverzehrten Kuchen noch ein paar kräftigere Speisen folgen und begaben sich dann gemeinschaftlich auf einen Spaziergang durch die Stadt, um in alten Reminiscenzen zu schwelgen.

Das arme Städtchen hatte entsetzlich durch die Verheerungen des Wassers gelitten. Wenn auch der obere, um die Bahnstation und Kirche erbaute Teil verschont geblieben war, so zeigten sich im Gegenteil die tiefer gelegenen Straßen gänzlich überschwemmt, so daß nur die Dächer der Häuser herausragten.

Wo der Feldmarschalllieutenant und Bärenburg auf der Straße hinhorchten, hörten sie Schauergeschichten. Vor allen Hütten saßen Menschen, Frauen, Männer und Kinder, die nicht hingehörten, und die offenbar eilig ausquartiert, irgendwo hatten untergebracht werden müssen. Die Stuben hatten sich als zu eng erwiesen für die massenhaft hineingestopften Menschen, und da der Tag warm und sonnig war, saßen die Ueberschwemmten draußen auf Stühlen und Bänken, auch auf der Erde, die Männer rauchend, die Weiber mit einer Flickarbeit oder mit ihren Kindern beschäftigt, alle mit dem zufriedenen Ausdruck von Leuten, die, eben erst von einer überstandenen Angst aufatmend, noch nicht Kräfte genug gesammelt

haben, um sich mit dem Gedanken an die Zukunft zu quälen.

Und überall zwischen den Leuten erblickten die beiden ehemaligen Kavalleristen Dragoner mit roten Hosen und roten, breiten, fröhlichen Gesichtern.

Es waren stramme Bursche, der Feldmarschall-lieutenant freute sich an ihnen und ärgerte sich dann plötzlich darüber, daß sie in ihm nicht sofort den ehemaligen Reiterobersten und Vater gerade dieses Regiments erkannten, daß sie ihn vorüberziehen ließen wie jeden andern in Zivil gekleideten Reisenden, ohne ihn weiter zu beachten, ohne die Hände an die rote Mütze zu legen. Er teilte seine Gefühle Bärenburg mit, und Bärenburg bekannte sich zu ganz parallel laufenden Schwächen.

Der stechende, aber gesunde Geruch eines reinlich gehaltenen Pferdestalls wehte ihnen aus einem schwarz und gelb angestrichenen Thor entgegen, von dem der eine Flügel offen stand. Es war das Thor des Stalls, in dem die Pferde des zweiten Zuges untergebracht waren.

Es riß sie ordentlich hinein, nur der Gedanke, daß sie ihren zudringlichen Besuch erst durch ein langes und breites würden erklären müssen, bewog sie, vorüberzugehen. Aber die glänzenden, gutgestriegelten Pferdekruppen tanzten dem Feldmarschalllieutenant noch lange vor den Augen.

Plötzlich richtete Bärenburg den Blick auf das Schloß, das nach wie vor von dem Hügel, auf dem es erbaut worden war, recht überlegen auf das Städtchen heruntersah.

„Wie das aus dem Kamin raucht, aus zwei Kaminen,“ meinte er, „merkwürdig, es macht fast den Eindruck, als ob das Schloß bewohnt wäre. Ich muß fragen . . .“

„Unsinn! Sie glauben doch nicht, daß Swoyschin . . .“ fiel ihm der Feldmarschallieutenant heftig ins Wort.

„Zdenko ist alles im stande,“ erklärte Bärenburg gelassen. „Ich sage Ihnen ja, wenn so etwas einmal vorüber ist, so ist es ein für allemal vorüber bei ihm. Er hat der höheren Gewissenhaftigkeit seinen Tribut gezahlt, er ist krank geworden, dann Schwamm drüber, es ist vorbei.“

„So etwas,“ Baron Stahl deutete mit dem Daumen über seine Schulter hinüber nach dem Schloß, „so etwas ist nie vorbei, man vergißt es momentan, aber dann kommt's wieder.“

„Meinungsverschiedenheiten von zwei respektablen Gegnern, die sich hoffentlich darüber hinaus vertragen,“ lachte Bärenburg. Plötzlich vor Ueberraschung stehen bleibend, „Excellenz,“ rief er, „ich glaube, ich hab' recht, wir treffen einen Bekannten.“

Nun war auch Baron Stahl zusammengezuckt.

Hoch, schlank, braun kam ein junger Mann auf ihn zu, der ihm beide Hände entgegenstreckte.

„Herr Oberst, das heißt, ich sollte eigentlich sagen Excellenz!“ Aufrichtige Freude schimmerte in seinen dunklen Augen.

Alles, was die Zeit und kleine Empfindlichkeiten zwischen sie gelegt hatten, versank vor beiden. Es dauerte eine ganze Weile, ehe Swoyschin Bärenburg gewahr wurde. Dann begrüßte er ihn ebenfalls mit großer, wenn auch nicht ganz so enthusiastischer Herzlichkeit.

Swoyschin forderte die beiden Herren auf, im Schloß bei ihm zu soupieren und zu übernachten. Er that's nicht anders und schickte sofort einen Boten hinauf zur Schloßverwalterin, damit sie noch zwei Zimmer tüchtig ausheizen und auslüften lasse.

„Wohnst du eigentlich hier?“ erkundigte sich Bärenburg.

„Nein!“

„Also wie kommst du her?“

„Wenn mir die Elbe nicht nur einen Meierhof wegschwemmt, sondern das halbe Städtchen dazu, muß ich doch zuschauen, was sich für die armen Leute thun läßt,“ erwiderte Swoyschin.

„Ah, du hast dich aus höheren Humanitätsgründen herbegeben,“ meinte Bärenburg.

„Die Humanitätsgründe gehen bei uns Guts-

besitzern immer Hand in Hand mit unsern Interessen," entgegnete Swoyschin. „Die Herrschaften, auf denen niemand wohnt, liegen ohnehin im argen, auf denen genießt die Bevölkerung immer nur die Nachteile und nichts von den ausgleichenden Lichtseiten des Systems, das ausgedehnten Länderbesitz in einer Hand vereinigt. Solche Herrschaften sind immer Stiefkinder; ich war entsetzt über das Elend, was ich heute vorfand, es wär' wirklich eine Schande, da nicht ordentlich nach dem Rechten zu sehen. Vor allem muß man trachten, einer Typhusepidemie vorzubeugen."

„Also willst du dich länger hier aufhalten?" fragte Bärenburg.

„Vorläufig nicht. Ich werde ab und zu nachschauen kommen."

„Annie ist nicht mit?"

„Annie! Ich bitte euch, in ihrem Zustand! Ich kann mir ohnehin die Sorgen nicht aus dem Kopf schlagen, obzwar sie kerngesund ist, tausendmal unberufen, und der Doktor mich auslacht."

„Ah, ein freudiges Ereignis!" schmunzelte der Feldmarschallieutenant.

„Steht in allernächster Aussicht," erklärte der junge Ehemann, „und nicht wahr, Excellenz, wenn's ein Bub' ist, so übernehmen Sie die Patenschaft, wir rechnen auf Sie bei der Taufe."

„Wünschen Sie sich durchaus einen Buben, Swoyschin?“ fragte der Feldmarschallleutenant.

„Mir gilt's gleich,“ erklärte Zdenko, „einen Buben zum Erziehen, ein Mädel zum Verziehen, wie's der liebe Gott bestimmt, aber freuen thu' ich mich auf den kleinen Balg, fast wie meine Frau, und — das will etwas sagen. Gott behüt' sie, sie wird eine herzige Mama sein.“

Also plaudernd schlenderten sie gemütlich die Hauptstraße des Ortes entlang. Swoyschin hatte noch bei seinem halb weggeschwemmten Meierhof zu thun, und die Herren begleiteten ihn.

Er plauderte in einem fort; er hatte sein gewinnendes, lebensfrisches Lächeln, seine warme Stimme wiedergefunden, er sprühte von Lebenslust.

Plötzlich, durch die helle Herbstluft klagten schaurige, langgezogene Töne, Trauerposaunen offenbar. Erst war's nur ein dumpfes Jammern, dann hörte man deutlich einen Trauermarsch, denselben Trauermarsch, mit dem die Leiche Gina Ginoris zu ihrer letzten Ruhestätte geleitet worden war. Dazu Ministranten, die Räucherfässer schwangen, Ministranten mit Bannern und Kreuzen, an denen schwarze Florbänder flatterten, der Geistliche im Trauerornat, endlich, von sechs Burschen getragen, von Kränzen bedeckt, der Sarg. Mit mäßiger Neugierde blickten Stahl und Bärenburg dem Zuge nach. Als er vorüber war

und sie sich nach Swoyschin umsahen, merkten sie, daß dieser ganz grün geworden war und den Atem mühsam mit einer Art Widerwillen einzog.

„Was ist dir?“ fragte Bärenburg.

„Mir machen Leichen immer einen unangenehmen Eindruck,“ murmelte Swoyschin.

* * *

Der Abend war hereingebrochen, die drei Herren hatten ihre Quartiere im Schloß bezogen.

Das Zimmer des Feldmarschallieutenants war gut gelüftet und ausgeheizt, die alten Möbel glänzten von frisch abgeriebener Politur, ein angenehmer Geruch von altem Holzwerk schwängerte die Luft, und ein altmodischer Strauß von bunten Herbstblumen stand auf dem Tisch. Man konnte sich schwer etwas Gemütlicheres ausdenken. Da er als verunglückter Reisender gepäcklos war, so hatte er nicht die Möglichkeit, sich für den Abend umzukleiden, aber immerhin drängten ihn seine Gewohnheiten dazu, sich ein wenig sauber zu machen vor dem Souper.

Er hatte um warmes Wasser ersucht.

Der Zimmerwärter, dem seine persönliche Bedienung anvertraut war, brachte es ihm.

Der Feldmarschallieutenant nickte dankend; er hätte die Gesellschaft des alten Maresch weiterhin nicht ungern entbehrt, aber der alte Maresch hatte offenbar Lust, ihm dieselbe zu leisten.

Zu einem einsamen Leben verurteilte Schloßwärter werden gewöhnlich sehr redselig, wenn sich ihnen einmal die Gelegenheit dazu bietet, und wenn sie sich ihnen nicht bietet, brechen sie sie vom Zaun.

„Brauchen Excellenz noch etwas?“ fragte er, sich von einem seiner gichtbrüchigen Füße auf den andern wiegend.

„Nein, nein, es ist alles in bester Ordnung.“

Aber Maresch ging nicht. „'s ist auch ein schönes Zimmer,“ begann er von neuem.

„Ja, ein sehr schönes Zimmer,“ versicherte der alte Kavallerist.

„Nur die Aussicht ist unangenehm.“

„Wieso?“ fragte Stahl. „Die Aussicht ist reizend. Sie müssen sehr verwöhnt sein, wenn die Ihnen nicht gefällt. Aber,“ fügte er neckend hinzu, „Sie ziehen wahrscheinlich die Gebirgslandschaft vor.“

„Excellenz sollten sich nicht lustig machen über einen armen Menschen,“ entgegnete empfindlich der Alte. „Die Aussicht ist unangenehm, weil sie auf den Kirchhof geht, alle Zimmer sehen auf den Kirchhof. Und wie der Kirchhof ausschaut nach den Regengüssen! Die Kreuze umgerissen, das Erdreich abgeschwemmt, an einigen Stellen die Särge zu Tage liegend, entsetzlich, und dazu die unheimlichen Zustände im Schloß!“

„Aber Maresch,“ ermahnte ihn Baron Stahl,

dem das Gefasel des Alten doch anfing ein gewisses Interesse abzugewinnen, „ein vernünftiger Mann wie Sie wird doch nicht im Ernst an Gespenster glauben.“

„Ich habe auch nicht daran geglaubt, eh ich den Dienst im Schloß hier antrat. Aber ich weiß, was ich weiß.“ Der Alte wiegte bedächtig das Haupt. „Excellenz mögen von mir denken, was Excellenz wollen. Es ist mir freilich lieber, daß Excellenz etwas Gutes denken, aber endlich, wenn mich Excellenz für einen abergläubischen Narren halten mögen, muß ich's auch hinnehmen, aber,“ fügte er leise hinzu, „es spukt im Schloß.“

„So!“ erwiderte Baron Stahl, indem er die ihn immer stärker beherrschende Neugier hinter einem überlegenen Lächeln zu bergen trachtete, „und hm! welcher Art sind denn diese Spukerscheinungen?“

„An gewissen Nächten im Herbst zeigen sich die Fenster des großen Saals plötzlich hell erleuchtet, und man hört leise Musik, und jedesmal kurz darauf stirbt jemand.“

„Nun, es sterben immer Leute auf der Welt,“ entgegnete der Baron.

„Ja, aber da stirbt immer nur eine besondere Sorte, von der der liebe Gott nicht zu viel auf der Welt herumlaufen läßt, immer irgend ein besonders glücklicher junger Ehemann, immer im ersten Jahr. Und da sagen die Leute in der Gegend . . .“

„Nun, was sagen die Leute?“

„Sie sagen: Den hat sich die Gräfin Ginori geholt!“

* * *

Jetzt saßen die beiden Freunde beisammen, um einen kleinen, runden, freundlich gedeckten Tisch.

Das Souper war vorüber. Nur Weingläser und Flaschen standen noch auf dem blendend weißen Tafeltuch.

Die Schloßverwalterin hatte ihr Möglichstes gethan. Einer nach dem andern der drei Herren rühmte ihre kulinarischen Leistungen, der gutmütige Hausherr nicht am wenigsten.

Der Jäger und der Zimmerwärter, welche die Bedienung besorgt hatten, waren verschwunden. Die drei Freunde waren allein.

„Na, war ganz gemütlich!“ meinte Swoyschin.

„Urgemütlich,“ bestätigten seine Gäste.

Sie waren in ausgezeichneter Stimmung. Der Feldmarschallieuteant hatte soeben mit seinen beiden jungen Freunden Bruderschaft getrunken, weshalb sie ihn von da ab „du Excellenz“ titulierten.

„Wenn ihr mir beide die Freude macht, noch vor Weihnachten zu den Hauptjagden nach Radin zu kommen,“ bemerkte jetzt Swoyschin, „so werden die Menüs etwas komplizierter sein, aber viel besser

wird's uns auch nicht schmecken. Das große Ereignis wird ja hoffentlich längst vorüber und alles in Ordnung sein.

„Es bleibt natürlich dabei, Excellenz, wenn's ein Bub' ist, so hebst du ihn aus der Taufe. Es thut mir heut noch leid, daß du bei meiner Hochzeit gefehlt hast. Als ich mich mit der Annie verlobt hatte, raffte ich mich endlich auf und schrieb dir, wie glücklich ich sei, und daß du bei meiner Trauung nicht fehlen dürftest. Es hat mich verstimmt, daß ich keine Antwort erhielt. Ich dachte, du habest mir mein langes Schweigen übelgenommen und wolltest nun Gleiches mit Gleichem vergelten."

„Dummheiten!" entgegnete ihm Baron Stahl warm. „Ich versichere dich, daß ich, wenn ich den Brief erhalten hätte, von den Cordilleren nach Hause zurückgeeilt wäre, deine Hochzeit mitzufeiern. Aber ich habe ihn nicht bekommen, was wahrscheinlich auf den unsteten Lebenswandel zurückzuführen ist, dessen ich mich die letzten Jahre schuldig gemacht habe. Ich bin auf der Landkarte herumgerutscht wie ein steckbrieflich Verfolgter. Da wird der Brief schließlich müde geworden sein, mir nachzulaufen. Schade, ich hätte für mein Leben gern die Gräfin Annie im Brautkranz gesehen."

„Der hat ihr allerdings reizend gelassen," murmelte Swoyschin mit verträumten, feucht schimmern-

den Augen. „Du mußt selbst zugestehen, Bärenburg, daß du selten eine hübschere Braut gesehen hast.“

„Ich beschwöre es!“ Und Bärenburg hob zwei Finger in die Höhe.

„Und auch Annie hat dich sehr bei unsrer Hochzeit vermißt,“ fuhr Swoyschin fort; „obzwar sie verhältnismäßig noch wenig mit dir beisammen war, hat sie dir doch ein sehr freundschaftliches Andenken bewahrt. Sie braucht nicht lang dazu, jemand schätzen zu lernen, die Annie, und wenn sie ihn einmal schätzt, dann bleibt's dabei fürs Leben, durch dick und dünn. Sie kennt sich aus, die Kleine, sie kennt sich aus.“

„Das hat sie bewiesen,“ erklärte mit humoristischem Ueberzeugungsernst und einem Streifblick auf den Vetter Bärenburg.

„Spotte nur, du alter Possenreißer,“ replizierte Swoyschin lustig, „wir wollen's der Welt noch beweisen, ob sie sich ausgekannt hat oder nicht.“

Wenn man ihn so sah in der Vollkraft seiner tapferen, lebensfröhlichen, energischen Männlichkeit, schien der Beweis nicht schwer zu führen.

Bärenburg lachte und meinte: „Ich wett' lieber für als gegen. Denn wenn mein Glaube an deine unerschütterlichen Tugenden einigermaßen mit ‚wenn und aber‘ verklausuliert ist, so ist im Gegenteil mein Glaube an Annies guten Einfluß absolut unwandelbar und grenzenlos.“

„Auf das Wohl der jungen Frau!“ rief der Feldmarschallieutenant.

„Herzlichen Dank,“ entgegnete Swoyschin und hielt sein Glas hin. Mit einemmal wurde er aschfahl, das Glas fiel ihm aus der Hand und zerschellte in tausend Splitter. Er sprang auf. „Wer ist das?“ rief er, auf einen bestimmten Punkt hindeutend. „Fort! hinaus!“

Da plötzlich wurde es stockfinster, und durch die Finsternis antwortete das Echo in dem großen, kahlen Zimmer: „Fort! hinaus!“

Baron Stahl fühlte eine schwere, kalte Hand auf seinem Arm, die sich wie in Todesangst an ihn klammerte, die Hand Swoyschins.

Die Finsternis war dicht und drückend, nur ein schmaler Streifen Mondlicht zog sich, durch die geschlossenen Fensterläden dringend, über das Parkett.

Bärenburg war der erste, welcher sich zurechtfand. Er tastete nach der Kerze, welche den Freunden zum Anzünden ihrer Cigaretten gedient hatte und zugleich mit der elektrischen Beleuchtung ausgegangen war, und zündete sie mittels der Zündhölzer, die er bei sich hatte, an. Die Flamme malte eine kleinwinzige Lichtinsel in die Dunkelheit des großen Zimmers, aber wenigstens genügte das bißchen Helligkeit, die Stelle zu finden, wo die Schelle

angebracht war. Er ging darauf zu und läutete die Dienerschaft herbei.

„Was ist denn geschehen?" fragte Swoyschin, der endlich seine Fassung gewonnen hatte, etwas ungeduldig den Zimmerwärter, der leichenblaß hereingestürzt war.

„Die elektrische Leitung ist ausgegangen," erwiderte der Alte, an allen Gliedern zitternd, „wie das zugegangen ist, weiß Gott, mit rechten Dingen nicht. Es ist nicht geheuer im Schloß."

„Unsinn," murmelte Swoyschin.

„Die Leitung wird einfach unterbrochen worden sein, es wird mit der Ueberschwemmung zusammenhängen," sagte Bärenburg, der gar nichts davon verstand.

Der Zimmerwärter schüttelte den Kopf, der Jäger hinter ihm faltete flehend die Hände. „Wenn gräfliche Gnaden nur ein Einsehen haben wollten! Gräfliche Gnaden sollten nicht im Schloß übernachten."

„Daß du auch so dumm bist, Martin, das wundert mich," erklärte Swoyschin scharf, „aber ich hab's schon gesagt: du kannst im Stall schlafen, wenn du dich im Schloß fürchtest. Jetzt schaut, daß ihr Licht herbeischafft, Lampen, Kerzen, was ihr bei der Hand habt, und dann könnt ihr meinetwegen alle beide zum Teufel gehen."

In kurzer Zeit war der Salon wieder hell, die Stimmung irgendwie hergestellt.

„Und jetzt spielen wir eine Partie Tarock, um uns zu erholen," rief Swoyschin, an den Spieltisch herantretend, der schon vor dem Souper herausgerückt worden war; ein Spieltisch eigentümlicher Konstruktion, altmodisch und bequem, ganz mit grünem Tuch überzogen, in jeder seiner vier Ecken war ein Leuchter eingeschraubt.

Sie spielten eine Partie nach der andern, Swoyschin mit rasendem Glück.

War es Verstellung, die an Heldenmut grenzte, war es einfach die Elasticität einer im Grunde genommen leichtsinnigen Natur, nach einer halben Stunde merkte man ihm nichts mehr an. Als er zum Schluß noch einen „Pagat ultimo" angesagt und mit Glanz gewonnen hatte, legte man die Karten nieder.

Gegen elf Uhr wurden noch ein paar einfache Erfrischungen gereicht. Der gute Bordeaux versetzte die Freunde in eine muntere Stimmung. Swoyschin machte einen durchaus vergnügten Eindruck.

Dann wurde noch mit großer Gewissenhaftigkeit abgerechnet. Man verabredete ein gemeinschaftliches Frühstück und trennte sich lustig, wie sich Menschen trennen, die sich auf den Morgen freuen.

* * *

In sein Zimmer zurückgekehrt wurde Baron Stahl nachdenklich.

Keine eigentlich gruseligen Gefühle, eher eine Art besorgter Neugierde wandelte ihn an. „Werde ich heute nacht etwas Besonderes erleben?" fragte er sich.

Er öffnete das Fenster, um den frischen Hauch der Herbstnacht hereinzulassen, und dabei warf er einen Blick auf die Landschaft.

Aus dem schwarzblauen Himmel strahlte der Vollmond, keine Wolke dort oben, aber über der Erde hinschleichend um die entblätterten Büsche des Parks silbrige, regenbogenfarbig geränderte oder durchschillerte Nebel. Auch an den Hügeln, die sich von der Parkmauer herabschrägten, schlichen sie dahin, über dem Kirchhof wogten sie zwischen umgerissenen Leichensteinen und Kreuzen, über den zerwühlten Gräbern und um die Trauerweiden und Lebensbäume herum.

Es war ein zauberisches, aber unheimliches Bild, Baron Stahl konnte seinen Blick nicht davon losreißen.

Endlich, mit einer Art Ueberwindung, machte er das Fenster zu und begann sich auszukleiden, den Fensterladen hatte er zu schließen unterlassen. Es war ihm stets unangenehm, das Licht herauszusperren. „Ich will es fühlen, wenn der Morgen kommt," pflegte er zu sagen.

Eben im Begriff, sich niederzulegen, hörte er leises Klopfen an seiner Thür.

„Wer ist's?“ fragte er.

„Ich bin's,“ antwortete flüsternd die Stimme Swoyschins. „Bist du noch wach?“

„Ja.“

„Darf ich hinein?“

„Komm nur.“

Die Thür öffnete sich, Swoyschin trat ein. Ein verlegenes Lächeln stand auf seinen Lippen.

„Verzeih, daß ich dich störe, aber es ist zu dumm. Sie haben mir das Zimmer eingeräumt, in dem die Ginori gewohnt hat, ich wußte selbst nicht, daß es das war, jetzt reim' ich mir's zusammen, der unausstehliche Leichengeruch, den sie immer an sich hatte, ist an den Wänden hängen geblieben. Von dir kann ich sicher sein, daß du mich nicht verratst, und auslachen wirst du mich auch nicht. Ich möcht' mich auf den Diwan ausstrecken bei dir, früh kriech' ich wieder in das verdammte Loch zurück. Es braucht's niemand zu wissen außer dir, daß . . . daß mir's schließlich — na, die Lügerei nützt ja doch nichts — sehr unangenehm ist, hier zu übernachten.“

„Mich wundert's nicht, ich bin froh, daß du zu mir gekommen bist,“ erklärte der Feldmarschallleutenant. „Mach dir's bequem.“ Der alte Herr nahm ein Kissen aus seinem Bett und eine Decke und rich-

tete auf dem Diwan ein möglichst bequemes Lager her für seinen Gast.

Dieser schien vorläufig nicht daran zu denken, sich niederzulegen. Er hatte sich in einen Lehnstuhl gesetzt, die gefalteten Hände zwischen den Knieen, den Oberkörper vorgebeugt starrte er auf den Fußboden.

„Ich kann dir nicht sagen, wie ich's bereu', daß ich dieses verfluchte Schloß nicht längst hab' einreißen lassen," begann er nach einer Weile. „Ich hätte bei einem meiner Beamten übernachten können, während jetzt, da der Kasten nun einmal dasteht, muß ich hier wohnen. Ich kann's den Leuten im Ort doch nicht so deutlich zeigen, daß ich entweder ein Narr oder ein abergläubischer Einfaltspinsel bin. Ja, es ist mir damisch unangenehm, aber man darf nicht daran denken."

„Ich bedaure dich von ganzem Herzen," sagte Baron Stahl mitleidig, „aber die Nacht wird bald vorüber sein, und morgen wirst du leicht einen anständigen und stichhaltigen Vorwand finden für deine Abreise."

Er legte dem jungen Mann die Hand auf die Schulter. Er hatte so eine Idee, als ob eine warme, menschlich lebendige Berührung am ehesten danach angethan sei, die kalte Gespensterfurcht zu bannen.

Die beruhigende Wirkung blieb nicht aus. Swoyschins Stimme klang bedeutend normaler, da er nach einer Pause von neuem anhub: „Was so ein paar Stunden aus einem Menschen machen können! Es

ging alles ganz gut bis zu dem Moment nach dem Souper. Weißt du, warum mir das Glas aus der Hand gefallen ist?"

„Nein."

„Die schwarze Gestalt ist mir erschienen. Du weißt, dieselbe, die ich dir gezeigt hab' damals auf dem Eisplatz, wie die arme Doktorin ertrunken ist."

„Ueberreizte Nerven, weiter nichts," erklärte der alte Soldat. „Du hast dir doch große Gewalt anthun müssen, da rächt sich die Natur irgendwie."

„'s wird wohl so sein," meinte Zdenko, „'s geht wieder vorüber. Ach, ich fang' an, sehr schläfrig zu werden, die Augen fallen mir zu." Er streifte seinen Rock ab; ehe er sich niederlegte, zog er ein kleines Etui heraus, öffnete es und reichte es dem Freiherrn. „Du erkennst es?" fragte er, „es ist dasselbe, nur das Glas ist neu."

Das reizende Bild Annies lachte dem Feldmarschalllieutenant aus dem Etui entgegen.

„Mein Schatz," murmelte Swoyschin, küßte das Bildchen und stellte es auf den Tisch neben dem Diwan, auf den er sich halb angekleidet ausstreckte.

„Bin recht froh, daß du mich aufgenommen hast, gute Nacht."

Das letzte Wort war kaum von seinen Lippen gefallen, so schlief er bereits fest.

Der Feldmarschallieutenant breitete die seinem

eignen Bett entnommene Decke über ihn. Er riegelte jetzt doch den Fensterladen zu, um das unheimliche Mondlicht auszusperren, und ließ eine brennende Kerze auf dem Tisch inmitten des Zimmers stehen. Dann streckte er sich auf sein Lager aus.

Auch er schlief bald ein, bald und fest.

Mit einemmal war's ihm mitten im Traum, als höre er ferne Musik. Musik . . . eine sonderbare Musik. Etwas Undeutliches, Unbeschreibliches, eine Melodie, deren Umrisse er nicht finden konnte, so fern und verschwommen klang sie herüber, etwas, das an Aeolsharfen und die Stimmen des Windes erinnerte. Er horchte atemlos, jetzt hörte er deutlich den Rhythmus eines Walzers.

Immer noch im Traum sah er sich um, wo das alles herkam, und blickte gerade auf den Kirchhof hinunter. Und dort zwischen den Leichensteinen tanzten bleiche Mädchen, in regenbogenfarbige Dünste eingehüllt.

Da, aus einem der Gräber erhob sich etwas Schmales, Schwarzes, eine schlanke Gestalt mit einer tief in das Gesicht gezogenen Kapuze, unter der man ein Paar glühende Augen grausam schimmern sah.

Plötzlich warf sie die dunkle Hülle ab, wie ein Schmetterling aus der Puppe schlüpft, und stand da im Brautkleid, Schleier und Myrtenkranz auf dem Kopf.

Sie warf übermütig die Arme in die Luft. Und es war etwas Schreckliches in ihrem Gesicht, der sieg=

hafte Hohn eines Totenkopfes. Dann nahm sie den zurückgeworfenen Schleier unterm Kinn zusammen, löste sich von den tanzenden Mädchen und schritt geradeaus auf das Schloß.

Baron Stahl erwachte. Was war das, es klang wie das Flattern eines Vogels, der durch eine Fensterscheibe dringen will.

Wer konnte das sein? Er wollte nachsehen.

Da plötzlich hörte er noch etwas andres, etwas unbeschreiblich Grausiges, leises, kicherndes, höhnendes, sieghaftes Lachen. Es klang, als ob Eisstücke aneinander klirrten.

Plötzlich ein gellender, zischender Windstoß, der Fensterladen sprang auf, die Kerze verlöschte.

Der Feldmarschalllieutenant hatte das Gefühl, als drücke ihn eine eiskalte Last auf den Kopf ... dann wußte er von nichts mehr.

Als er zu sich kam, war es heller Tag, und die Stimme Bärenburgs rief aus dem Korridor: „Excellenz, verzeih, es ist spät, ich bin besorgt, weißt du nichts von Zdenko?"

Der Feldmarschalllieutenant sprang auf, rieb sich die Augen. „Still, mach keinen solchen Lärm, komm herein."

Er fuhr in seine Kleider und wollte Bärenburg einlassen. Zu seinem Schrecken stand der Zimmerwärter neben ihm.

„Wir können den Herrn Grafen nicht finden,“ rief er, „in seinem Zimmer ist er nicht!“

„Er ist bei mir,“ flüsterte Stahl. Und hastig erklärte er Bärenburg die Situation.

Inzwischen hatte sich der Zimmerwärter seinem schlafenden Herrn genähert.

Plötzlich zuckte er zusammen: „Um Gottes willen!“ schrie er.

„Schweigen Sie, wecken Sie ihn nicht,“ gebot Baron Stahl.

„Den weckt kein Mensch mehr,“ sagte der Alte dumpf und schlug ein Kreuz.

Zu Tode erschrocken traten die beiden Freunde auf den Diwan zu.

Dort lag Swoyschin, das Gesicht in einem Ausdruck qualvollsten Entsetzens verzerrt, bleich, regungslos.

Baron Stahl legte ihm die Hand aufs Herz, legte das Ohr an seinen Mund. Kein Pulsschlag mehr, kein Hauch, kalt und starr, eine Leiche.

Neben ihm in Trümmern auf dem Fußboden das Bildchen seiner jungen Frau.

Der Ratlosigkeit der beiden Männer nicht achtend zündete der alte Diener die Kerze an, stellte sie zu Häupten des Toten, faltete die Hände leise und flüsterte: „Und da wollen sie behaupten, daß von drüben niemand wiederkommt.“

Werke Ossip Schubins.

Bei Heinrich Minden in Dresden und Leipzig:

Ehre. 1 Band. 8. Auflage.
Finis Poloniae. 1 Band. 3. Auflage.
Thorschlußpanik. 1 Band. 4. Auflage.
Unheimliche Geschichten. 1 Band. 2. Auflage.
Con fiocchi. 1 Band. 3. Auflage.

Bei Hermann Costenoble in Jena:

Bravo rechts. 1 Band. 2. Auflage.
Erinnerungen eines alten Oesterreichers. 1 Band.

Bei Gebrüder Paetel in Berlin:

Unter uns. 1 Band. 4. Auflage.
Gloria victis. 1 Band. 3. Auflage.
Boris Lensky. 3. Auflage.
Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. 3. Auflage.
Dolorata. 2. Auflage.
Mal' occhio. 2. Auflage.
Geschichte eines Genies. 2. Auflage.
Etiquette. 3. Auflage.

Bei G. Westermann in Braunschweig:

Asbeïn. 3. Auflage.

Bludicka.

Heil dir im Siegerkranz. 2. Auflage.

Gräfin Ericas Lehr- und Wanderjahre. 3. Auflage.

Woher tönt dieser Mißklang durch die Welt. 2. Auflage.

Bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart:

Erlachhof. 4. Auflage.

O du mein Oesterreich. 3. Auflage.

Gebrochene Flügel. 3. Auflage.

Ein müdes Herz. 3. Auflage.

Maximum. 2. Auflage.

Wenn's nur schon Winter wär'!

Bei J. Engelhorn in Stuttgart (Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek):

Schatten.

Die Heimkehr.

Vollmondzauber.

Neunter Jahrgang.

Band
1. 2. Ohnet, Im Schuldbuch des Hasses.
3. Savage, Meine offizielle Frau.
4. Zehren, Sein Genius.
5. 6. Croker, Ein Zugvogel.
7. Silen, Violette Merian.
8. Lay, Fräulein Kapitän.
9. 10. Gordon, Ein puritanischer Heide.
11. Coppée, Das Stück Brot und andere Geschichten.
12. Bret Harte, In der Prairie verlassen.
13. 14. de Berkerey, Zwischen Lipp' und Kelchesrand.
15. Conway, Mein erster Klient und andere Geschichten.
16. de Tinseau, Auf steinigen Pfaden.
17-19. Malot, Heimatlos.
20. v. Heigel, Baronin Müller.
21. Mairet, In guter Hut.
22. Eckstein, Das Kind.
23. 24. Warden, Das Haus am Moor.
25. Serao, Giovannino oder den Tod! — Dreißig Prozent.
26. Toudouze, Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang.

Band
1. 2. Cherbuliez, Das Geheimnis des Hauslehrers.
3. v. Wildenbruch, Das wandernde Licht.
4. St. Aubyn, Einer alten Jungfer Liebestraum.
5. Schubin, Schatten.
6. 7. Croker, Unerwartet.
8. Franzos, Ein Opfer.
9. 10. Nielsen, Die Möwe.
11. Simmy, Geopfert.
12. Dick-May, Unheimliche Geschichten.
13. 14. v. Bülow, Margarete und Ludwig.
15. Mrs. Oliphant, Die Herzogstochter.
16. Daudet, Briefe aus meiner Mühle.
17. 18. Sims, Erinnerungen einer Schwiegermutter.
19. v. Roberts, Lou.
20. Lie, Hof Gilje.
21. 22. de Marchi, Don Cirillos Hut.
23. Schultz, Jean von Kerdren.
24. Villinger, Unter Bauern.
25. 26. Savage, Prinz Schamyls Brautwerbung.

Elfter Jahrgang.

Band
1. 2. Ohnet, Das Recht des Kindes.
3. v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch.
4. Peard, Mademoiselle.
5. 6. Bourget, Kosmopolis.
7. Stockton, Eine schnurrige Geschichte.
8. Coppée, Die wahren Reichen.
9. 10. Bock, Simson und Delila.
11. Jókai, Die gelbe Rose.
12. Gréville, Verloren.
13. 14. Croker, Zwei Herren.
15. de Amicis, Eine Schultragödie.
16. Harraden, Schiffe, die nachts sich begegnen.
17. 18. Spielhagen, Susi.
19. Tim.
20. Munch, Frauen.
21. 22. de Berkeley, Die alte Geschichte.
23. v. Heigel, Der Sänger.
24. Sims, Möblierte Wohnungen.
25. 26. Clifford, Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang.

Band
1. 2. v. Wolzogen, Die Erbschleicherinnen.
3. Ottolengui, D. Kameenknopf.
4. Claretie, Die Cigarette und andere Geschichten.
5. 6. Benson, Dodo.
7. Zehren, Die Brüder.
8. Howells, Pflichtgefühl.
9. 10. v. Roberts, Revanche!
11. Serrao, Pinsel und Meißel.
12. v. Gersdorff, Schwere Frage.
13. 14. Rameau, Das Magdalenenhaar.
15. Moore, Der Verkauf einer Seele.
16. Savage, Wandelbilder.
17. 18. Spielhagen, Selbstgerecht.
19. Jerome, Roman-Studien.
20. Busse, Jugendstürme.
21. 22. Croker, Eine Familienähnlichkeit.
23. van Horst, Verbotene Frucht.
24. Moeller, Gold und Ehre.
25. 26. Iota, Eine gelbe Aster.

Dreizehnter Jahrgang.

Band
- 1. 2. Voß, Villa Falconieri.
- 3. Ohnet, Die Tochter des Abgeordneten.
- 4. Hopfen, Die Siegerin.
- 5. 6. Croker, Eine dritte Person.
- 7. Gyp, Flederwischs Heirat.
- 8. Bigot, Eine internationale Ehe.
- 9. 10. Gerbrandt, Sich selber treu.
- 11. Loti, Islandfischer.
- 12. Böhlau, Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten.
- 13. 14. Rod, Die weißen Felsen.
- 15. von Heigel, Der Herr Stationschef.
- 16. de Berkeley, Ein Reiseabenteuer.
- 17. 18. Savage, Die Hexe von Harlem.
- 19. Verga, Königstigerin.
- 20. Boyesen, Selbstbestimmung.
- 21. 22. Mengs, Frost im Frühling.
- 23. Niemann, Smaragda.
- 24. Croker, Lady Hildegard.
- 25. 26. Luska, Zu jung gefreit.

Vierzehnter Jahrgang.

Band
- 1. 2. von Wolzogen, Der Kraft-Mayr.
- 3. Böhlau, Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten.
- 4. Mathers, Das Bäschen vom Lande.
- 5. 6. Ohnet, Der Pfarrer von Favières.
- 7. 8. Schubin, Die Heimkehr.
- 9. de Tinseau, Vergessene Pflicht.
- 10. Hyne, Gauner-Ehre.
- 11. de Amicis, Liebe und Gymnastik.
- 12. 13. Croker, Ein Millionär.
- 14. Brada, Im Joch der Liebe.
- 15. Böhlau, Verspielte Leute.
- 16. Robinson, Die goldene Hand.
- 17. 18. von Roberts, Die schöne Helena.
- 19. Murray, Der Bischof in Not.
- 20. Gréville, Das Geständnis.
- 21. 22. White, Korruption.
- 23. Vincent, Künstlerblut.
- 24. Merrick, Eine persönliche Ansicht.
- 25. 26. Golowin, Die Nihilistin.

Fünfzehnter Jahrgang.

Der Väter zweie. Von Hans Hopfen. 2 Bände.

Der so allgemein beliebte Autor bewährt sich in diesem neuen Roman wieder als ein Erzähler ersten Ranges. Mit regster Teilnahme folgt der Leser dem spannenden Faden der reichbewegten Handlung dieser so recht aus dem modernen Großstadtleben geschöpften Geschichte, in deren Personen uns Menschen voll individuellen Lebens entgegentreten.

Um eines Haares Breite. Von Headon Hill.

Eine englische Zeitung schreibt über diesen spannenden Roman: „Wem seine Nachtruhe lieb ist, der fange dieses Buch nicht vor Schlafengehen zu lesen an, denn er wird es schwer finden, es wieder wegzulegen, bevor er zum Schlusse gelangt ist."

Willibald Menz. Lavafluten. Von Ernst Eckstein.

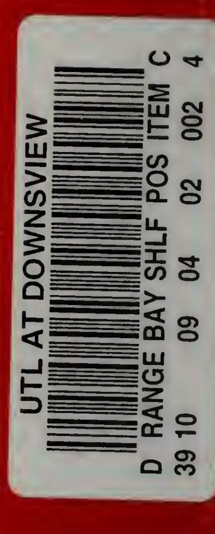
In einem packenden Beispiel aus dem Leben behandelt der allbeliebte Erzähler in der ersten der beiden Novellen das vielerörterte Problem des Zweikampfes, während er uns in der zweiten einen nicht minder fesselnden tragischen Konflikt aus dem italienischen Volksleben schildert.

Nimrod & Cie. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

In wirksamem Kontrast stellt Ohnet in diesem vorzüglichen Pariser Kultur- und Sittenbild der vierschrötigen Gestalt des Bankiers Nunno, den wir schon in mehreren seiner Romane als köstliche Nebenfigur kennen gelernt haben, das zarte Bild der lieblichen Tochter des Emporkömmlings gegenüber.

Der alte Herrenhof. Von Mathilde Malling. Aus dem Schwedischen.

Mit der ganzen Kunst ihrer Feder erzählt uns die berühmte schwedische Schriftstellerin hier eine anziehende Familiengeschichte, die so ganz aus dem Leben gegriffen ist und so ganz den Stempel der Wahrheit trägt, daß es einem beim Lesen warm ums Herz wird, weil man mit den auftretenden Personen liebt und leidet, hofft und fürchtet, ihnen wie lieben Verwandten nahetritt und am Schlusse nur ungern von ihnen Abschied nimmt.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 09 04 02 002 4